

DER STANDARD

LESEN & SCHREIBEN

Mit Beiträgen von Xaver Bayer, Karen Duve, Sabine Gruber, Josef Haslinger, Paulus Hochgatterer, Ernst Molden, Robert Pfaller, Thomas Sautner, Margit Schreiner, Wendelin Schmidt-Dengler, Linda Stift, Marlene Streeruwitz und Peter Turrini

SA./SO., 6./7. SEPTEMBER 2008 | ÖSTERREICHS UNABHÄNGIGE TAGESZEITUNG | HERAUSGEGEBEN VON OSCAR BRONNER | € 1,50

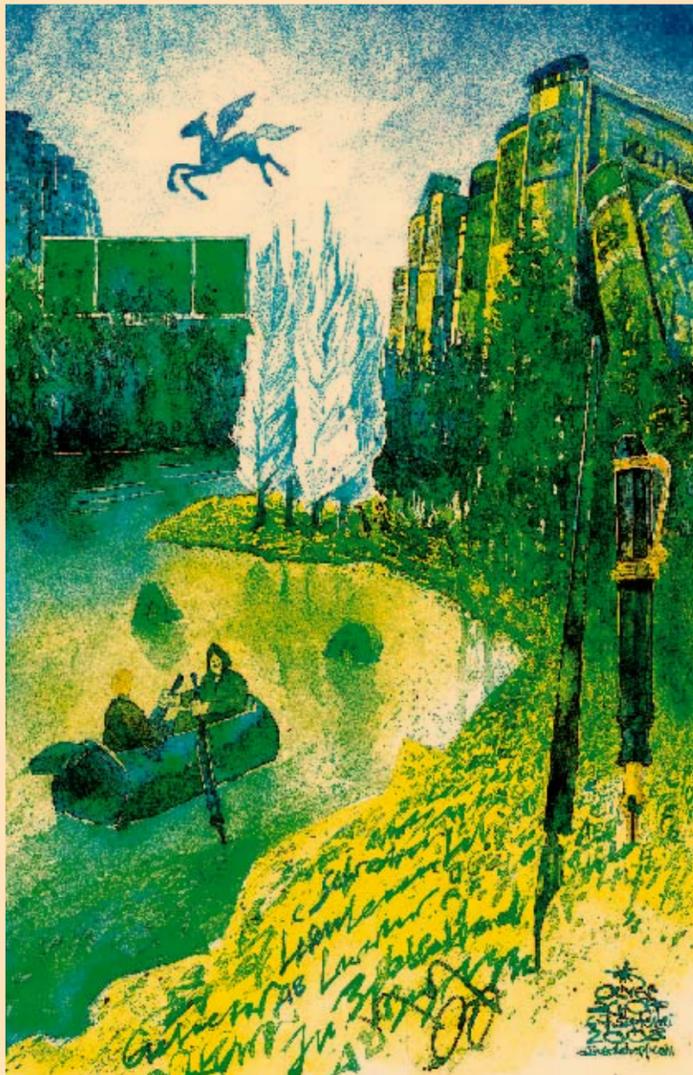
Zeitung von Schreibern für Leser

Lesen und Schreiben sind die wichtigsten Kulturtechniken. Aus Anlass des Schulstarts in Österreich, des bevorstehenden Weltalphabetisierungstages am 8. September und der nahenden Frankfurter Buchmesse haben wir uns entschlossen, eine Schwerpunktausgabe zu diesem Thema zu machen.

Wir haben Schriftsteller gebeten zu schildern, was sie lesen, wie ihre persönlichen Zugänge zum Schreiben sind. Viele Autoren haben darum gebeten, dass ihr Beitrag in alter Rechtschreibung oder in Kleinbuchstaben erscheint. Wir haben dem Wunsch entsprochen, wodurch in dieser Zeitung Unterschiede in der Orthografie auffallen. Dies soll auch ein Anstoß zu einer weiteren Diskussion zum Thema Rechtschreibung sein.

An dieser Ausgabe haben viele mitgewirkt, bei **Bettina Stimeder** und **Rudi Reiterer** lagen Koordination und Gestaltung. Wir hoffen, mit dieser Ausgabe vor allem eines zu bewirken: Lust aufs Lesen – so wie wir Spaß am Schreiben haben.

Alexandra Förderl-Schmid
Chefredakteurin



Unesco: 300.000 Österreicher sind Analphabeten

Zehn bis 30 Prozent der Erwachsenen in der EU können weder lesen noch schreiben

Wien – Rund 77 Millionen Kinder weltweit wachsen bis heute ohne Schulbildung auf. Etwa 774 Millionen Erwachsene sind Analphabeten. So lauten die aktuellen Zahlen, die die Unesco im Vorfeld des Weltalphabetisierungstages am kommenden Montag, dem 8. September, bekanntgibt. Nicht nur in den Entwicklungsländern, auch in den 25 EU-Mitgliedsländern gibt es funktionellen Analphabetismus. Auf zehn bis 30 Prozent der erwachsenen EU-Gesamtbevölkerung schätzen Unesco-Experten die Zahlen jener, die weder lesen noch schreiben können.

Für Österreich liegt diese Schätzung bei 300.000 Personen. Zwar existieren keine gesicherten Daten, da bisher kein Geld in entsprechende Studien investiert worden war. Hinweise liefert jedoch die Pisa-Studie von 2006, laut der in Österreich 21,5 Prozent der Schüler zu jener Risikogruppe gehören, die gegen Ende der Pflichtschulzeit nur unzureichend sinnerfassend

lesen kann. Im kommenden Jahr, 2009, wird Österreich auf Beschluss des Bildungsministeriums unter Claudia Schmied an der OECD-Studie PIAAC (Programm for the International Assessment of Adult Competencies), einer Art Pisa-Studie für Erwachsenenbildung, teilnehmen. Dadurch wird voraussichtlich im Jahr 2013 erstmals Datenmaterial über die Zahl der Analphabeten vorliegen. (red)

Interview mit Claudia Schmied S. 10
Porträt eines Analphabeten Seite 31

Neuer SPÖ-Anlauf für Senkung der Mehrwertsteuer

Wien – SPÖ-Chef Werner Faymann hat am Freitag nochmals seine Forderungen zum Teuerungsausgleich bekräftigt. Ex-Finanzminister Ferdinand Lacina, vor einem Monat noch scharfer Kritiker des Kurses der SPÖ-Führung, verteidigte bei einer gemeinsamen Pressekonferenz den Vorschlag nach Senkung der Mehrwertsteuer auf Lebensmittel von zehn auf fünf Prozent. Faymann betonte, die SPÖ wolle nächste Woche Verhandlungen mit den anderen Parlamentsparteien aufnehmen.

Eine Verknüpfung mit anderen Forderungen der Opposition werde die SPÖ nicht akzeptieren, sagte Faymann. Genau darauf drängen aber FPÖ und BZÖ. ÖVP-Finanzsprecher Günter Stummvoll lehnte eine Senkung der Mehrwertsteuer erneut als sozial nicht treffsicher ab. (red) Seite 12, Kommentar S. 48

HEUTE

Polittreit um Bock Die in finanzielle Schwierigkeiten geratene Flüchtlingshelferin Ute Bock wird mit Vorwürfen wie jenem der Unprofessionalität konfrontiert. Seite 17

ÖNB neu Ewald Novotny spricht im Interview von den neuen Aufgaben der Nationalbank, Wahlversprechen und Budgetbelastung. Seite 25

EU-Ranking Ein Schweizer Index sieht Wien als sechstattraktivste Wirtschaftsmetropole Europas. An der Spitze liegen Zürich, London und Kopenhagen. Seite 26

Alternative zum Feuern bei schwacher Konjunktur

Gegen den reflexartigen Abbau von Jobs bei flacherer Konjunktur spricht sich ein Personalberater aus.

KARRIERENSTANDARD
Seiten K1-K38

BILDUNG & KARRIEREN
Seiten K39 und K44

IMMOBILIENSTANDARD
Seiten I1-I10

Business-Links Seite R3

FreizeitFenster Seite R3

Wortanzeigen Seite K16

Zu zweit Seite K18

Wien will Botschaft in Tiflis

Signal der Unterstützung nach dem Krieg in Georgien

Wien/Avignon – Österreich plant die Eröffnung diplomatischer Vertretungen in Georgien, Aserbaidschan sowie Armenien und will damit politische Unterstützung nach dem Einmarsch Russlands in Georgien signalisieren. „Wir haben im Kaukasus politische, wirtschaftliche Interessen. Keine Frage, der Zeitpunkt ist jetzt gekommen, wo man dieses Projekt prüfen

sollte: Tiflis, Baku und mittelfristig auch Eriwan“, sagte Ursula Plassnik beim Treffen der EU-Außenminister in Avignon. Aus Kostengründen wird Österreich in den drei Kaukasus-Staaten derzeit von Wien aus diplomatisch vertreten.

Die USA wollen als Reaktion auf den Krieg ein erst im Mai geschlossenes ziviles Atomabkommen mit Russland aufkündigen. (red) S. 5, 6

Die ersten Bücher

In der Kindheit lastete enormer Buchdruck auf mir und meinesgleichen. Auf unsere bittere Daseinskritik „Mir ist fad“ folgte nämlich postwendend: „Dann lies ein Buch!“ Lesen? Oh nein. Das war die letzte Tätigkeit vor der Untätigkeit. Allerdings war es auch die letzte Chance, so zu tun, als würde man etwas tun, bevor man etwas tun musste (aufräumen, Schuhe putzen). Wie beneidete ich meinen Bruder, der sich wochenlang in sieben Festmetern Karl May vergraben konnte. Ich: „Wie machst du das, dass dich das so in Spannung versetzt?“ Er: „Lies einmal Winnetou I und II, dann kannst du

nicht mehr aufhören.“ Ich wollte lieber aufhören können – und spielte Schallplatten. Es folgten „Lederstrumpf“ (für Gewichtheber) und „Tom Sawyer“. (Super! Ich meine die Verfilmung.) Bei den „Fünf Freunde“-Bänden schöpfte ich Hoffnung. Da waren die Zeilenabstände groß, und nach jedem Kapitel gab es leere Seiten, die einen dem Ende wieder ein Stück näherbrachten. Erst nach Zweigs atemberaubender „Schachnovelle“ wusste ich, welche Geschichten für mich bestimmt waren: die flott erzählten, jene, die zu einem Ende kamen, ehe ich es herbeisehnen konnte. Und wehe, es war dann so weit!

dag

Das setzt dem Fass die Krone auf!

Heute gießen wir mal Öl in die Wunde, wir streuen Salz ins Feuer, heute brennt der Bär. Es geht um Dinge, die nicht zusammenpassen. Wie der Topf aufs Auge, krumme Fünfinger oder falsche Vögel, welche alle nicht echt sind und uns nur aufs Kreuz führen. Mal ehrlich, das ist doch wirklich nicht das Wahre vom Ei. Die Katastrophe doch nur einen Katzenwurf entfernt. Da reicht meist schon der berühmte

Tropfen, der dann den heißen Stein zum Überkochen bringt. Und genau dort liegt letztendlich der Hase im Pfeffer begraben. Also lassen Sie sich ja nicht die Butter aus den Segeln nehmen und sägen Sie nicht Ihr eigenes Grab. Seien Sie versichert, wir schenken reinen Tisch ein: Zu einem Mercedes-Benz passen eben nur Originalteile. Nur ein Mercedes ist ein Mercedes.



Mercedes-Benz

STANDARDS

Sport 22, 23
Wissenschaft 42
Medien, Blattsalat 43
TV, Switchlist 44, 45
Reise R1-R3
Freizeit, Rätsel R4
Sudoku K37
Szenario
Veranstaltungen 19
Kino 20, 21

WETTER

Am Samstag bleibt es durchgehend sonnig. Am Sonntag ziehen hingegen von Westen her Schauer und Gewitter auf. Die Maxima liegen zwischen 24 und 31 Grad. S. 19

Nachrichten in Echtzeit auf **derStandard.at**

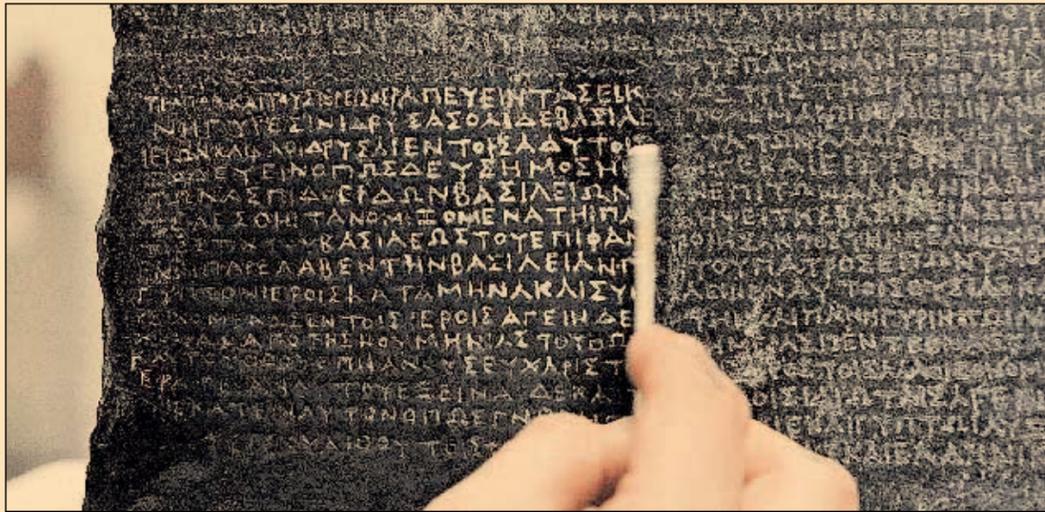


9 025200 015068

Am Balkan schrieben sie zuerst

Im heutigen Serbien, Bosnien, Rumänien und im südlichen Ungarn florierte im sechsten Jahrtausend die Vinča-Kultur. Wissenschaftler glauben heute, dass sie die erste Schrift entwickelte – schon vor den Sumerern.

Colette M. Schmidt



Der Stein von Rosetta war der Schlüssel zum Dechiffrieren der altägyptischen Schriftzeichen. Foto: AP

Am Anfang war bekanntlich das Wort – zumindest in der Schöpfungsgeschichte der Bibel. Irgendwann wurde das Wort auch zur Schrift, und zwar – so weit sind sich die meisten Wissenschaftler heute einig – immer in Verbindung mit Religionen, mit rituellen Handlungen. Es waren nicht große Schlachten, von denen zu erzählen war, nicht Gesetze, die es niederzuschreiben galt, und schon gar keine Lyrik, die auf ihre Verse wartete, die Menschen zuerst dazu brachte, erste Schriftzeichen zu entwickeln. Es war der Glaube an diverse Götter und Göttinnen und schließlich die „Verwaltung“ dieses Glaubens. Vor allem in theokratischen Systemen, wo mächtige Priester ähnliche Aufgaben wie Beamte erfüllten. Die Kenntnis von Schrift war für sie auch Machterhaltung. Und ohne Schriften hätten sich Hochkulturen niemals so entwickeln können, wie sie es taten: Sämtliche Naturwissenschaften wären ohne die Möglichkeit von Aufzeichnungen undenkbar.

„Gesegnet sei, wer die Schrift erfand“, zitierte folgerichtig der deutsche Schriftsteller Jean Paul einen indischen Spruch. Doch in der Fachwelt herrscht alles andere als Einverständnis darüber, welche

Kultur zuerst ein Zeichensystem entwickelt hat, das man als Schrift bezeichnen kann, wer also Mitteilungen durch Malen, Kerben, Kratzen, Ritzen oder ähnliche Vorgänge verfasst hat. Die Theorie, dass die Sumerer etwa 3500 v. Chr. die Ersten waren, die etwa über die Anzahl von Opfertieren Listen führten und Schriftzeichen auf Tongefäßen und Siegeln anbrachten, hält sich in der eigentlich noch jungen Disziplin der Linguistik trotz vermehrter Widerlegungen.

„Ein erstaunlich hartnäckiger Mythos“, wie Arne Ziegler, Professor für Deutsche Sprache am Institut für Germanistik in Graz, meint. Denn eine andere, recht geheimnisvolle Kultur, die einige Annahmen der klassischen Archäologie über den Haufen warf, dürfte mit ziemlicher Sicherheit schon rund 2000 Jahre vor den Sumerern „geschrieben“ haben. Diese Kulturen tüftelten nicht im fernen Zweistromland Mesopotamien an ihren Zeichen für Worte und Zahlenwer-

te, sondern auf einem Areal des heutigen Serbien, Bosnien, Rumänien und in südlichen Teilen Ungarns. Nach Ausgrabungsstätten im östlichen Vorort Belgrads, Vinča benannt, sprechen Archäologen von den Vinča-Kulturen. Erste Ausgrabungen in dieser Gegend förderten schon vor genau hundert Jahren in Form von beschrifteten Gegenständen die Existenz einer Hochkultur zu Tage, deren Alter lange um einige Jahrtausende zu jung geschätzt wurde.

Friedliche Kultur ausgelöscht

Die heute vorhandenen Radiokarbondaten berichtigten diese Schätzungen. Es war unter anderem die 1994 verstorbene legendäre Archäologin Marija Gimbutas, die auf die Bedeutung der Vinča-Kulturen und ihrer Schrift hinwies. Die auch linguistisch (sie war Expertin für europäische Sprachen), ethnologisch und religionswissenschaftlich gebildete Gimbutas, die aus Litauen stammte und

unter anderem in Kalifornien lehrte, glaubte übrigens, dass diese Kulturen, sie sprach von „alteuropäischen“ Kulturen, ein gleichberechtigtes Verhältnis zwischen den Geschlechtern pflegten und nicht kriegerisch lebten. (Es wurden Figurinen von weiblichen Gottheiten, verschiedenste durch Malerei und Einkerbungen beschriftete Gefäße und Grabbeigaben, aber keine Waffen gefunden.) Doch die Geschichte meinte es mit dieser Kultur nicht gut: Sie verschwand gänzlich, wobei auch die Gründe darüber im Dunkeln oder vielleicht noch in archäologischen Äckern liegen. „Etwa 3500 vor Christus verfiel Europa wieder in die Schriftlosigkeit“, bringt es Ziegler auf den traurigen Punkt.

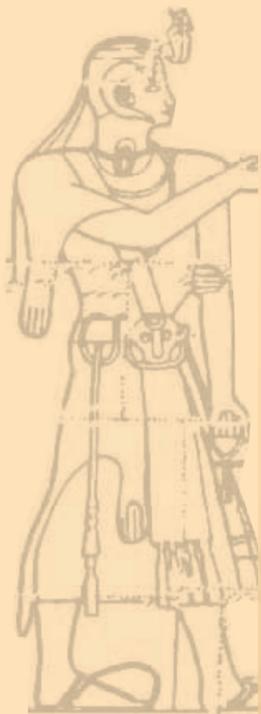
Ob sich die Entwicklungen hier völlig unabhängig von späteren Schriftsystemen ereigneten, ist nicht gesichert. Interessant ist auch, dass in den Vinča-Kulturen Swastika (im Sanskrit etwa für Segens- oder Glücksbringer) auf-

tauchten, die, bevor sie die Nazis Jahrtausende später für immer negativ besetzten, auch in diversen anderen Kulturen, in Indien, China, auf Kreta oder bei den Kelten verwendet wurden.

Einiges aber sei noch zur Ehrenrettung der Sumerer gesagt. Denn sie setzten in den Gebieten, wo heute der Irak und Nordostsyrien liegen, „wichtige Impulse für die Schriftlichkeit in Europa“, erklärt Arne Ziegler. Während fast alle der rund 400 heute bekannten Schriften (Abarten und Vorläufer sind hier nicht mitgezählt) ihren Ursprung in Piktogrammen, also der Darstellung in Bildern, haben, entwickelte sich „die Keilschrift der Sumerer sehr viel schneller als anderswo weiter“.

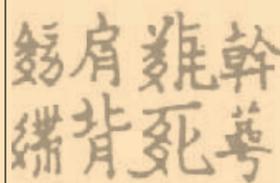
Dieser Wandel von einer bildhaften zu einer Silben- und schließlich Konsonantenschrift mit Zeichen, die sich immer mehr auf die Lautung der Worte bezogen, vollzog sich bei den Sumerern verglichen etwa mit der chinesischen Schrift oder den Hieroglyphen der Ägypter, die lange nach einer Art von Bildrätsel-Schema (Rebus) funktionierte, rasant.

Etwa 2500 Jahre lang war die sumerische Schrift im alten Orient vorherrschend. Schließlich wurde sie unter anderem von der phönizischen Schrift, die später nur noch über 22 Zeichen verfügte, verdrängt. Von ihr beeinflusst, entwickelten sich in der Folge immer mehr verschiedene Schriften, so auch jene der semitischen Sprachen Aramäisch (aus dem sich später wiederum die arabische Schrift entwickelte), Althebräisch, und das griechische Alphabet. Auch das heute für Deutsch und für rund 30 andere Sprachen verwendete lateinische Alphabet entwickelte sich – über das westgriechische und etruskische Alphabet – aus dieser Linie. Unser Alphabet steckt vergleichsweise noch in Kinderschuhen, wurde es doch erst ab etwa 700 v. Chr. verwendet.



Ägyptische Hieroglyphen – das Wort bedeutet „heilige, gemeißelte Zeichen“ – wurden etwa von 3200 v. Chr. bis 300 n. Chr. verwendet. Obwohl viele der rund 7000 Zeichen geradezu eindeutige Bilder von Tieren oder Menschen sind, gab gerade die Entzifferung dieser Schrift jahrhundertlang Rätsel auf. Die Hieroglyphen sind nämlich keine reine Bilderschrift, sondern wie die wenig ältere Keilschrift der Sumerer die Zusammensetzung dreier verschiedener Arten von Zeichen. Diese können für ein ganzes Wort, gleichzeitig aber auch für einzelne Laute stehen. „Stumme“ Determinative helfen, den Sinn gleichlautender Wörter auseinanderzuhalten. Dem französischen Sprachwissenschaftler Jean-François Champolion gelang es 1822, die geheimnisvolle Schrift zu knacken.

Chinesische Schrift besteht größtenteils aus Logogrammen, also aus bildhaften oder abstrakten Symbolen, aber auch aus Lautzeichen (Phonogrammen). Meist steht ein Zeichen für ein Wort. Sie ist mehr als 3000 Jahre alt und damit die älteste Schrift, die heute noch in Gebrauch ist. Ursprünglich wurde sie von oben nach unten in von rechts nach links angeordneten Spalten gelesen. Doch seit einer Schriftreform in China 1956 wird in horizontalen Linien von links nach rechts gedruckt. Gleichzeitig wurden Langzeichen durch vereinfachte Kurzzeichen ersetzt. In Taiwan, Hongkong und Macao wurde die Reform nicht durchgeführt. Aus chinesischen Logogrammen leitete sich zwischen dem 3. und 5. Jahrhundert die japanische Silbenschrift, eines der kompliziertesten Schriftsysteme der Welt, ab.



Im griechischen Alphabet

wurde die phönizische Schrift weiterentwickelt. Es wird seit dem 9. Jh. v. Chr. verwendet und umfasst 24 Buchstaben. Die große Errungenschaft dieser Schrift war die Vokalisierung: Dazu wurden Konsonantenzeichen aus den vorhandenen Alphabeten, die man für das Griechische nicht brauchte, in Zeichen für Vokale umgewandelt. Aus dem griechischen entwickelten sich unter anderem das lateinische, aber auch das kyrillische Alphabet vieler slawischer Sprachen. Griechische Buchstaben werden heute fast nur für Griechisch verwendet. Ausnahmen finden sich in den Minderheitensprachen Aromunisch und Arvanitisch, der Sprache der in der Türkei lebenden christlich-orthodoxen Minderheit der Karamanli, und natürlich in Mathematik und Physik.



Die hebräische Schrift entwickelte sich indirekt aus dem Phönizischen Alphabet aus dem 11. Jahrhundert v. Chr. Dass die 22 Buchstabenformen einst bildhafte Zeichen waren, kann man hier etwa am zweiten Buchstaben des ausschließlich aus Konsonanten bestehenden Alphabets erkennen: Beth bedeutet auf Hebräisch Haus, der Buchstabe Bet ähnelt einem auf der Seite liegenden Haus. Hier wurde der Anfangslaut eines Wortes vom Wort abgelöst, das alte Wortbildzeichen stand nur noch für den Anfangsbuchstaben. Mit dem Alef-Bet, wie das hebräische Alphabet nach seinen ersten Buchstaben Alef und Bet heißt, werden auch Jiddisch sowie das Ladino sephardischer Juden geschrieben. Die Schrift läuft von rechts nach links, Vokale können durch Punktation angezeigt werden.



Alteuropäische Schrift der Vinča Kultur Ca. 6000 v. Chr.	Keilschrift der Sumerer und Akkader Ca. 3000 v. Chr.	Ägyptische Hieroglyphenschrift Ca. 3000 v. Chr.	Chinesische Schriftzeichen (Hanzi) Ca. 1500 v. Chr.	Phönizisches Alphabet Ca. 1500 v. Chr.	Griechisches Alphabet Ca. 1000 v. Chr.	Etruskisches Alphabet Ca. 1000 v. Chr.	Ältestes Dokument in althebräischer Schrift Ca. 900 v. Chr.	Lateinisches Alphabet Ca. 900 v. Chr.

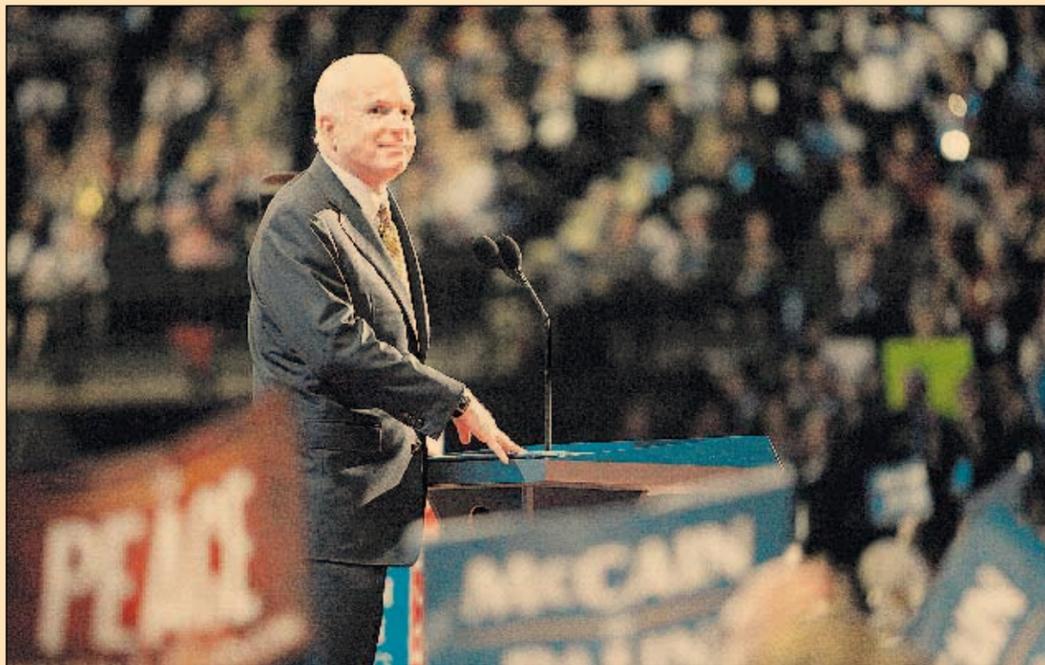
„Vorwarnung an die Horden in Washington“

John McCain will hart durchgreifen, wenn er im Weißen Haus das Ruder übernimmt. Dass dort ein Republikaner seit acht Jahren im Amt ist, ist ihm kaum eine Erwähnung wert. Wie Barack Obama spricht er lieber von Wandel.

Frank Herrmann aus St. Paul

Es dauert 48 Minuten, ehe John McCain seine Schlüsselgeschichte erzählt, die Geschichte der Kriegsgefangenschaft in Vietnam. Er erzählt sie anders, als man sie von Hurratrioten hört, nicht als kitschiges Heldenepos. Er redet von Stärke und Schwäche zugleich.

Zwei Mitgefangene mussten ihn füttern, nachdem er sich aus seinem Bombenflugzeug katapultiert hatte und mit gebrochenen Armen ins „Hanoi Hilton“ gebracht worden war. Nichts konnte er allein tun. Später folterten ihn die Wärter, weil der Admiralssohn es ablehnte, sich vorzeitig austauschen zu lassen, weil er den Nordvietnamesen damit einen Propagandacoup vermasselte. Er landete in einer Einzelzelle, konnte nicht mehr unterschreiben, dass er zutiefst bedauere, was er als Luftpirat angerichtet habe. „Sie haben mich gezeichnet“, sagt McCain, erzählt von Scham und einem Zellennachbarn, der ihm neuen Mut einflößte. Die fünf Jahre in Hanoi hätten ihn verwandelt. Aus einem kraftstrotzenden Egoisten hätten sie einen Mann gemacht, der einsah, dass keiner es schafft, wenn andere ihm nicht helfen. In Vietnam,



Eine Rede ohne große Emotionen: John McCain nahm Donnerstagabend in St. Paul, Minnesota, die Nominierung seiner Partei zum Präsidentschaftskandidaten an.

Foto: Reuters

sagt er mit Pathos, habe er sein Ego verloren und die Liebe zu seinem Land gefunden.

Da dies keine Therapiegruppe ist, sondern ein Wahlparteitag, spitzt der Senator seine Kriegslehren auf einen Charaktervergleich zu, mit Barack Obama. „Ich will nicht Präsident werden, weil ich glaube, dass ich mit persönlicher Größe gesegnet bin. Dass die Geschichte mich gesalbt hat, mein Land in der Stunde der Not zu retten. Mein Land hat mich gerettet.“ Es ist eine indirekte Attacke, aber jeder im Xcel Energy Center weiß, wen er angreift. Sowieso läuft alles darauf hinaus, den Kontrast zu betonen: hier der Tatmensch McCain, ein Mann vieler Schlachten und vieler Narben, dort der glamouröse Redner Obama, der sich feiern lässt, obwohl er noch nie auf die Probe gestellt wurde.

McCain versucht erst gar nicht, es mit der brillanten Rhetorik seines Rivalen aufzunehmen. Er redet, ohne zu begeistern. Während sein Kontrahent in Denver vor 80.000 Zuschauern im Stadionrund sprach, steht er in St. Paul in einer Kongresshalle mit 2400 Plätzen. Wo Obama vor griechischen Säulen auftrat, begnügt sich McCain mit einer schlichten Leinwand als Kulisse. Über diese flimmert eine

Stunde lang nur ein einziges Motiv, ein wehendes Sternenbanner.

Statt Visionen zu beschwören, präsentiert sich der 72-Jährige als eiserner Kämpfer, bereit, sich mit jedem anzulegen, sofern es im na-

tionalen Interesse liege. Wenn er erst im Weißen Haus regiere, werde er Washington buchstäblich ausmisten von Politikern, die „nur für sich selbst und nicht für euch arbeiten“, ruft er. „Lasst mich eine



Vorauswarnung an die alte Horde in Washington richten: Es kommt ein Wandel.“ Den Mann, gegen den sich der Wandel richtet, erwähnt er nur ein Mal, und zwar so kühl, wie es bei einem Parteifreund fast gegen die Anstandsregeln verstößt. McCain spricht nicht von George W. Bush, er spricht unpersönlich vom Präsidenten. „The Maverick“ („Der Querdenker“) steht passend dazu auf hunderten Postern. „Steht auf, steht auf und kämpft“, donnert McCain. „Wir sind Amerikaner, wir geben nie auf. Wir ziehen nie den Schwanz ein. Wir verstecken uns nie vor der Geschichte. Wir machen Geschichte.“

Es wirkt, als bliesen die Republikaner zur Revolution gegen sich selbst, zur Abrechnung mit den letzten acht Jahren. Irgendwie wollen sie vergessen machen, dass sie in diesen Jahren nicht in Opposition waren, sondern in der Schaltzentrale der Macht. **Kommentar S. 48**
derStandard.at/US-Wahl

John McCains erster zweiter Mann

Kampagnenmanager Rick Davis wurde entmachtet, bleibt aber dennoch im Team

Susi Schneider

ZWEITE REIHE



Rick Davis glaubt an McCains Sieg, wenn die Republikaner nur zur Wahl gehen. F.: AP

Washington/Wien – Anfang Juli musste Rick Davis zusehen, wie man ihm den dynamischen Steve Schmidt zur Seite stellte und seine eigenen Aufgaben drastisch reduziert wurden: Unter anderem war er nur mehr für „allgemeine Strategie, Hilfe bei der Planung des Parteitages und die Auswahl eines Vizepräsidenten“ verantwortlich. Umso mehr fühlt sich der 49-jährige ehemalige Lobbyist, der bei der Rochade seinen Titel als Campaign Manager beibehielt (Schmidt steht hierarchisch unter ihm), durch den großen Erfolg der Republican Convention und insbesondere die Wahl von Sarah Palin als Vizepräsidentschaftskandidatin bestätigt. Damit

schien auch sein vielkritisiertes Ausspruch von vergangener Woche, dass es sich bei dieser Wahl nicht um Themen, sondern nur um Persönlichkeiten drehe, gerechtfertigt.

Obwohl er wie sein Held John McCain in eine Familie von Mari-

nesoldaten geboren wurde, wählte Davis nicht die militärische, sondern die politische Karriere: 1980 war er für Ronald Reagans Kampagne tätig, gründete nach dessen Wahl eine Lobbyistenfirma und orchestrierte in dieser Funktion den republikanischen Parteitag im Jahr 1996. 1999 begann er, für John McCain zu arbeiten, und war nach dessen Niederlage im Jahr 2000 maßgeblich an einem neuerlichen Wahlkampf für 2008 beteiligt.

Ihm ist wohl bewusst, dass die Republikaner im Jahr 2008 einen schweren Stand gegen die Demokraten haben. Aber letztendlich vertraut er mit „elementarem Glauben“ darauf, dass McCain siegen könnte, wenn sein Wahlkampf nur genügend Wähler erreichte.

Die TV-Debatten als nächste Höhepunkte

- 26. September:** Erste TV-Debatte zu innenpolitischen Fragen in Oxford/Mississippi.
- 2. Oktober:** Duell der Vizepräsidentschaftskandidaten in St. Louis/Missouri.
- 7. Oktober:** McCain gegen Obama in Nashville/Tennessee.
- 15. Oktober:** Letzte Debatte in Hempstead/New York.
- 4. November:** Wahltag. (red)



Gegen Teuerung:

Es gibt keinen Grund „Nein“ zu sagen.

- Mehrwertsteuer auf Lebensmittel halbieren.
- Mehr Familienbeihilfe für alle Kinder.
- Höheres Pflegegeld.
- Studiengebühren abschaffen.
- „Hacklerregelung“ bis 2013 verlängern.

Faymann. Die neue Wahl. Bezahlte Anzeige

www.das-ist-faymann.at

„Vieles auf der WurschtigkeitsEbene“



Lesen und Schreiben ist die Voraussetzung für die Wissensgesellschaft. **Ruth Wodak** erklärte **Bettina Stimeder**, wie das in England funktioniert und was die Unterschiede zum österreichischen System sind.

STANDARD: Die politische Korrektheit ist jetzt ungefähr 20 Jahre alt. Hat sie etwas gebracht? Ist die Sprache neutraler, wertfreier geworden?

Wodak: Nein. Es gibt keine neutrale, wertfreie Sprache. So wie es keine wertfreie Wissenschaft gibt. Es muss nachvollziehbar und objektivierbar sein. Die Interessen, die wir haben, die Kriterien, die wir wählen, spielen eine Rolle. Eigene Konnotationen, gruppenspezifische Bedeutung, historische Bedeutungen fließen ein. Bei der politischen Korrektheit ging's ja darum, Minderheiten vor verbalen Angriffen zu schützen. Aus Respekt vor diesen Gruppen kann man einfach andere Begriffe verwenden. Natürlich kann man das auch zuspitzen und ins Lächerliche ziehen, wie das vielfach geschehen ist. Etwa nicht mehr „Zigeunerbaron“ sagen zu dürfen, sondern „Roma-Fürst“ oder so ähnlich. Aber im Grunde halte ich den Anspruch, einen respektvollen sprachlichen Ausdruck zu wählen, für richtig.

STANDARD: Ich habe das meistverwendete Lesebuch für die erste Klasse Volksschule mitgebracht. Wie soll man Kinder der ersten Schulstufe mit Sprache konfrontieren?

Wodak: Es wäre eine Illusion zu glauben, dass man Kinder in diesem Alter von Grund auf sprachbilden kann. Sie bringen Sprache von zu Hause mit, sie sehen fern, sie hören Radio, sie hören zu, was in der Straßenbahn, an der Supermarkt-Kassa und wo auch immer geredet wird. Sie kommen mit diesem ganzen Hintergrund. Ich fände es falsch, diesen zu ignorieren. Man würde ihnen ihre Zugehörigkeit wegnehmen und damit etwas verbieten, was Teil ihrer Identität ist. Das hielte ich für vollkommen falsch. Wichtig ist, dass das, was sie mitbringen, aufgearbeitet wird.

STANDARD: Was halten Sie nun von

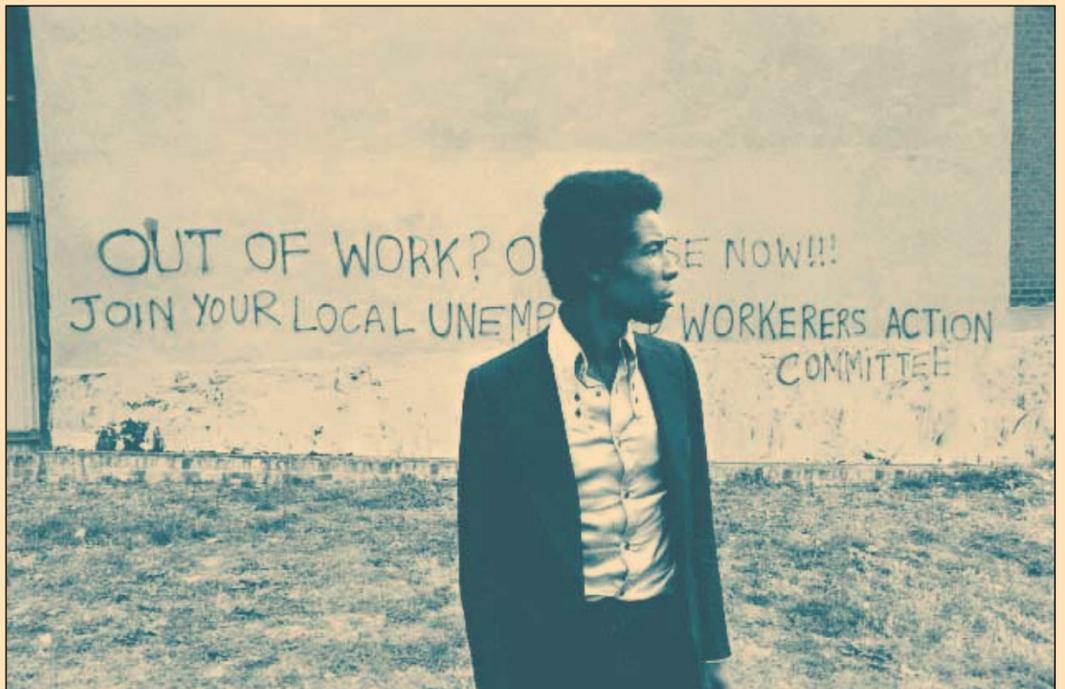
der Lesebuchgeschichte vom Papa, der zu Hause bleibt und fürs Kind kocht, während Mami arbeiten geht? Wird hier Wirklichkeit vermittelt?

Wodak: Also ich finde die Geschichte süß. Das Entscheidende ist, was der Lehrer/die Lehrerin damit macht. Wie wird das kontextualisiert, welche Fragen werden dazu gestellt, welche Sichtweisen werden in die Diskussion des Texts eingebracht? Da würde man fragen: „Na, wie ist das bei euch zu Hause?“, und 70 Prozent würden sagen, „Der Papa geht ins Büro“, 20 Prozent würden sagen, „Der Papa wohnt nicht bei uns zu Hause“. Dann kann man darüber sprechen, warum das so ist, warum die Papis mehr verdienen und das ganze Thema altersadäquat diskutieren. Es können Aspekte einfließen wie geteilte Karenz, Arbeitsverteilung im Haushalt, was immer die Kids interessiert und was sie aufnehmen können. Es kommt in der Schule darauf an, das zu fördern, was man in England „critical literacy“ nennt, also das Hinterfragen von Texten.

STANDARD: „Critical literacy“ meint nicht nur den Schulbereich ...

Wodak: In England gibt es ein starkes Engagement der öffentlichen Hand für Leseförderung in allen Bereichen. Dabei geht es ganz stark um Alltagstexte. Es gibt große von der öffentlichen Hand geförderte Projekte, die die Sprachverarmung bekämpfen. Da werden Leute betreut, die man als „Teil-Alphabeten“ bezeichnen könnte. Etwa Migranten, oder Menschen, die lange krank oder im Gefängnis oder aus anderen Gründen nicht in der Lage waren, sich regelmäßig mit Texten zu beschäftigen. Da geht man direkt an den Ort des Geschehens, etwa ins Krankenhaus, um die Menschen zu unterstützen. Dabei geht es nicht um die Vermittlung von Sprachregeln oder Hochsprache, sondern

**LES
EN
&
SCH
REI
BEN**



Wer die Sprache nicht kann, muss draußen bleiben. In England begegnet man funktionalen Sprachdefiziten mit einer Vielzahl an Fördermaßnahmen.

Foto: Magnum/Peter Marlow

um die Etablierung eines Niveaus der funktionell adäquaten Sprache.

STANDARD: Wie wird dieser Anspruch an den Schulen verwirklicht?

Wodak: Das Schlüsselwort heißt „critical language awareness“. Die kritische Beschäftigung mit Alltagstexten – und da geht es wirklich um alles vom Zeitungsleitartikel über ein Formular bis zum Bewerbungsschreiben – ist ein vollkommen normaler Teil des Englischunterrichts, wie zum Beispiel auch Rhetorik.

STANDARD: Gibt es im angloamerikanischen Raum mehr Respekt vor der Sprache?

Wodak: Man muss differenzieren. Es gibt auf alle Fälle mehr Forschung als hier. Und es gibt eine Grundakzeptanz der Multikulturalität in der Gesellschaft – bei weitem nicht konfliktfrei, aber akzeptiert. Daher gibt es alle möglichen Maßnahmen zur Herstellung funktionaler Sprachstandards. Etwa Förderunterricht für Migranten aller Alters- und Bildungsstufen. Unterricht für Migranten in anderen Fächern in deren Muttersprache,

so lange, bis sie den funktionalen Standard erreicht haben. Und dann gibt es den Generalanspruch der „Wissensgesellschaft“ als Grundlage des wirtschaftlichen Fortschritts. Das hat die Blair-Regierung wirklich durchgesetzt. Und wenn sich als Nebenprodukt Vorteile für das soziale Miteinander ergeben, umso besser.

STANDARD: Wie nehmen Sie den Sprachgebrauch in Sachen Migranten und soziales Miteinander in Österreich wahr?

Wodak: Vorfälle, die andernorts ein politischer Skandal wären, kommen hier kurz in die Medien und verschwinden dann wieder. Es ist ein Aspekt der Politik und des Verhältnisses von Medien und Politik. In Österreich wird vieles auf so einer „Wurschtigkeits-Ebene“ abgehandelt. Alles bleibt sehr auf sich bezogen. Man könnte über Ölpreis und Migration diskutieren. Stattdessen beschäftigt man sich damit, ob Herr Faymann der uneheliche Sohn von Herrn Dichand ist.

STANDARD: Ein Phänomen der „provinziellen Randlage“?

Wodak: Schwer zu sagen. Vielleicht

weil man sich selbst so wichtig nimmt. Vielleicht ist die Idee, Teil von Europa zu sein, immer noch nicht hier angekommen. EU-Europa wird hier behandelt, als wäre es etwas, aus dem man jederzeit aussteigen könnte. Als wäre man nicht Teil der globalisierten Welt, als könne man sich abschotten. Diese Situation öffnet dem Populismus natürlich Tür und Tor.

STANDARD: Beobachten Sie das auf der Ebene der Sprache?

Natürlich. Die Kampagne „Sauberes Graz“ vom BZÖ etwa ist so etwas. So eine Wahlkampagne gäbe es in England nie, nicht einmal von der British National Party. Dass es hier in Österreich keinen Aufschrei gibt, kein Gesetz, das greift, ist mir unverständlich. In England wären die Plakate am nächsten Tag weg. Das „Hate-speech“-Gesetz käme hier zur Anwendung.

ZUR PERSON:

Ruth Wodak, geboren am 12. Juli 1950 in London, ist Linguistin und Professorin an der Universität Lancaster. 1996 erhielt sie den Wittgenstein-Preis für Spitzenforschung.

SOTHEBY'S EXPERTEN KOMMEN NACH WIEN, SALZBURG UND KLAGENFURT

Sotheby's versteigert hochwertige Kunst und Sammlerobjekte weltweit an eine internationale Klientel. Anlässlich der Herbst-Auktionen besuchen unsere Experten im September Wien, Salzburg und Klagenfurt. Wenn Sie eines Ihrer Objekte kostenlos schätzen lassen möchten, freuen wir uns, wenn Sie sich mit uns in Verbindung setzen.



Schmuck,
Armband- & Taschenuhren
Wien
16. September 2008

Salzburg
17. September 2008

Klagenfurt
18. September 2008

Musikinstrumente
Wien
17. September 2008

Sotheby's EST. 1744

AUSKUNFTE +43 1 512 47 72 | NINA.HONZIG@SOTHEBYS.COM | SOTHEBYS.COM
PALAIS WILCZEK HERRENGASSE 5, 1010 WIEN

US-Armee greift in Pakistan an

Kritik an aus Afghanistan geführter US-Offensive gegen Taliban-Gebiete

Islamabad – Die USA setzen ihre Offensive an der afghanisch-pakistanischen Grenze fort und greifen dabei weitere Ziele in Pakistan an. US-Drohnen hätten am Freitag drei Raketen abgeworfen und zwei Häuser im Dorf Goorweck Baipali im Bezirk Nord-Waziristan getroffen, sagte ein ranghoher pakistanischer Sicherheitsbeamter. Dabei wurden fünf Menschen, darunter Kinder, getötet. Nach anderen Quellen sind die Toten Taliban.

Nach pakistanischen Angaben würden die Stammesgebiete, die dem Terror-Netzwerk Al-Kaida und den radikalislamischen Taliban als Rückzugsraum dienen, immer wieder von den US-Truppen aus Afghanistan beschossen. Zuletzt hatte die Regierung in Islamabad den USA vorgeworfen, internationale Truppen aus Afghanistan hätten am Mittwoch bei einem grenzüberschreitenden Einsatz in Süd-Waziristan 15 Menschen getötet.

Es war das erste Mal, dass pakistanische Behörden in Afghanistan stationierte in-

ternationale Truppen für einen direkten Angriff auf ihrem Gebiet verantwortlich machten. Die USA nahmen zu den Vorwürfen keine Stellung. In Regierungskreisen in Washington war ein Angriff von US-Spezialkräften auf ein pakistanisches Grenzdorf bestätigt worden.

Deutschlands Verteidigungsminister Franz Josef Jung rief die USA zum Stopp der Angriffe in Pakistan auf. „Hier ist die territoriale Integrität Pakistans zu respektieren“, sagte Jung am Freitag bei einem Besuch in der Hauptstadt Islamabad. Er werde sich dafür einsetzen, dass solche Vorstöße in Zukunft ausblieben.



Jung äußerte Verständnis dafür, dass Pakistan einseitige Aktionen auf seinem Gebiet für unrechtmäßig halte. Die pakistanische Regierung und die Armeeführung hätten gleichzeitig deutlich gemacht, dass sie weiterhin einen Beitrag zum Kampf gegen den Terrorismus leisten wollten.

Präsidentenwahl

Die US-Angriffe haben eine heftige Politdebatte in Islamabad hervorgerufen, wo heute, Samstag, der Nachfolger des zurückgetretenen Präsidenten Pervez Musharraf von einem Elektorenkollegium gewählt werden soll. Der Kandidat der regierenden Volkspartei (PPP) und Witwer Benazir Bhutto, Asif Ali Zardari, gilt als Favorit – auch der USA. Zardari hat zwei Gegenkandidaten, Saeeud Zaman Siddiqui von der Muslimliga-N von Ex-Premier Nawaz Sharif und Mushahid Hussain Syed von der konkurrierenden Muslimliga-Q, der Musharraf-Partei. (AFP, Reuters, red)

USA wollen Atomabkommen mit Russland aufkündigen

US-Regierungsvertreter haben als Antwort auf den Einmarsch in Georgien innerhalb weniger Tage wiederholt das Ende eines im Mai unterzeichneten russisch-amerikanischen Atomabkommens angekündigt.

Washington/Wien – „Es ist gestorben“, sagte ein Mitarbeiter im US-Kongress bereits vor zehn Tagen über das zivile Atomabkommen, das die USA und Russland erst im Mai dieses Jahres geschlossen hatten. „Wir sind dabei, unsere Beziehungen mit Russland zu überprüfen“, bestätigte Dana Perino, die Sprecherin des Weißen Hauses, kurz vor dem Krisengipfel der EU am vergangenen Montag.

Die von Moskau stark kritisierte Reise von US-Vizepräsident Dick Cheney in den Südkaukasus und die Ukraine scheint den Wunsch nach einer politisch starken Antwort an den Kreml bekräftigt zu haben. Das Atomabkommen könnte schon „in den nächsten Tagen“ aufgekündigt werden, erfuhr die Nachrichtenagentur AP am Freitag in Washington.

Zwei Jahre hatten Washington und Moskau das Abkommen ausgehandelt, das US-Unternehmen im Nukleargeschäft Zugang zum russischen Markt verschafft hätte und Russland im Gegenzug Technologie und neue Einnahmen. Die Amerikaner sind interessiert am Abbau russischen Urans und an der Möglichkeiten, Atombrennstäben aus Reaktoren in aller Welt, die von den USA beliefert werden, in Russland aufbereiten zu lassen. Damit verbunden war die Idee einer weltweiten „Bank“ für atomaren Brennstoff.

Symbol des Kalten Kriegs

Das Abkommen war nur einen Tag vor dem Ende von Wladimir Putins Amtszeit als Präsident unterzeichnet worden und galt als überfällige Beseitigung von Res-

triktionen aus den Jahren des Kalten Kriegs. Russlands Einmarsch in Georgien und die Anerkennung der Separatistengebiete hat das geändert.

Einwände im Kongress

Die Aufkündigung des neuen Atomabkommens würde den USA wirtschaftlich wohl noch mehr als Russland schaden. Auch deshalb scheint die US-Regierung zu zögern. Beobachter betonen aber, dies wäre die erste konkrete weitreichende Strafmaßnahme, die Washington gegenüber dem Kreml ergreifen würde. Zugleich kostet sie die Regierung Bush politisch nicht allzu viel: Der Nuklear-Deal muss noch den Kongress passieren. Senatoren wie Abgeordnete haben jedoch Einwände geltend gemacht.

Solange Russland den Iran mit Atomtechnologie und Reaktoren versorgt, so hieß es im Kongress, könnten die USA unmöglich mit Russland ein Abkommen über die nukleare Zusammenarbeit im Zivildereich abschließen. Joseph Bi-



Ende der Schicht: Washington will ein neues Abkommen über die zivile Kooperation mit Moskau im Nuklearbereich kippen. Foto: EPA

den, mittlerweile Vizepräsidentschaftskandidat der Demokraten, drückte allerdings zusammen mit seinem republikanischen Kollegen Howard Berman im außenpolitischen Ausschuss des Senats einen Gesetzesentwurf durch, der Bushs Atomabkommen mit Bedingungen billigte. Biden versprach inzwischen aber der georgischen Führung im Fall eines Wahlsiegs im

November Hilfe gegen die Russen.

US-Präsident Bush sah das Atomabkommen als einen „Meilenstein“ auf dem Weg zu einer neuen internationalen Zusammenarbeit auf dem Nuklearsektor an. Dazu gehörte auch die Anerkennung Indiens als militärische Atommacht im Gegenzug für ein Abkommen zur zivilen Kooperation. (mab)

Atom-Lieferländer lassen USA dunsten

Indien will Embargo-Aufhebung

Wien – 45 Exportländer von Nukleartechnologie (Nuclear Suppliers Group/NSG) haben am Freitag in Wien ihre Beratungen über die Aufhebung des Embargos gegen die Atommacht Indien, die mit den USA ein umstrittenes Atomabkommen geschlossen hat, fortgesetzt. Der von den USA als bevorstehend angekündigte Durchbruch ließ jedoch weiter auf sich warten.

Die NSG hatte am Donnerstag ihre im August vertagten Verhandlungen in Wien wieder aufgenommen. Mehrere Länder, darunter Österreich, die Schweiz, die Niederlande, Neuseeland und Norwegen, sind gegen eine Aufhebung des Verbots ohne strenge Auflagen an Neu-Delhi. Indien hat den Atomwaffensperrvertrag (Non-Proliferation Treaty, NPT) nicht unterzeichnet und besitzt Atombomben – das ist nach NSG-Regeln ein Ausschlussgrund für die Weitergabe von Atomtechnologie.

Die USA fordern die Aufhebung des Lieferstopps, den die Lieferländer nach dem ersten indischen Atombombentest über Neu-Delhi verhängt hatten. Dies ist notwendig, damit ein zwischen beiden Ländern 2006 geschlossenes Atom-Abkommen in Kraft treten kann. Dass die USA mit einem Land, das außerhalb des Atomwaffensperrvertrags steht, im atomaren Bereich zusammenarbeiten will, betrachten Kritiker als eine weitere Schwächung des NPT.

Ohne eine Zustimmung der NSG – die einstimmig erfolgen muss – bleibt dem US-Kongress kaum Zeit, das Abkommen mit Indien zu ratifizieren. Ende September vertagt sich der Kongress wegen der Präsidentenwahl. Weil sie mit dem Fortschritt unzufrieden sind, haben die USA Vize-Außenminister William Burns nach Wien entsandt. Er gab sich vor Journalisten zuversichtlich, was eine Einigung betrifft.

Neuer Politstreit in Neu-Delhi

Die US-Regierung hat inzwischen deutlich gemacht, dass die USA keine „sensible Nukleartechnik“ an Indien verkaufen würden. Washington werde das Abkommen außerdem kündigen, falls Indien erneut Atomwaffentests vornehmen sollte. Dies steht in einem bisher geheimen Brief des State Department an den US-Kongress und hat in Indien eine neuerliche politische Debatte über den Wert des Abkommens ausgelöst. Am Freitag gab das indische Außenministerium jedoch eine Erklärung ab, in der Indien sein Bekenntnis zur Nichtverbreitung von Atomtechnologie wiederholte.

Die Gespräche in Wien wurden von Demonstrationen der österreichischen Grünen begleitet. Ulrike Lunacek, Außenpolitiksprecherin der Grünen, rief Außenministerin Ursula Plassnik sowie die anderen kritischen Länder auf, dem Druck der Atom-Lobby standzuhalten. (Reuters, guha)

Warum wir aus pflanzlichen Abfällen Biogas gewinnen?

Um Österreichs Energieversorgung zu sichern.

Dorothea Sulzbacher, Geschäftsführerin OMV Future Energy Fund

www.omvfutureenergyfund.com www.omv.com

OMV future energy fund

Als führender Erdöl- und Erdgaskonzern Mitteleuropas ist die OMV für die Energieversorgung von Millionen von Menschen verantwortlich. Dabei denken wir auch an den Klimaschutz. Und investieren mit dem OMV Future Energy Fund mehr als 100 Mio. Euro in Projekte zur Förderung neuer Energien. Eines davon: die Zusammenarbeit mit der Biogasanlage Bruck an der Leitha, in der aus pflanzlichen Abfällen umweltfreundliches Biogas gewonnen wird.

Mehr bewegen.  OMV

„EU-Kandidatenstatus für Ukraine“

Die Beziehungen der EU zu Russland stehen im Mittelpunkt des Treffens der Außenminister in Avignon. Nach der Krise in Georgien sollen andere Nachbarstaaten wie die Ukraine „spürbare Unterstützung“ bekommen.

Michael Moravec aus Avignon

Russland habe offenbar noch immer Schwierigkeiten, sich mit den neuen Grenzen in Europa „zu versöhnen“. Russische Panzer in Nachbarstaaten zeigten, dass die alten Versuche der Machtpolitik noch immer nicht überwunden wären. Es gelte daher, vor allem die jungen, unabhängigen Staaten, die früher Teil der UdSSR waren, besonders zu unterstützen, sagte der britische Außenminister David Miliband am Rande des informellen Treffens der EU-Außenminister im südfranzösischen Avignon.

Im Mittelpunkt des Treffens standen die Beziehungen der EU zu Russland nach der Georgien-Krise. Miliband argumentierte, unterstützt von fast allen EU-Mitgliedern in Ost- und Nordeuropa, Georgien und vor allem der Ukraine „spürbare Unterstützung“ angehen zu lassen. Die Ukraine sollte ehe baldigst EU-Kandidatenstatus bekommen. „Und sobald die Ukraine die Kriterien erfüllt, sollte sie als vollständiges Mitglied aufgenommen werden“, forderte Miliband.

Die Perspektive eines Beitritts



Herzliche Glückwünsche zum 60. Geburtstag gab es in Avignon für die EU-Außenkommissarin Benita Ferrero-Waldner (re.) von Außenministerin Ursula Plassnik.

Foto: APA

sei auch wichtig, um die prowestlichen Kräfte im Land zu stärken, hieß es in Avignon.

Fraglich ist allerdings, ob diese Positionen der Briten und Osteuropäer in der EU mehrheitsfähig sind. Denn Deutschland und Frankreich wollen von der „Perspektive eines Beitritts der Ukraine“ derzeit nichts wissen. Die Aufnahmekapazität der Gemeinschaft lasse dies im Moment nicht zu. Man sollte eher die wirtschaftlichen Beziehungen vertiefen und so das Land unterstützen, heißt es in deutschen Diplomatenkreisen. Für

Georgien beschlossen die Außenminister die Entsendung von 100 Beobachtern. Österreich wird sich mit vermutlich fünf Militärbeobachtern und fünf zivilen Beobachtern daran beteiligen. Das zivile Team soll die Einhaltung des Waffenstillstands zwischen Georgien und Russland überprüfen.

EU-Kommissionspräsident José Manuel Barroso und „EU-Außenminister“ Javier Solana werden überdies am Montag nach Moskau reisen und mit Präsident Dimitrij Medwedjew zusammentreffen. Österreichs Außenministerin Ur-

sula Plassnik fährt ebenfalls am Montag nach Moskau und trifft dort ihren russischen Amtskollegen Sergej Lawrow.

Ursula Plassnik stellte zudem in Reaktion auf die Georgien-Krise die Eröffnung einer österreichischen Botschaft in Tiflis in Aussicht. „Ich werde sowohl die Eröffnung von österreichischen Botschaften in Tiflis als auch in Baku (Aserbaidschan) näher prüfen“, sagte Plassnik. „Jetzt ist ein guter Zeitpunkt dafür gekommen.“ – „Wir haben im Kaukasus politische und wirtschaftliche Interessen“.

Irland bremst bei neuer Abstimmung zum Reformvertrag

Avignon – Ursprünglich hätte die Diskussion, wie es nach dem Nein der Iren zum Reformvertrag in der EU weitergeht, breiten Raum beim Treffen der Außenminister in Avignon einnehmen sollen. Doch das Thema wurde vor allem auf Wunsch der Iren von der Tagesordnung genommen.

Jegliche Diskussion darüber sei zu früh und kontraproduktiv, hieß es in irischen Diplomatenkreisen. Die Stimmung im Lande sei derzeit ziemlich kritisch, die Chancen auf ein Ja seien relativ gering. Man wolle außerdem eine ausführliche Umfrage über die Motive derjenigen abwarten, die mit Nein stimmten. Damit wird es aber immer unwahrscheinlicher, dass es in Irland noch vor den EU-Parlamentswahlen im Frühsommer 2009 ein neues Votum gibt und der Vertrag in Kraft treten könnte. Das aber hätte weitreichende Auswirkungen auf die EU-Institutionen. Denn das Parlament sollte von 785 auf 751 Abgeordnete verkleinert werden, und ohne Reformvertrag muss die EU-Kommission nach dem geltenden Vertrag von Nizza ab 2009 weniger Kommissare haben als die EU Mitgliedstaaten.

Damit würde spätestens im Sommer 2009 die Entscheidung anstehen, welche Länder in der neuen Legislaturperiode auf ihren Kommissar verzichten müssten. Ein Ausweg wäre hier ein Beschluss der Staats- und Regierungschefs, auf die Verkleinerung der Kommission zu verzichten – im Vertrag von Nizza wie auch im Reformvertrag. Mit diesem neuen „Angebot“ könnte der Vertrag dann den Iren erneut vorgelegt werden. (mimo)

Buchinger: Pflegepaket im Ministerrat beschlossen. Rund 400.000 Pflegegeldbeziehern und Angehörige profitieren

bmsk: SOZIALES UND KONSUMTENSCHUTZ
www.bmsk.gv.at



Die Eckpunkte des Pflegepaketes

- **Erhöhung des Pflegegeldes ab 1.1.2009:**
 - ▶ plus 4 Prozent (Stufen 1, 2)
 - ▶ plus 5 Prozent (Stufen 3, 4, 5)
 - ▶ plus 6 Prozent (Stufen 6, 7)
- **24-Stunden-Betreuung:**
 - ▶ Erhöhung der Förderung ab 1.11.2008
 - ▶ 550 € statt 225 € bei selbstständiger Personenbetreuung
 - ▶ 1100 € statt 800 € bei unselbstständiger Personenbetreuung
 - ▶ Streichung der Vermögensgrenze
- **Verbesserung der Einstufung von dementiell erkrankten Personen und schwer behinderten Kindern und Jugendlichen**

Weitere Informationen unter 0800-22 03 03 und www.pflegedaheim.at

Cheney sichert auch Ukraine Nato-Beitritt zu

Kiew/Tiflis – US-Vizepräsident Richard Cheney hat bei einem Besuch in Kiew der Ukraine wie zuvor Georgien erneut die Mitgliedschaft in der Nato zugesichert. Eine entsprechende Erklärung des Militärbündnisses vom Nato-Gipfel Anfang April in Bukarest bleibe „in Kraft“, sagte Cheney am Freitag nach einem Treffen mit dem ukrainischen Präsidenten Viktor Juschtschenko.

Juschtschenko betonte, dass nur die Nato für die Sicherheit der Ukraine sorgen könne. Das habe insbesondere der Einmarsch russischer Streitkräfte in Georgien gezeigt. In der Ukraine ist die Mehrheit der Bevölkerung gegen einen Beitritt des Landes zur Atlantischen Allianz. Cheney traf in Kiew auch Regierungschefin Julia Timoschenko, deren Regierungskoalition mit der Präsidentenpartei Unsere Ukraine in dieser Woche auseinandergebrochen war. Die prowestlichen Kräfte der orangen Revolution von 2004 sind unter anderem über ihren Umgang mit Russland zerstritten.

Kritik an Saakaschwili

Georgiens Staatschef Michail Saakaschwili kommt vier Wochen nach dem von ihm angeordneten Angriff auf Südossetien nun innenpolitisch unter Druck. In einem in der regierungskritischen Tageszeitung *Resonanz* veröffentlichten Brief verlangten etwa 80 Prominente und NGOs eine Debatte über den Hergang des Militärkonflikts und mehr Medienfreiheit. (dpa, mab)

Schmiergeldaffäre bringt Sloweniens Premier in Not

Dubioser Panzerkauf – Spur führt nach Wien

Norbert Mappes-Niediek

Ljubljana – Mitten im Parlamentswahlkampf muss sich Sloweniens Premierminister Janez Janša gegen den Vorwurf der Bestechlichkeit wehren. Angestellte des staatseigenen finnischen Rüstungskonzerns Patria stehen bei der Polizei ihres Landes schon seit Monaten in Verdacht, sie hätten Anfang vorigen Jahres Politiker und Beamte in Slowenien für den Kauf von Schützenpanzerwagen mit 21 Millionen Euro bestochen. Ein Teil dieses Geldes – 7,5 Prozent der Kaufsumme – soll an den konservativen Regierungschef Janša persönlich gegangen sein, heißt es nun. Das finnische staatliche Fernsehen zeigte am Montag Unterlagen, die eine mit dem Buchstaben J verschlüsselte Person als Empfänger ausweisen. Der Regierungschef bestreitet den Vorwurf als „unwahr und absurd“. Die finnische Polizei wollte die Berichte am Freitag „aus Prinzip“ nicht kommentieren.

Janša erklärte, innenpolitische Gegner hätten den finnischen Journalisten den Verdacht in den Mund gelegt. Erhoben wird der Korruptionsvorwurf an den Premier von dem Unternehmer Milan Švajger. Švajger selbst war mit seiner Firma bei der Ausschreibung unterlegen. Vor der Öffnung der Angebote seien zwei angeblich dem Regierungschef nahestehende Männer bei der Muttergesellschaft seiner Firma er-

schienen und hätten hinterlassen, man wisse schon, „an wen man sich wenden muss, damit es zum Abschluss kommt“. Janša, der seine Karriere als Militärexperte begann, habe persönlich sein Okay zu dem Geschäft geben müssen, meint Švajger. Der Leiter der slowenischen Antikorruptionsbehörde, Drago Kos, erzählte, er habe für seine einschlägigen Ermittlungen Drohungen von „Leuten nahe an der Spitze“ erhalten.

Drei Mittelsmänner

Nach den Recherchen der finnischen Journalisten wurde das Schmiergeld über drei Mittelsmänner verteilt: den slowenischen Maler Jože Cerkuta und die beiden österreichischen Geschäftsleute Hans Wolfgang Riedl und Walter Wolf. Riedl, ein früherer Direktor der österreichischen Rüstungsfirma Steyr, vertritt den Patria-Konzern in Österreich und den Nachbarländern.

Nach finnischen Polizeiermittlungen überwies er im Februar 2007 2,8 Millionen Euro an seinen Freund Wolf. Dieser leitete den größten Teil davon auf Konten in Liechtenstein, Ostasien und Australien weiter. Beim Versuch, 300.000 Euro in bar abzuheben, wurde Wolf von seiner österreichischen Bank gestoppt, die auch Meldung an die Geldwäschebehörde erstattete. Vorige Woche wurde Patria-Vertreter Riedl von der Wiener Polizei vernommen, blieb aber auf freiem Fuß.

Meine mährische Großmutter

Was sich reimt, währt am längsten, und Fremdsprachenkenntnisse können das Überleben sichern. Linguistische und andere Lebensweisheiten einer Großmutter.

Josef Haslinger

als rudolf mit der krone des reichs gezieret war,
da kam herangezogen der fürsten edle schar.

sie schworen ihrem kaiser gehorsam, treu und pflicht ...

so, oder so ähnlich. ich habe das gedicht in schriftlicher form nicht gefunden. was die ersten beiden zeilen betrifft, könnte ich schwören, dass sie stimmen, bei der dritten bin ich unsicher, die vierte ist mir abhanden gekommen, spätere sind mir wieder in erinnerung. das gedicht erzählt eine dramatische geschichte. es handelt vom aufeinandertreffen zweier rivalen, wobei der gute siegt und der schlechte zugrunde geht. der schlechte heißt ottokar. die zeremonie, mit der das gedicht beginnt, fand am 24. oktober 1273 im aachener münster statt. für mich war es gegenwart. das kopftheater meiner großmutter kannte einen götterhimmel, und der war belebt mit habsburgern.

meine großmutter hat dieses gedicht in brünn in der schule gelernt, in einer sprache, die nicht die sprache ihrer eltern war. ihrer mutter, so erzählte sie mir, wäre es nicht möglich gewesen, sich mit mir zu unterhalten, weil ich sie nicht verstanden hätte. ich bat sie, mir das wort zu nennen, das ihre mutter verwendete, wenn sie einen besen meinte. und sie sagte es mir. wenn sie einkaufen war, brachte sie mir immer eine pomeransche mit.

in meiner erinnerung war die großmutter den ganzen vormittag lang mit der gemütlich voranschreitenden prozedur des ko-

chens beschäftigt. während sie auf dem nudelbrett mehl aufhäufte, einen krater formte und ein ei hineinschlug, redete sie mit mir. sie erzählte geschichten und gedichte. selbst die gebete, die sie mir beibrachte, waren erzählungen.

drum hab ich dich, oh jesulein, verschlossen in mein herz hinein,

verloren ist das schlüsselein, drum musst du ewig drinnen sein.

als ich dieses gedicht einige jahre lang als abendgebet auf sagte, ging ich mit dem gründer der christlichen religionsgemeinschaft um, als wäre er ein teddybär, den man irgendwo hineinsperren kann, um ihm dann zu erklären, man habe leider den schlüssel verloren und könne ihn deshalb nicht mehr rauslassen.

meine großmutter griff mit beiden händen ins mehl und erzählte von einem wunderbaren park. sie saß auf einer bank, das orchester spielte. da kommt jemand des weg, der sich zu ihr setzt und sie anspricht. er ist ein feiner junger herr, ein student, der wissen will, wie sie

heißt. meine großmutter bettete den teig in herdnähe unter einem geschirrtuch zur ruhe und nahm mich mit nach draußen. hinter unserem haus hob sie mich in einen erdkeller hinab. dort saß ich dann auf einem schemel, so dicht neben ihr wie einst der student auf der bank im kurpark zu baden. während sie die kartoffeln durch ihre hände gleiten ließ, um die triebe abzustreifen, sang sie mir das lied vor, das damals im kurpark gespielt wurde. am brunnen vor dem

LES
EN &
SCH
REI
BEN



Die Großmutter war aus Brünn gebürtig, und ihr Kopftheater kannte einen Götterhimmel, und der war belebt mit Habsburgern.

Foto: Chris Steele-Perkins/Magnum

schönen haus, in dem sie heute wohnen könnte, an der seite eines doktors. ich erinnere mich auch an eine nachbereitungphase zu dieser erzählung. meine großmutter musste mir nämlich eine idee davon vermitteln, was ein student ist. bei uns im dorf gab es keine studenten.

die gedichte und lieder, die mir meine großmutter beibrachte, enthalten satzteile, die ich als kind nicht verstand. es hätte keinen grund gegeben, sie mir zu merken, aber der rhythmus, die metrik und der reim haben sie trotzdem in mein gedächtnis eingeebnet. sie sind mir hauptsächlich als soundgebilde präsent. sie in geschriebene sprache zu transkribieren ist ein fast magischer vorgang. die zeilen i loss ma a, i loss ma a, a blaue hosn

mochn loss ma a aus dem vielleicht ersten lied, das mir meine großmutter beigebracht hat, stehen plötzlich da, als gehörten sie zu einem lautgedicht.

bei der ersten zeile der eingangszitierten habsburgischen heldenballade war mir die wortfolge „des reichs gezieret war“ in ihrer bedeutung unzugänglich gewesen, ich hatte sie vom könig mit der krone, den ich mir vorstellen konnte, als sinneinheit abgetrennt. jetzt, gut 47 jahre später, kann ich das soundgebilde in mir bekannte wörter transkribieren und verstehe plötzlich den ganzen satz.

gereimte gedichte sind von allen mir bekannten informationsspeichern die dauerhaftesten. wer kann sie nicht noch auswendig aufsagen die verse der kinderbücher. es ging spazieren vor dem tor. geben sie diesen grammatisch verdrehten satzanfang einmal in einer runde fünfzigjähriger zum besten. wie ein gemeinsames echo wird es zurücktönen: ein kohlpechrabenschwarzer mohr. diese worte sind so sehr der sound unserer kindheit, dass wir kaum in der lage sind, ihre bedeutung nüchtern zu betrachten und sie zum beispiel auf rassistische implikationen zu prüfen. stattdessen stellen sich vor unserem inneren auge die buchillustrationen ein, die uns die bedeutung der verse einst nahebrachten. die verse konnten wir schon aufsagen, bevor wir sie zu lesen lernten. wenn man das glück

hatte, dass sie einem jemand vorlas. und ich hatte dieses glück, ich hatte meine mährische großmutter.

sie war nach der volksschule von ihrer familie in den dienst geschickt worden und arbeitete als küchenmädchen auf einem gutshof in baden bei wien. auf dem gut wurden im ersten weltkrieg dragoon stationiert, unter ihnen mein großvater, der zwanzig jahre älter war als sie. als er den gutshof wieder verließ, war sie schwanger.

im ersten jahr der republik deutschösterreich macht sich eine frau auf den weg ins waldviertel und fragt sich durch, bis sie in unser dorf kommt. eine frau, die böhmakelt und ein kind am arm trägt. sie findet meinen großvater auf dem feld vor. er will von ihr nichts wissen. mein urgroßvater meint, sie habe zwar ein schönes gesicht, aber man könne sie hier nicht gebrauchen, denn sie kenne die bauernarbeit nicht. sie mietet sich im dorf ein und bleibt, bis für meinen großvater die schande so groß wird, dass er sie heiraten muss. und das hat sie ihr leben lang büßen müssen.

doch es kam eine zeit, da wurde sie im dorf mehr gebraucht als alle, die etwas von der bauernwirtschaft verstanden. das war nach dem zweiten weltkrieg. das, was sie plötzlich so wichtig machte, war ihre sprache. meine großmutter konnte sich mit den russen verständigen.

KURZ GEMELDET

Türkische „Fußball-Diplomatie“ im Kaukasus

Eriwan/Paris – Der türkische Staatspräsident Abdullah Gül trifft am Samstag auf Einladung seines armenischen Amtskollegen Sarkisjan in Eriwan ein, um gemeinsam das WM-Qualifikationsspiel anzusehen. Die Staatsmänner wollen abseits des Spiels nicht nur über das schwierige bilaterale Verhältnis sprechen, sondern auch über die Krisenlage im Kaukasus. Die Annäherung der beiden Länder, die seit 1993 keine diplomatischen Beziehungen unterhalten, wurde vom französischen EU-Ratsvorsitz als „historisches“ Ereignis bezeichnet. In der Türkei selbst befürworten zwei von drei Türken laut einer Umfrage den Kurzbesuch. Nationalisten sprachen bereits im Vorfeld von „Verrat“. (APA)

Thailand: Schüsse auf Studenten bei Demo

Bangkok – Schüsse auf einer Kundgebung von Studenten vor dem Haus von Ministerpräsident Samak haben die politische Krise in Thailand weiter verschärft. Anhänger der oppositionellen Volksallianz für Demokratie blockieren schon seit fast zwei Wochen das Regierungsgebäude in Bangkok, um den Rücktritt von Samak zu erzwingen. Die von der thailändischen Regierung am Donnerstag vorgeschlagene Volksbefragung wurde von der Opposition am Freitag indessen als „politische Spielerei“ zurückgewiesen. (Reuters)

Chaos bei Parlamentswahlen in Angola

Luanda – Wähler und Wahlbeobachter haben gleichermaßen den Ablauf der ersten Parlamentswahlen seit 16 Jahren im südwestafrikanischen Staat Angola kritisiert. Zahlreiche Wahlstationen wurden am Freitag nicht rechtzeitig geöffnet, andere schlossen schon wenige Stunden nach dem Beginn der Urnengänge. Während die Opposition von chaotischen Zuständen sprach, ließ die Regierung unter Präsident José Eduardo dos Santos verlautbaren, dass es keine Probleme beim Wahldurchgang gebe. (AFP, Reuters)

GANZ KURZ

+++ **Aufklärung** Die polnische Staatsanwaltschaft geht nun offiziell dem Vorwurf nach, die CIA habe im Land Geheimgefängnisse unterhalten +++ **Absage** Der italienische Regierungschef Silvio Berlusconi stimmt sich gegen die Forderung der Opposition, Ausländern das Wahlrecht bei Kommunalwahlen zu gewähren.



Josef Haslinger

Geboren 1955, lebt in Wien, Leipzig und New York. Professor am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Träger vieler Auszeichnungen und Preise, u. a. des Literaturpreises der Stadt Wien.

Zuletzt erschienen:

„Phi Phi Island – Ein Bericht“

Fischer

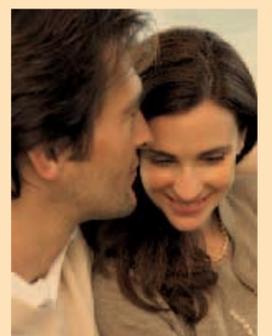
Frankfurt am Main 2007

Foto: Hans Klaus Tech/APA



ROLF BENZ

WAHRE WERTE
ROLF BENZ VERO



Wir laden Sie herzlich ein:

Ladenstein
Schellinggasse 1
Ecke Weihburggasse
1010 Wien
www.ladenstein.at

Grünbeck
Einrichtungen
Margaretenstraße 93
1050 Wien
www.gruenbeck.co.at

wohncontact
Stefan Fellingner
Mollardgasse 54
1060 Wien
www.wohncontact.at

Wohncreation Fuhrmann
Vogelweidplatz 10
bei der Wiener Stadthalle
1150 Wien
www.fuhrmann.cc

Seliger
Möbelwerkstätten
Gersthofer Straße 2 c
1180 Wien
www.seliger.at

Poetische Präsente der Mädchensehnsucht

Die Währungen auf dem Liebesmarkt sind Schmuck oder Drinks. Oder wohlgesetzte Worte. Diese ist auf lange Sicht die beste Investition.

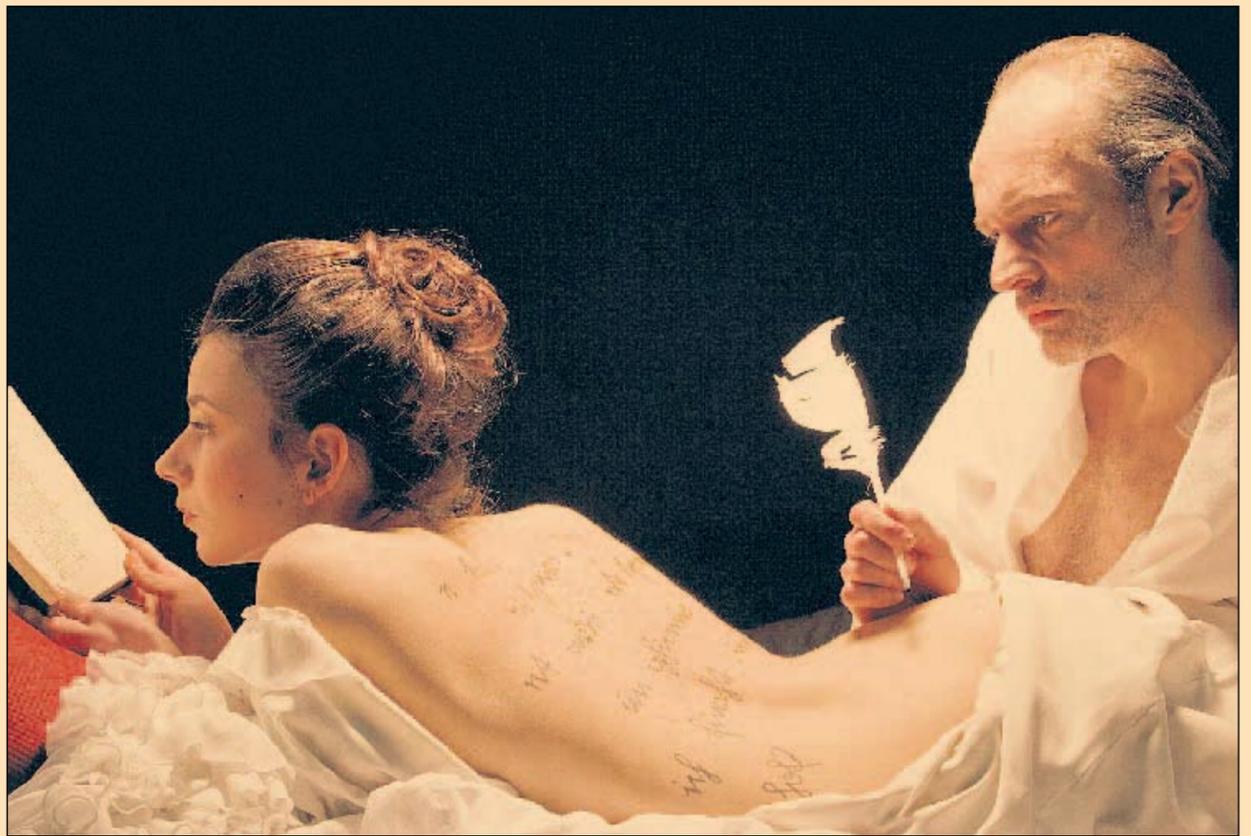
Peter Turrini

Ab dem 13. Lebensjahr machte ich meine ersten Erfahrungen am Liebesmarkt, und die waren für mich nicht sehr günstig. Die Kulisse, in der sich dieser betrübliche Einstieg abspielte, war ein Kärntner Dorf der 50er-Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ich starrte das Objekt meiner frühen Begierde, eine bäuerliche Nachbarstochter, mit hochrotem Kopf an und brachte kein Wort heraus. Meine Freunde waren erfolgreicher: Sie drückten einen Ring aus dem Kaugummiautomaten, steckten ihn in die noble Schachtel, in der sich die Eheringe ihrer Eltern befunden hatten, und schenkten das Ganze der Angebeteten. Ein anderer leerte einen billigen Stroh-Rum in eine Whiskeyflasche um und lud das Mädchen auf einen „Drink“ ein. Auch ich griff zu Hochgeistigem: Ich verfaßte Liebesgedichte und ließ sie der Auserwählten auf vielseitige Weise zukommen. Ich steckte das Elaborat während der Schulfahrt in ihre Schultasche, ich bat ihre ältere Schwester um Weitergabe, oder ich wickelte einen Bazooka-Kaugummi mit einem Gedicht ein und legte das poetische Präsent auf die Fensterbank des Zimmers in ihrem elterlichen Wohnhaus. Der Erfolg war gleich null.

Vor einigen Jahren habe ich solche frühen Ergüsse auf dem Dachboden meines Familienhauses gefunden. Die meisten waren von irgendwo abgeschrieben und um ein paar eigene Zeilen erweitert. Wäre ich damals eine feische Nachbarstochter gewesen, ich hätte mich auch nicht genommen. Es war ja nicht so, daß die Mädchen nicht mit mir geredet hätten, im Gegenteil, sie erzählten mir alles: Wel-

Bringt er kein Wort heraus, bleibt dem Casanova der Griff zu Stift und Papier oder gleich auf Haut.

Foto: Lachlan Blair



che argen Sachen der Fredi zu ihnen gesagt hatte, und daß der Hansi versucht hatte, sie zu küssen. Als ich mich für diese Rolle anbot,

LESEN & SCHREIBEN

schaute ich mich verwundert an und wechselte das Thema. Getrieben haben sie es immer mit den anderen. Aber was hieß damals schon „treiben“? Man ging miteinander, spielte auffallend oft Federball, wagte einen Kuß, wußte dabei nicht wohin mit der Zunge und leg-

te, wenn man miteinander am Waldrand saß, ganz vorsichtig die Hand auf ihren Busen. Sie mußte die Hand wegtun, man legte sie wieder auf den Busen, und das ging dann 15mal so hin und her.

Das klingt, als hätte ich doch so meine Erfahrungen gemacht, aber in Wahrheit passierte die oben beschriebene Szene in meinem damaligen Leben nur einmal. In meiner zunehmenden Mädchensehnsucht und Einsamkeit mußte ich eine Methode finden, mit der ich auch zu etwas kommen würde. Ich dachte mir Liebesszenen aus. In meiner Phantasie, in meiner Aus-

denkung, die immer eine dialogische war, sagte ich zur Nachbarstochter, daß ich sie über alles lieben würde, und daß meine Absichten rein seien, im Unterschied zum argen Fredi. Sie fiel mir um den Hals, küßte mich ab und sagte, daß sie auf den einen Reinen schon immer gewartet hätte. Und so weiter und so fort.

Im Laufe der Jahre sind meine Ausdenkungen realistischer geworden, ich habe sie aufgeschrieben und einen Beruf daraus gemacht, auch meine Situation am Liebesmarkt hat sich verbessert, aber die grundsätzliche Methode, daß man sich etwas ausdenken muß, um an der Welt teilzuhaben, die ist bis zum heutigen Tag geblieben.



Peter Turrini

Geboren 1944, lebt nahe Retz. Zuletzt erschienen: „Im Namen der Liebe“ Gedichte. Neue und erweiterte Ausgabe Hg. Silke Hassler Suhrkamp Frankfurt am Main 2005 Foto: dpa/Robert Jäger

„Hannibal-Krise“ zwischen der Schweiz und Libyen entschärft

Genfer Justiz stellt Verfahren gegen Gaddafi junior ein

Klaus Bonanomi aus Bern

Das Strafverfahren in der Schweiz gegen Hannibal Gaddafi, den Sohn des libyschen Revolutionsführers, wird eingestellt. Der Genfer Generalstaatsanwalt Daniel Zappelli hat bekannt gegeben, das Verfahren wegen Körperverletzung und Nötigung werde eingestellt, da die Kläger, zwei ehemalige Bedienstete von Gaddafi junior, ihre Anklage zurückgezogen hätten. Sie haben nach Angaben ihrer Anwälte eine Entschädigung sowie eine Aufenthaltsbewilligung für die Schweiz bekommen, da sie in Libyen nicht mehr sicher wären.

Beim Vorwurf der Nötigung handelt es sich zwar um ein Offizialdelikt. Es gehe bei den behaupteten Straftaten aber um einen Sachverhalt, der als Ganzes zu betrachten sei, erklärte Zappelli.

Wer die Entschädigung bezahlt hat und wie hoch sie ist, ist nicht bekannt. Doch fürs Erste hat sich die diplomatische Krise zwischen der Schweiz und Libyen entschärft; beigelegt ist sie noch nicht. Noch immer sitzen zwei Schweizer Manager in Tripolis fest und dürfen nicht ausreisen. Staatschef Muammar al-Gaddafi fordert auch nach der Einstellung des Strafverfahrens eine offizielle Entschuldigung der Schweiz.

Auslöser für die Krise, die auch international für Aufsehen sorgte, war ein Zwischenfall von Mitte Juli in Genf: Im Luxushotel Präsident Wilson wurde Hannibal Gaddafi

festgenommen, nachdem er zwei seiner Bediensteten verprügelt haben soll. Hannibal, der als das schwarze Schaf unter Gaddafis Kindern gilt, hatte in der Vergangenheit schon mehrfach Ärger mit der Polizei gehabt, etwa in Frankreich und Italien. Es war das erste Mal, dass er ins Gefängnis musste.

Zwar kam Hannibal nach einer Nacht in der besten Zelle des Genfer Justizpalastes wieder frei, doch Libyen reagierte mit scharfen Gegenmaßnahmen. Zwei Schweizer in Libyen, darunter ein Mitarbeiter des Schweizer ABB-Konzerns, wurden in Polizeihaft gesetzt, die Büros mehrerer Schweizer Unternehmen wurden geschlossen, Linieneinflüge der Swiss von und nach Tripolis gestrichen.

Zudem wurden die Familien der beiden Bediensteten in Libyen bedroht. Der Bruder des einen Bediensteten wird noch immer vermisst. Man weiß nicht, ob er verschleppt wurde oder aus Furcht vor Repressalien untergetaucht ist.

Klar ist, dass letztlich sowohl Libyen als auch die Schweiz an einer diskreten Beilegung der Affäre interessiert sind: Libyen ist für die Schweiz der weitaus bedeutendste Erdölanbieter, der rund die Hälfte des in der Schweiz verbrauchten Erdöls liefert. Die libysche Gesellschaft Tamoil betreibt in der Schweiz auch eine Raffinerie und 350 Tankstellen. Außerdem ist der Wüstenstaat der wichtigste Handelspartner der Schweizer Wirtschaft in Afrika.

„Anfang der Geschichte“ in Tripolis

US-Außenministerin Rice spricht mit Gaddafi in Libyen über das Wetter

Tripolis – Als erste US-Außenministerin seit 55 Jahren ist Condoleezza Rice am Freitag zu einem Besuch in Libyen eingetroffen. Die Reise beweise, dass es für die USA keine ewigen Feindschaften gebe, sagte Rice bei ihrer Ankunft. „Ehrlich gesagt habe ich nie gedacht, dass ich Libyen besuchen würde“, ergänzte sie. Ihr Besuch sei dabei „nicht das Ende der Geschichte, sondern der Anfang“.

Rice landete nach libyschen Angaben am Abend auf dem Flughafen Mitiga östlich der Hauptstadt Tripolis und wurde von einer Delegation des Außenministeriums begrüßt. Dass der Empfang für die Ministerin am Flughafen im Vergleich zu Besuchen in anderen arabischen Staaten eher bescheiden ausfiel, führten Beobachter auf das immer noch nicht ganz spannungsfreie Verhältnis zwischen beiden Staaten zurück.

Nach einem Treffen mit ihrem libyschen Kollegen Mohammed Abdel-Rahman Shalgam feierte sie mit Libyens Staatschef Muammar al-Gaddafi am Abend das Fastenbrechen, mit dem die Muslime im Ramadan die Enthaltsamkeit des Tages beenden. Die beiden sprachen dabei etwas bemüht über das Wetter, hieß es.

Zuletzt hatte im Mai 1953 der amerikanische Außenminister John Foster Dulles Libyen besucht. Der Besuch von Rice soll nach den Jahrzehnten der Feindschaft eine weitere Normalisierung der Beziehungen markieren. Angedacht ist, dass Rice ein Handels- und Investitionsabkommen unterzeichnet.

Zudem sind die USA und Libyen dabei, eine „militärische Absichtserklärung“ zu verhandeln, wie das US-Außenamt mitteilte. Dies beinhaltet unter anderem eine Zusammenarbeit im Kampf gegen den Terrorismus.

Libyen hatte 2003 sein Programm zum Bau von Massenvernichtungswaffen aufgegeben und damit seine Rückkehr in die Staatengemeinschaft eingeleitet. Beide Seiten haben seitdem Entschädigungszahlungen zugesagt: Libyen für die Opfer der Lockerbie- und „La Belle“-Anschläge, die USA für die Angriffe auf Tripolis und Benghazi. Rice hatte vor ihrem Eintreffen erklärt, Gaddafi habe mit seiner Abkehr von Terror und Massenvernichtungswaffen den Weg für die

Rückkehr des Landes in die internationale Gemeinschaft geebnet.

Sie wolle mit Gaddafi unter anderem darüber sprechen, was Libyen als einflussreiches Mitglied der Afrikanischen Union zur Beilegung des Konfliktes in der sudanesischen Provinz Darfur beitragen könne, sagte sie. Die libysche Führung hatte die Rebellenorganisationen aus Darfur schon mehrfach zu Friedensgesprächen eingeladen.

Gaddafi hat wiederholt seine Bewunderung für Rice ausgedrückt. „Ich unterstütze meine geliebte schwarze afrikanische Frau“, hatte er vor einem Jahr gesagt. „Ich bewundere sie und bin stolz auf die Art, wie sie sich zurücklehnt und den arabischen Anführern Befehle erteilt.“ (Reuters, dpa)



US-Außenministerin Rice (li.) wird von ihrem Amtskollegen Mohammed Abdel-Rahman Shalgam in Tripolis willkommen geheißen. Foto: EPA

Opferzahl nach „Hanna“ gestiegen



Die Zahl der Todesopfer nach dem Hurrikan „Hanna“ ist in Haiti nach Angaben des Zivilschutzes des Karibikstaates auf mindestens 136 gestiegen. Zuvor hatten die Behörden noch von 61 Toten gesprochen, davon 21 in der am stärksten betroffenen Stadt, Gonaves. Hunderte Häuser sind auf Haiti zerstört worden, große Teile des Landes stehen weiterhin unter Wasser. (AFP) Foto: AP

Technikprobleme bringen Spainair in Turbulenzen

Gut zwei Wochen nach dem verheerenden Flugzeugunglück von Madrid hat es erneut technische Probleme bei einer Spanair-Maschine gegeben. Ein Flugzeug musste außerplanmäßig auf Mallorca landen.

Reiner Wandler aus Madrid

Die Fluggesellschaft Spanair macht erneut von sich reden. Das schwedisch-spanische Unternehmen, das im vergangenen Monat mit dem Absturz einer Maschine in Madrid, bei dem 154 Menschen ums Leben kamen, für Schlagzeilen sorgte, musste am Donnerstag einen Flug von der Balearen-Insel Ibiza in die portugiesische Hauptstadt Lissabon abbrechen. Wegen

„bisher ungeklärter technischer Probleme“. Der Flug JK4113 mit 163 Passagieren an Bord landete nur kurz nach dem Start in Ibiza auf der Nachbarinsel Mallorca.

Drei Startversuche

Einige Reisenden berichteten gegenüber dem portugiesischen Fernsehen RTP, dass das Flugzeug gegen 9.15 Uhr erst beim dritten Versuch gestartet sei. „Das Einzige, was sie merkten, war ein starkes

Rütteln“, erklärte der Vater eines der Passagiere. Ein anderer Passagier beschwerte sich über die mangelnden Informationen während des Zwischenfalls. Die Passagiere wurden mit einem Flugzeug einer Chartergesellschaft an ihr Ziel gebracht.

Am 20. August war es nicht so glimpflich ausgefallen. Eine Maschine von Madrid auf die Kanarischen Inseln brach den Start wegen eines Fehlers an einem Hitzesensor ab. Nachdem die Maschine von Technikern repariert worden war, startete sie erneut und stürzte ab. Das Flugzeug zerbrach und ging in Flammen auf. 154 Menschen kamen ums Leben. Nur 18 Insassen überlebten das Unglück.

PANORAMA

Bombenexplosion in einem Moskauer Café

Moskau – Bei einer Bombenexplosion in einem Café der russischen Hauptstadt Moskau ist ein Mensch getötet worden. Weitere acht Gäste einer Trauerfeier wurden verletzt in Krankenhäuser gebracht. Über die Hintergründe der Tat gab es zunächst keine Angaben. (dpa)

Piraten kaperten Schiff vor der Küste Somalias

Kuala Lumpur – Vor der Küste von Somalia ist wieder ein Schiff von Piraten gekapert worden. Der ägyptische Frachter mit 25 Mann Besatzung sei Mittwochabend im Golf von Aden überfallen worden, berichtete ein Sprecher des Internationalen Schifffahrtbüros in Malaysia. (AP)

Papst Benedikt XVI. will Organe spenden

Rom – Papst Benedikt XVI. ist bereit, nach dem Ableben seine Organe zu spenden. Josef Ratzinger sei seit vielen Jahren Mitglied eines Organspenderverbands, berichtete die römische Tageszeitung *Il Messaggero*. „Organe zu spenden ist ein Akt der Liebe“, wird der damalige Kardinal Ratzinger zitiert. (APA)

Krawattenzwang für Schüler aufgehoben

Istanbul – Die Istanbuler Verwaltung hat den Krawattenzwang für Schüler aufgehoben. Jugendliche dürfen ab Montag auch im T-Shirt zum Unterricht erscheinen. Das Tragen von Jeans ist aber weiter untersagt. (dpa)

Frau neun Jahre lang in Campinghütte gefangen

Stockholm – Ein Schwede soll seine Partnerin neun Jahre lang in einer Campinghütte gefangen gehalten haben. Wie der Radiosender SR am Freitag berichtete, wurde der rund 60 Jahre alte Mann am Mittwoch festgenommen. Die Frau sei an Multipler Sklerose erkrankt. (dpa)



LEUTE

■ Getuschelt wurde schon viel – doch offiziell hatte sich Sir Cliff Richard noch nie zur Männerliebe bekannt. Jetzt gab er in seiner Autobiografie „My Life, My Way“ einen Hinweis: Der Ex-Priester John McLynn sei sein „Begleiter“ geworden, „weil ich nicht gerne allein lebe“. Foto: EPA

■ Karl Lagerfeld ist laut einem Bericht der FAZ wohl fünf Jahre älter als offiziell angegeben. Lagerfeld wird demnach am 10. September 75 Jahre alt. (frei)

Gegen Fadesse der Kindheit hilft Fiktion. Diese braucht Sprache und Schreiben. Eine Südtiroler Kindheit unter flügelahnen Gänsegeiern und pfeifunfähigen Murmeltieren.

Sabine Gruber

Ich saß am Tisch unter Erwachsenen und zählte die Kreise auf der Tischdecke, klopfte mit dem Fuß gegen das Tischbein, verglich die Gesichter der Verwandten und Bekannten mit Gesichtern von Tieren. Onkel Konrad war der Gänsegeier, Onkel Hans das Murmeltier, Tante Trude Frau Biber. Ich lag auf der Wiese vorm Haus und starrte in die Wolken, sah fliegende Hexen und schlafende Schafe, biß meine Fingernägel kurz und wickelte die immergleiche Haarsträhne um den Zeigefinger, bis sich am Kopf eine lichte Stelle gebildet hatte. Die Friseurin meiner Mutter hatte sie mir mit einem Spiegel gezeigt und mir eine Glatze angedroht, wenn ich nicht mit dem Haaredrehen aufhören würde. Die Eitelkeit war größer, dennoch dachte ich beim Anblick der hell durchscheinenden Kopfhaut an eine sonnendurchflutete Waldlichtung, auf der Zitronenfalter flatterten.

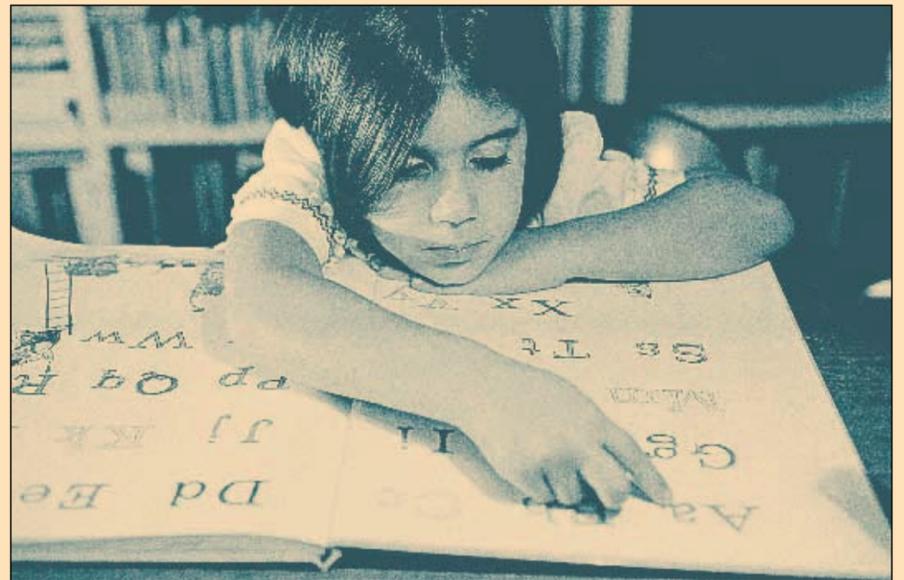
Am Anfang war die Langeweile, eine nahezu unerträgliche unter Menschen; ich beobachtete sie auch an meinem Großvater. Er hatte die Angewohnheit, seinen rechten Daumen auf Brusthöhe an seinem Pullover zu reiben; alle seine Wollpullover waren an jener Stelle verschlissen. Das Hemd schimmerte durch. Das war keine Nervosität, das war Ungeduld über die sinnlos verstreichende Zeit; er ging ihr auf den Grund, ging ihr an die Fasern. Mein Großvater konnte nie lange sitzen, er war lieber allein und arbeitete vor sich hin. Ich kann lange sitzen, aber nicht unter flügellosen Gänsegeiern und pfeifunfähigen Murmeltieren.

„Für die Armut“, steht in einer Rede, die Joseph Brodsky 1989 bei einer akademischen Abschlussfeier gehalten hat, „ist Langeweile der brutalste Teil ihres Elends, und das Wegkommen davon trägt radikalere Formen: gewalttätige Auflehnung oder Drogenabhängigkeit.“ Wir waren nicht wirklich arm, aber wir lebten damals in einer Siedlung, in der diese radikalen Formen sichtbar waren. Ich hatte vergleichbar mit anderen Kindern wenig Ausgang – vielleicht wollte mich meine Mutter vor den kriminellen Jugendlichen schützen –, und ich durfte kaum fernsehen.



„Ich spann Gedanken, Geschichten, drehte die Wortfasern zu Satzfüden, einmal grob, einmal fein ...“

Foto: Ferdinando Scianna/Magnum



Meine Mutter lud andere Kinder ein; die meisten davon fand ich fad. Lieber ersann ich Eltern und Geschwister für meine Puppen, warf den Ball gegen die Mauer und trat gegen fiktive Gegnerinnen an. Die Winterspaziergänge auf der Meraner Kurpromenade nützte ich, um mit nicht existierenden Personen Gespräche zu führen. Auf den sonntäglichen Ausflügen im Fiat 124 suchte ich schließlich nach passenden Häusern und Unterküften für meine Figuren. Sie hießen Adriana, Cristina, Giovanna und waren Italienerinnen; im Spiel öffnete ich, ohne ein Be-

wußtsein von den damaligen gesellschaftspolitischen, deutschen Zielen der Südtiroler Volkspartei zu haben, die ideologisch abgesteckten Grenzen, die Luft war dabei mein zuverlässigster Gesprächspartner. Manchmal gestikulierte ich vor mich hin, auf offener Straße, sprach mit lauter Stimme und erschrak, wenn meine Mutter das Wort an mich richtete: „Was machst du da? Spinnst du?“

Ich spann Gedanken, Geschichten, drehte die Wortfasern zu Satzfüden, einmal grob, einmal fein, saß in meinem Kokon oder arbeitete wie eine Spinne am Netz. Meine erdachte Welt erfuhr ich als flexiblen, veränderbaren Raum, der sich jeglicher Kontrolle von außen entzog.

Das halblaute Phantasieren oder Spinnen war vermutlich bereits eine Vorstufe zum Schreiben, das – so Pierre Bourdieu in seinem Buch „Die Regeln der Kunst“ – „alle Determinierungen, alle grundlegenden Zwänge und Beschränkungen des gesellschaftlichen Daseins außer Kraft (setzt).“

Aus der Monotonie des Alltags entschwand ich entweder in die Welt der von mir selbst kreierten Figuren, oder ich verbrachte meine Zeit über Büchern. Die Literatur bot Neues, sie war der einzige Ort, der die Wiederholung, das Immergleiche zu unterlaufen vermochte. Der polnische Philosoph Leszek Kolakowski beschreibt die Langeweile als einen Bestandteil unseres Menschseins, das Bedürfnis ihrer Überwindung entweder als zerstörerischen oder als schöpferischen Akt.

Neue Simulationsräume

Bücher, das erfuhr ich früh, waren niemals unterschiedslos und gleich, wahrscheinlich weil ich mich nicht passiv in deren Lektüre vertiefte, sondern das Rollenspiel, das ich bereits außerhalb der Bücherecke praktiziert hatte, auf die literarischen Figuren zu übertragen wußte. Ich erfand neue Simulationsräume mittels bereits vorhandener beschriebener fiktiver Welten. Das eine Leben, das mir geschenkt war, erachtete ich schon im Kindesalter als viel zu wenig. Die Literatur hingegen bot mir von Anfang an die Möglichkeit, mich in eine andere Haut zu denken, darin beispielsweise ein unbekanntes Leben zu Ende zu gehen, wo mein eigenes noch am Anfang stand, fremde Erfahrungen zu machen, die für mich nicht vorgesehen waren.

Das „Fenster auf die Unendlichkeit der Zeit und damit auf (die eigene) Bedeutungslosigkeit in ihr“ (Joseph Brodsky über die Langeweile) läßt sich nur öffnen, wenn man allein ist. All die gängigen Fluchtwege und Ablenkungen sind im Grunde verzweifelte Unterfangen gegen die Leere in uns selbst.

Von der Erfindung der kindlichen und mündlichen Spielfiguren über das Weiterspinnen vorgegebener Lebensläufe in Büchern hin zur Komposition einer literari-

schen Wirklichkeit war es ein kurzer Weg. Nicht nur die in Überzahl vorhandenen Papierabfälle aus der Druckerei des anderen Großvaters animierten zum Kritzeln und zum Schreiben, es war die positive Langeweile selbst, die den Bleistift führte und den Spieltrieb verstärkte. Einmal hingeschrieben, fanden sich die Figuren in neuen Zusammenhängen wieder.

Die Gefahr eines „l'art pour l'art“-Standpunktes, der mit dem reinen Spielen um des Spielens willen vergleichbar wäre, war insofern nicht gegeben, als der das Schreiben auslösende Spieltrieb von Anfang an eine klare Unterscheidung zwischen dem Autobiographischen und dem Fiktionalen bedingte, sich die gelebte Wirklichkeit in immer neuen literarischen Variationen präsentierte. Und indem sich die Realität vor meinen Augen literarisch veränderte, gewann die Kunst des Schreibens zunehmend an gesellschaftspolitischer Relevanz.



Sabine Gruber

Geboren 1963, lebt in Wien. Veröffentlichung von Gedichten, Erzählungen, Hörspielen und Theaterstücken, Rezensionen, Glossen und Kommentaren. Herausgeberin von Anthologien und von Büchern zum Werk der Südtiroler Autorin Anita Pichler. Zuletzt erschienen: „Über Nacht“, Roman C. H. Beck München 2007

Foto: Heribert Corn



Die Studiengebühr ist für Claudia Schmied „eine Prinzipienfrage“, aber Österreich brauche „ganz sicher ein an den Studienplätzen orientiertes Finanzierungssystem“. Fotos: Urban

„Politik muss auch eine Stilfrage sein“

Claudia Schmied, Unterrichts- und Kulturministerin, über Bücher, die gefallen, über Manager, die fallen, und das ungeschriebene Buch, das sie sich von Peter Turrini wünscht. Den Titel verriet sie **Lisa Nimmervoll**.

STANDARD: Sie haben als Bankerin an der Wirtschafts-Uni Seminare über „Die Rolle der Wirtschaft in der Literatur“ gehalten. Wie ist die?

Schmied: In meiner Wahrnehmung sind Wirtschaftsthemen in der Literatur ein wenig unterbelichtet, und wenn, dann kommen sie eher mit ihren sozialen Auswirkungen vor. Aber es wird nicht wirklich auf die wirtschaftlichen Zusammenhänge fokussiert. Da gibt es ganz wenige Bücher.

STANDARD: Welche zum Beispiel?

Schmied: Ein Klassiker ist Thomas Manns „Die Buddenbrooks“ und natürlich Urs Widmers „Top Dogs“, in dem es um gefallene Manager geht. Was passiert mit ihnen, wenn sie ihre machtvollen Funktionen verlieren und gewissermaßen auf ihr Menschsein zurückgeworfen werden. Ich habe dazu viele Gespräche mit Peter Turrini geführt. Er, ein Absolvent der Handelsakademie, ist prädestiniert, über Soll und Haben zu schreiben. Vor zwei Jahren sagte er etwa bei den Salzburger Festspielen, wenn es der Wirtschaft gut geht, muss das noch nicht heißen, dass es auch den Menschen gut geht. Ich würde mich freuen, wenn Turrini ein Buch mit dem Arbeitstitel „Liebe Aktionäre“ schreiben würde.

STANDARD: Ihr Lieblingsbuch ist John von Düffel „Vom Wasser“. Es geht um eine Papierfabrikanten-Dynastie und die immer neue Rückkehr zum Wasser. Warum gerade das?

Schmied: Es war natürlich auch Teil meines Seminars an der WU, weil es wie die „Buddenbrooks“ die Geschichte eines Familienunternehmens ist. John von Düffel, der selber ein begeisterter Schwimmer ist, hat das Wasser und vor allem die Forellen darin in einer Form beschrieben, die einfach unglaublich packend ist. Ich selbst bin an der Alten Donau aufgewachsen und habe in meiner Kindheit viel Zeit am Wasser verbracht.

STANDARD: Apropos Jugend, bei dieser Wahl gibt es eine Premiere: Erstmals dürfen auch 16- und 17-Jährige wählen. Aber sie wirken etwas überfordert, wenn sie in Reportagen oder im TV dazu zu Wort kommen. War das wirklich eine gute Idee?

Schmied: Rückblickend betrachtet – wir haben ja alle nicht damit gerechnet, dass diese Bundesregierung so rasch zu Ende geht –, kommen unsere Aktivitäten schon ein

bisschen knapp. Aber wir haben viel getan, damit die Jugendlichen vorbereitet sind. Minister Hahn und ich haben die Demokratie-Initiative gestartet und in den Schulen informiert. Immerhin startet in diesem Schuljahr Politische Bildung in der achten Schulstufe.

STANDARD: Wie passt es eigentlich zusammen, dass die SPÖ sagt, im Kindergarten ist es gerecht, wenn Besserverdienende einen Beitrag zahlen, aber an der Uni sind Gebühren plötzlich nicht mehr gerecht?

Schmied: Im Bildungsbereich ist für mich das kostenlose, verpflichtende Bildungsjahr ab fünf ein Schlüssel, wo ich sage, gratis für alle, aber auch in Top-Qualität als Vorbereitung auf den Schulstart. Der freie Hochschulzugang, also die Abschaffung der Studiengebühren, hat für mich mit einer Grundsatzhaltung zu tun, den Weg zu Bildung frei zu gestalten.

STANDARD: Für angehende Lehrer aber fordern Sie Zugangshürden.

Schmied: Finanziell freier Zugang steht für mich nicht im Widerspruch zu Aufnahmeverfahren für Studien, wo es um Berufsvorbereitung geht. Man kann als Betriebswirtin wie ich relativ leicht von Bank A zu Bank B wechseln, aber wenn man im Schulbereich draufkommt, man ist für den Beruf nicht geeignet, wird es eng. Wir brauchen die besten Lehrer für unsere Kinder.

STANDARD: Die Ökonomin in Ihnen gefragt – verteilungspolitisch würden vom Studiengebühr-Aus bei der jetzigen Zusammensetzung der Studierendenschaft sozioökonomisch Bessergestellte mehr profitieren.

Schmied: Die Studiengebühren sind mehr eine Prinzipienfrage. Wir müssen natürlich versuchen, die Bildungswege und den Zugang zur Uni breiter zu gestalten, daher auch mein Eintreten für Frühkindpädagogik und Neue Mittelschule. Aber eine wichtige Aufgabe der nächsten Regierung ist die Frage, wie werden die Unis finanziert. Der jetzige Gesetzesentwurf zur Uni-Reform ist ein Schritt in die Vergangenheit. Da wird der Freiraum der Unis stark eingeeignet, wenn etwa jährlich über bestimmte Budgetteile befunden werden soll. Und wir brauchen ganz sicher ein an den Studienplätzen orientiertes Finanzierungssystem. Ich halte es auch nicht für fair, die Unis

am Anfang breit zu öffnen, aber nicht für die Ausfinanzierung zu sorgen, und in Wirklichkeit finden dann in den ersten zwei Semestern Rang- und Positionskämpfe um die wenigen Plätze statt, die es gibt.

STANDARD: Die Universitätenkonferenz der Rektoren wird das mit großer Freude lesen. Sie fordert das ja vehement. Von der SPÖ gab es dafür aber keine große Unterstützung. Da sind sie Ihrer Partei weit voraus.

Schmied: Ich sehe die Finanzierung stark unter dem Aspekt der Lehramtsstudien – und bezogen auf die Gesamtsituation der Unis, die einfach nicht erfreulich ist.

STANDARD: Warum wollen Sie diesmal für die SPÖ bei der Wahl kandidieren? Ihr Kollege Erwin Buchinger sagt: „Nein, kandidieren mag ich nicht, aber Minister wäre ich schon gern.“

Schmied: Ich bin seit 1983 SPÖ-Mitglied, ich habe mich entschieden, in der Politik zu sein und empfinden Platz vier auf der Wiener Liste als Ausdruck hoher Wertschätzung meiner Person und meiner Arbeit. Es gehört für mich dazu, wenn man im politischen Leben so auch in erster Reihe steht.

STANDARD: Als Abgeordnete hätten

Sie viel mehr in den parteipolitischen Niederungen zu tun, aus denen Sie sich als Ministerin immer betont ferngehalten haben.

Schmied: Ein Motiv, in die Politik zu wechseln, war, dass ich felsenfest überzeugt bin, dass eine andere Politik möglich ist. Eine Politik, die auf Fakten basiert, eine mittel- und langfristige Perspektive im Auge hat und bei Konflikten immer persönlich wertschätzend bleibt. In dem Punkt finde ich das Auftreten und die Argumentation von Heide Schmidt sehr wohltuend. Politik muss ganz stark auch eine Kultur- und Stilfrage sein.



STANDARD: Deckt Heide Schmidt eine offene Flanke der SPÖ?

Schmied: Für mich hat Heide Schmidt als Person, aber auch das Programm des LIF für die Wahl viele Berührungspunkte mit den Forderungen der Sozialdemokratie, im Bildungsbereich zum Beispiel die gemeinsame Schule.

STANDARD: Die gemeinsame Schule können Sie mit der ÖVP auf absehbare Zeit vergessen. Ist sie Ihnen so wichtig, dass Sie dafür eine Koalition mit dem BZÖ, das die Gesamtschule ja will, eingehen würden?

Schmied: „Die ÖVP“ stimmt nicht, es ist uns ja gelungen, Allianzen

mit der Industrie, der Wirtschaft, aber auch der katholischen Kirche zu schmieden. Aber richtig ist, dass meiner Einschätzung nach mit Molterer, Neugebauer und Schüssel große Fortschritte in der Bildung nicht zu erwarten sind.

STANDARD: Noch einmal: Ist Ihnen die Gesamtschule so wichtig, dass Sie dafür das BZÖ in Kauf nehmen?

Schmied: Das BZÖ – und dasselbe gilt für die FPÖ – ist so, wie es jetzt auftritt und auch von seiner Haltung jenen Menschen gegenüber, denen es nicht so gut geht – Stichwort Ausländerpolitik, Integrationsfragen –, für mich kein Partner.

STANDARD: „Wien ist eine fürchterliche Genievernichtungsmaschine“ – wahr oder falsch?

Schmied: Mit so Pauschalsätzen habe ich ein Problem – aber es steht auf meinem Teppich.

STANDARD: Thomas Bernhard – als Fußabtreter. Die neue Einrichtung Ihres Büros sorgte ja für Aufregung. War das auch typisch Österreich, weil es um moderne Kunst geht?

Schmied: Die Einrichtung ist ein gutes Beispiel, dass Altes, wie hier im Palais Starhemberg, mit gutem neuem Design sehr gut zusammenpasst. Dass das für Aufregung sorgt, zeigt den Spannungsbogen zwischen Alt und Neu, Bewahren und Irritieren. Man muss auch Mut zur Veränderung und Gestaltung haben. Räume drücken etwas aus.

STANDARD: Das Gerücht, dass hier kein Kaffee serviert werden darf, weil der helle Teppich gefährdet sein könnte, stimmt also nicht?

Schmied: Das gilt nicht mehr, weil es ja jetzt die Tische gibt, und daher wird auch Kaffee serviert.

STANDARD: Haben Sie privat Kunst?

Schmied: Ich bin keine Kunstsammlerin im Sinne, dass ich bestimmte Epochen sammle, es sind eher Stücke, zu denen ich eine besondere, auch persönliche Beziehung habe. Ich habe zum Beispiel wunderschöne Tierbilder von Norbertine Bresslern-Roth, die tolle Pferde dargestellt hat, das hat mich als begeisterte Reiterin angesprochen.

STANDARD: Was wollen Sie in Ihrem Leben unbedingt noch machen?

Schmied: Einmal eine Phase als Bohemienne wäre vielleicht nicht schlecht. Oder ein Buch schreiben.

STANDARD: Was wäre der Stoff?

Schmied (lacht): Na ja, vielleicht muss ich ja das Buch „Liebe Aktionäre“ selbst schreiben.

ZUR PERSON:

Claudia Schmied (49), promovierte Betriebswirtin, im Vorstand der Kommunalkredit Austria und der Dexia Kommunalkredit Bank. Mit 19 Jahren jüngste staatlich geprüfte Reitinstructorin.

MEIN HERZ HÄNGT AN



... meinem guatemaltekischen Herz

Das Geschenk von Schülern in Guatemala symbolisiert für Claudia Schmied viel: Ist doch im 1956 von Österreich gegründeten „Instituto Austriaco Guatemalteco“ all das Realität, was sie sich hierzulande wünscht – zwölf Jahre Gesamtschule (bis zur Matura) mit Ganztagesbetreuung und verpflichtendem Vorschuljahr. Foto: Urban

Ein Grabstein für den Wellensittich

Das Kind beschreibt, was es sieht, der Teenager kehrt sein Inneres nach außen – als Tagebuch.

Die erwachsene Schriftstellerin erkennt Schreiben als Arbeit und nicht als bloßes Fließenlassen von Gedanken auf Papier.

Linda Stift

Mein erstes Schreiben begann mit den ersten Buchstaben, die ich in der Schule lernte, jeder Buchstabe hing im Klassenzimmer in Form eines bunten Bildes in DIN-A4-Größe an der Wand. Oder war es DIN A3? DIN A4 scheint mir im Nachhinein fast zu klein, denn die Bilder hingen hoch, direkt unter der Decke. Ich erinnere mich an das Vogel-Vau, ein Vogel als V verkleidet, und das Fenster-Eff. Was die anderen Buchstaben darstellten? Ein Anker für A, ein Brotlaib für B vielleicht, ein Hase für H, ich weiß es nicht mehr. Ganz sicher jedoch ein Ei für Ei. Ich malte also die Buchstaben hundertfach in mein Heft, dann einfache Wörter, kurze Sätze, das sogenannte Schönschreiben allerdings erlernte ich nie so richtig. Erhielt immer nur ein „Gut“, das mein Volksschülerinnenzeugnis verdarb.

Mit sieben, acht Jahren begann ich, Tiersammelbücher anzulegen. Heute staune ich wieder, wie faszinierend Tiere für Kinder sind, obwohl man die meisten Tiere ja nie richtig zu Gesicht bekommt. Mein Sohn (19 Monate) rastet aus, wenn er einer Katze gegenübersteht. Er beginnt



Linda Stift
Geboren 1969, lebt in Wien. Die Schriftstellerin und Lektorin studierte Germanistik, Philosophie und Tschechisch. Zuletzt erschienen: „Stierhunger“, Roman Deuticke, Wien 2007
Foto: Heribert Corn

zu schreien und rennt auf sie zu (sie natürlich weg). Er will hin, will sie berühren, obwohl sie doch ein durch und durch fremdes Wesen ist und man nicht weiß, was von ihr zu erwarten ist. Ich brütete stundenlang über den Bildern von Tieren, die ich vermutlich niemals in freier Wildbahn sehen würde. Ich verachtete Erwachsene, die einen Jaguar nicht von einem Leopard unterscheiden konnten. Zu den Bildern schrieb ich Texte ab, vermischte verschiedene Texte, ließ Textteile, die mir nicht so wichtig vorkamen, aus. Ich generierte also einen eigenen Text aus vorgefundenen. Ich schrieb Steckbriefe für die Tiere, fertigte Listen an. Als ich meinen ersten und einzigen Wellensittich in einem Osterei aus Karton begrub, beschriftete ich einen (Grab-)Stein für ihn.

Meine ersten Schulaufsätze waren wilde Konglomerate aus nacherzählten Märchen, Kindergeschichten und eigenen Gedanken, ich wurde für meine „rege Fantasie“ gelobt. Ich bekam mein erstes Tagebuch geschenkt, klassisch mit einem kleinen Vorhängeschloss. Vor der Pubertät waren die Aufzeichnungen rein deskriptiv und natürlich dementsprechend langweilig („Heute bin ich mit Mama einkaufen gewesen. Ich habe einen blauen Faltenrock bekommen, sie eine gelbe Bluse. Danach waren wir in einem Lokal essen. Nach dem Essen habe ich noch ein Eis bekommen.“).

Später wurden die Eintragungen exzessiver und emotionaler, begannen oft mit „Ich hasse ihn“ oder „Ich hasse mich“ oder überhaupt „Ich hasse die ganze Welt“ in riesigen, schwarzen Lettern, von denen Tintenblut oder Tintentränen tropften. Auch echte Blutpunkte klebten hin und wieder auf den Seiten, wenn ich mich wieder

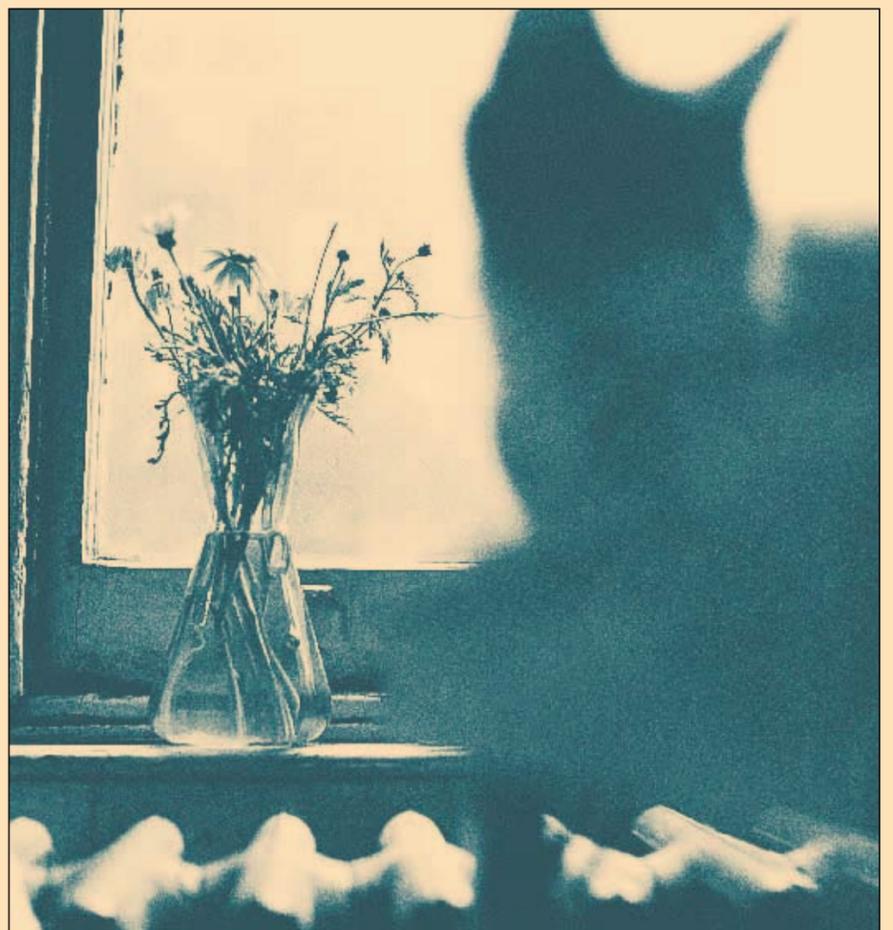
einmal als amerikanische Ureinwohnerin sah – als mein Wellensittich gestorben war, kratzte ich mit einem Zirkel in meinem Gesicht herum, weil sich die Indianer, wie ich wahrscheinlich aus Karl-May-Büchern wusste, aus Trauer um einen Verstorbenen Schnitte im Gesicht zufügten.

Getrocknete Blumen, Herzen, Sarah-Kay- und Liebest-Aufkleber zierten ebenfalls die Seiten (genauso peinlich wie das Geständnis, man habe seine eigene Kotze gefressen). Kürzlich las ich in einem Artikel, das Gehirn von pubertierenden Teenagern wäre wie eine chaotische Baustelle, die ständig niedrigerissen und neu aufgestellt wird, und genauso sieht es in meinen Tagebüchern aus. Ich versuchte, so winzig zu schreiben, wie ich nur konnte, experimentierte mit verschiedenen Schreibgeräten und Farben, schrieb verkehrt herum und suchte immer neue Verstecke, worauf ich aber irgendwann verzichtete, weil es zu mühsam war. In meinem Zimmer gab es gar nicht so viele Verstecke, und wer es darauf angelegt hätte, hätte die Tagebücher ohnehin gefunden. Auch die Vorhangschlösser verschwanden, ich schrieb in Hefte und Schreibbücher, in schmucklose Kladden, ein Wort, das ich damals noch nicht kannte.

Wörter zu Bildern

Als ich die Schreibmaschine für mich entdeckte, entdeckte ich die Konkrete Poesie. Ich konnte nun mit Wörtern einfache Bilder erzeugen (eine Vase mit dem Wort Vase usw.), und die Wörter erhielten zudem eine ganz andere Bedeutung, wenn man sie sich 50-mal hintereinander laut vorlas oder sie minutenlang anstarrte. Ich brachte mir selbst das Maschineschreiben bei. Das Tippen, die Geräusche und das Klingeln beim Weitertransportieren des Wagens erzeugten ein Glücksgefühl in mir.

Der saubere Papierstapel, der daneben lag, gab mir das Gefühl, tatsächlich eine Schriftstellerin zu sein. Das auf der Maschine Geschriebene kam mir bedeutender, ernsthafter vor als das (schludrig) mit der Hand Verfasste. Es sah professioneller aus, nicht mehr nach



Tagebuch. Ich wusste noch nichts vom x-maligen Umschreiben, Überarbeiten und Verwerfen. Wusste nicht, dass Schreiben Arbeit ist. Dass man sich nicht immer auf das Rausfließen verlas-

sen kann, bzw. dass die Arbeit erst danach beginnt. Die erste unter Flüchen aus der Maschine herausgefetzte und dann zerknüllte Seite war der nächste Schritt. Und so ähnlich ist es bis heute.

Inspiration für Konkrete Poesie: die Form einer Vase aus Lettern der Schreibmaschine.

Foto: Magnum/Elliott Erwitt

Muzicant warnt vor Strache

IKG-Präsident: „Wir brauchen eine Regierung, die keine FPÖ enthält“

Wien – Die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) warnt vor einer Regierungsbeteiligung der Freiheitlichen. „Wir brauchen eine Regierung, die keine FPÖ enthält“, sagte IKG-Präsident Ariel Muzicant am Freitag. Seine Begründung: „Uns stört in dieser Partei insbesondere der rechtsextreme harte Kern.“ Es gebe nämlich „eine große Zahl an Funktionären, die man per rechtskräftigen Gerichtsbeschluss als ‚Kellernazis‘ bezeichnen könne“.

Die Blauen politisch auszugrenzen ist aber für den IKG-Präsidenten der falsche Weg: „Wir sind gegen eine Ausgrenzung, man soll den Streit aufnehmen und die Dinge beim Namen nennen.“ Deutlichere Worte erwartet er noch vom SPÖ-Vorsit-

zenden. Muzicant fordert von Werner Faymann konkret eine größere Distanzierung von der Strache-Partei, eine allgemeine Absage an Hetze sei ihm zu wenig. Selbst ÖVP-Chef Wilhelm Molterer sei in dieser Frage bereits weitergegangen.

In seiner Kritik an der FPÖ unterschied Muzicant tunlichst zwischen der Funktionärs- und den freiheitlichen Wählern. Sämtliche Anhänger der FPÖ als Rechtsextreme zu verurteilen sei falsch. Eine „zynische Finesse“ der FPÖ sieht IKG-Generalsekretär Raimund Fastenbauer darin, dass man einen Wahlkampf gegen Zuwanderung und Islamismus führe, auf der anderen Seite aber enge Verbindungen zum Iran habe.

Mit dem Wahlkampf ist Muzicant nicht zufrieden: „Mir ist vollkommen unverständlich, warum in Österreich die Ausländerfeindlichkeit so ein Thema ist.“ Es gebe andere, wichtigere Anliegen, etwa die Teuerung.

Die Freiheitlichen reagieren scharf. Es könne nicht Muzicants Aufgabe sein, „sich mit hanebüchenen und gehässigen Wertungen in den Wahlkampf einzumischen“, ärgerte sich FPÖ-Generalsekretär Harald Vilimsky. Wiens Landespartei-Generalsekretär Hans-Jörg Jenewein nannte den IKG-Präsidenten einen „Pausenclown“ und warf ihm Demokratieverachtung vor. Muzicant solle sich um seine eigene Gemeinde kümmern, „da gibt es für ihn genug zu tun“. (pm)

Die einen reden darüber. Wir tun was dagegen.

Große Worte, keine Taten – das ist die Bilanz der Faymann-SPÖ in Wien: Bei keinem einzigem der ÖVP-Vorschläge gegen die Teuerung hat die SPÖ Wien mitgemacht. Das ist Zusammenarbeit, wie sie Faymann versteht:

In 6 Jahren 20 x SPÖ-NEIN!

- **Gebührenerhöhung stoppen – 9 x SPÖ-NEIN!**
- **Gratiskindergarten einführen – 11 x SPÖ-NEIN!**

Verantwortung für ÖSTERREICH

Im Einsatz für WIEN

ÖVP wien
RATHAUSKLUB

„Wir müssen endlich hinein in die Arena“

Eindringliche Appelle an die Parteibasis, im Wahlkampf „ein Schäuferl nachzulegen“, und harte Attacken auf SPÖ-Chef Werner Faymann dominierten den Auftakt des Bundeswahlkampfes der ÖVP in Graz.

Walter Müller

Graz – „Wer nicht kämpft, hat verloren“: Energisch richtete Hermann Schützenhöfer am Freitagabend – als „Einpeitscher“ für ÖVP-Kanzlerkandidat Wilhelm Molterer – einen „dringenden Appell“ an die in Graz versammelte Parteigemeinde, endlich „mit dem Laufen“ zu beginnen. Schützenhöfer: „Wir dürfen nicht mehr zuschauen, sondern wir müssen endlich hinein in die Arena.“

Die ÖVP müsse „ein Schäuferl nachlegen“, wenn sie am 28. September als Erste durchs Ziele laufen wolle, warnte der steirische ÖVP-Chef und Landeshauptmann-Vize im Vorfeld des Wahlkampfauftaktes in der Grazer List-Halle im STANDARD-Gespräch.

In seiner Rede fuhr Schützenhöfer klare Wahlkampfpläne: Volle Attacke auf SPÖ-Herausforderer Werner Faymann („ein klassischer Wiener Sozi, der ohne Partei nichts ist“) und Hochlobung des ÖVP-Vizekanzlers Wilhelm Molterer als „der Verlässliche“. Schützenhöfer: „Willi Molterer hält auch in schwierigen Zeiten stabilen Kurs.“

Schützenhöfers Mut-Injektionen für die Parteibasis waren dringend nötig. Es stand hier in Graz



Auf Wilhelm Molterer lag viel Erwartungsdruck. Er sollte in Graz beim Wahlkampfauftakt seine ÖVP aus der Defensive holen. Foto: AP

viel auf dem Spiel. Von Graz aus sollte ein Ruck durch Österreich gehen, der die in die Defensive geratene ÖVP wieder aus dem Windschatten der SPÖ herausholt und auf die Überholspur bugsiert. Die ÖVP sollte demonstrieren, dass sie wieder eng beieinandersteht.

Schon allein um dieses physische Erleben zu sichern, haben die Zeremonienmeister der ÖVP die Helmut-List-Halle im Norden von Graz als Kraftort gemietet. 1000 bis maximal 2000 Personen passen in dieses Kunsthaus, gut 3500 hatten sich schon vor Tagen angemeldet. Also: Der für solche Parteievents wichtige „Wir-platzen-aus-allen-Nähten“-Zustand war schon vorweg gesichert.

Rund um die Halle wurde zudem eine Festzeltstadt drapiert, drinnen „good styrian feeling“ zelebriert: mit steirischer Musi, Vulkas-

noschinken, neuer Kernölwurst und gut gezapftem steirischen Hopfengebräu.

Die Kulisse samt heißem Sommerabendwetter war parteipsychologisch durchaus ideal, um nach den schlechten Umfragedaten keine düstere Gedanken an eine mögliche Wahlniederlage hochkommen zu lassen.

Grüne und „Fritz“ in Graz

Nicht nur die ÖVP wählte Graz als Auftaktzone für den bundesweiten Wahlkampf. Auch die Grünen und die Liste Dinkhauser setzten auf steirische Urkraft. Dinkhauser startete ebenfalls am Freitagnachmittag am „Freiheitsplatz“ mit einem Grüppchen treuer Fans seine „Fritz-Tour“, die Grünen geben am Sonntag in der Grazer Seifenfabrik ihr Startsignal für ihren Österreich-Wahlkampf.

Tatjana Lackner, Politiker-Profilerin und Direktorin der Schule des Sprechens, analysiert für den STANDARD die politische Rhetorik der TV-Konfrontationen.



Alexander Van der Bellen (Grüne) - Jörg Haider (BZÖ)

Schon bei den griechischen Rhetorikern gab es einen Grundsatz: Erlange die Sympathie des Publikums so bald, wie möglich! Bei BZÖ-Chef Jörg Haider lagen Narkose und Narzissmus nur vier Stunden auseinander.

Munter genug, um Grünen-Chef Alexander Van der Bellen laufend zu unterbrechen, war er dann aber jedenfalls.

Einig im Warnverhalten

Ideologisch jeweils am Ende der Schnur des anderen, auf der Oppositionsbank und politisch immer wieder aneinander gekettet – Grün und Orange. Darüber hinaus eint sie das übertrieben eindringliche Warnverhalten: Der eine versuchte die Nation vor den Spuren des anderen zu bewahren.

Van der Bellen: „Österreich hat etwas anderes verdient als Politiker wie Sie!“ Die Gefahrenarten und Bedrohungs-Szenarien wurden dabei höchst unterschiedlich eingeschätzt.

Haider wiederholte seine Anti-Grün-Stehsätze gebetsmühlenartig: „Import von Kriminalität“, „Einführung der Pkw-Maut“ und „Tiere dürfen nicht mehr wert werden als Kinder!“

Konter-Technik

Van der Bellen reagierte knapp und ungeduldig, als Haider seine präparierten Argumentationsnetze auswarf. Der Öko-Professor konnte dafür sei-

ne bewährte „Airbag-Technik“ mehr als nur einmal anwenden.

In der Rhetorik wird damit die simple Technik beschrieben, durch einen Standard-Spruch bössartige Angriffe abzuwehren. Van der Bellen: „Echt? Das ist doch ein Witz! Quatsch!“

Auch Van der Bellen paraverbalen Reflex – Untergriffen lachend zu begegnen – ist bereits zu einem Markenzeichen geworden.

Gereizt und schwerfällig

Der grüne Riese wirkte gereizt und schwerfällig im Vergleich zum triezenden orangen Kobold. Van der Bellen hat für Haider's Spielchen spürbar weniger Geduld als in früheren Jahren.

Das machte ihn zwar nicht dynamischer; dafür war er – zumindest optisch – weniger bemüht als der Kärntner Metro-oh-Mann!

Der grüne Bundessprecher betrachtet die Fragen zumeist in einem größeren Kontext: „Wo soll Österreich in Zukunft stehen?“

Keine grünen Orangen

Haider hingegen sprach im zeitlichen Bogen meist nur bis zur Kärntner Landtagswahl 2009. – Das Wortkonzept vom Dieter Bohlen des BZÖ war durchaus reißerisch angelegt.

Jörg Haider's Sprüche wie „Ihr seid's a alte Vernaderungspartei!“ zeigten deutlich: keine grünen Orangen!

Kritik aufrecht, aber im Wahlkampf geht Loyalität vor

Ex-Finanzminister Lacina verteidigt Faymann-Forderung nach halber Mehrwertsteuer auf Lebensmittel

Wien – Der Wahlkampf kann offenbar auch versöhnlich wirken. Noch vor einem Monat distanzierte sich Ex-Finanzminister Ferdinand Lacina entschieden vom Kurs der SPÖ-Führung. In einem offenen Brief beklagte er gemeinsam mit zwei Dutzend Sozialdemokraten die „würdelose Anbiederung“ an die *Kronen Zeitung* und äußerte die Angst, dass ihnen „der Verlust der politischen Heimat droht“.

Am Freitag rückte derselbe Lacina zu einer gemeinsamen Pressekonferenz mit SPÖ-Chef Werner Faymann und Arbeiterkammer-

Präsident Herbert Tumpel aus, um die von zahlreichen Experten kritisierte SPÖ-Forderung nach Senkung der Mehrwertsteuer auf Lebensmittel zu verteidigen. Er habe zwar keinen Grund, von seiner damaligen Kritik abzugehen, sagte Lacina. Das heiße aber nicht, dass seine „Loyalität“ gegenüber der SPÖ in Zweifel stehe.

Ganz im Sinne der SPÖ verteidigte er daher die Mehrwertsteuersenkung als sozial treffsicher. Da Bezieher von kleinen Einkommen tendenziell stärker von der Mehrwertsteuer belastet seien, würden

sie auch stärker von einer Senkung profitieren. Dem Einwand von Kritikern, dass der Handel die Senkung nicht an die Konsumenten weitergeben könnte, hielt Lacina entgegen, dass dieser im Wettbewerb stünde und ein betriebswirtschaftliches Interesse haben müsste, den Nachlass weiterzugeben.

VP-Finanzsprecher Günter Stummvoll bekräftigte, dass Gutverdiener in absoluten Zahlen mehr profitieren würden. Lachs und Kaviar würden deutlich billiger, Milch nur um wenige Cent. (go)

Kommentar Seite 48



Lacina (li.) verteidigte die Forderungen von Faymann. Foto: AP

„Problemchen“ zwingt FPÖ-Chef Strache ins Spital

Dornbirn – Es wäre nicht Heinz-Christian Strache, hätte er nicht auch für dieses „Problemchen“ eine simple Erklärung parat: „Die schlechte Politik von SPÖ und ÖVP“ habe ihm Magenschmerzen verursacht, weshalb er Freitagmittag im Spital von Dornbirn einchecken musste.

„Eine normale Sommergrippe“, hatten Straches Vertraute nach seiner Einlieferung umgehend versichert, um jegliche Gerüchte im Keim zu ersticken. Wahlkämpfer, so glauben zumindest Spin-Doktoren, dürfen nicht krank wirken. Vor allem, wenn sie sich so jugendlich-vital geben wie Strache.

Nicht immer gelingt es Politikern zu kaschieren, dass ihnen die Tortur zusetzt. Im Wahlkampf 1999 fielen Bundeskanzler Viktor Klima und sein Finanzminister Rudolf Edlinger wegen leichter Lungenentzündungen vorübergehend aus. Drei Jahre später gab FPÖ-Kurzzeit-Chef Mathias Reichhold wegen einer übergangenen Angina und Herzrhythmusstörungen w. o. 270 Wahlkampffreden kosteten dem späteren Bundespräsidenten Thomas Klestil 1992 die Stimme.

Strache trat vor der Wien-Wahl 2005 krächzend mit dickem Hals-tuch auf. Ausgefallen war hingegen der Grund, warum BZÖ-Chef Jörg Haider am Donnerstag angeschlagen zum TV-Duell mit dem Grünen Alexander Van der Bellen erschien: Nach einem Insektenstich war er am selben Tag unter Vollnarkose operiert worden.

Auch Strache soll sich schnell erholt haben: Mit der Diagnose Darmgrippe wurde er nach zwei Stunden und einer Kochsalzinfusion aus dem Spital entlassen. (jo)

KURZ GEMELDET

SPÖ-Bildungssprecher nimmt den Hut

Wien – SPÖ-Bildungssprecher Erwin Niederwieser wird nach 18 Jahren im Nationalrat nicht mehr für das Hohe Haus kandidieren. Seinen Rückzug begründet der 57-jährige Tiroler damit, dass Unterrichtsministerin Claudia Schmied ohnehin „alles sehr gut im Griff“ habe. (APA)

„Christen“ für Lebensschutz und Familie

Wien – „Die Christen“ stellten am Freitag ihr Wahlprogramm vor. Spitzenkandidat Alfons Adam fordert ein Abtreibungsverbot, ein Müttergehalt und will „Gender Mainstreaming“ bekämpfen. Abermals bezeichnete Adam Homosexualität als „Krankheit“. Der muslimische Wiener SPÖ-Gemeinderat Omar Al-Rawi merkt dazu an: „Hätte all dies ein Muslim von sich gegeben, wäre das am nächsten Tag das Hauptthema der Nachrichtensendungen und der Massenmedien.“ (red)

KPÖ sieht Chance auf Parlamentseinzug

Wien – KPÖ-Spitzenkandidat Mirko Messner hält das Überwinden der Vier-Prozent-Hürde und damit den Parlamentseinzug seiner Partei für möglich. Die KPÖ sei die einzige Partei, die in Österreich linke Politik darstelle, zeigte er sich am Freitag überzeugt. (APA)



Hier könnte Ihr Wahlslogan stehen.

Was immer Sie sich wünschen, hier könnte es Ihnen versprochen werden. Einfach so. Ohne Realitätsbezug. Allerdings, wir vom Liberalen Forum sehen das etwas differenzierter. Wir versprechen Ihnen: Ihre Stimme kann sehr wahrscheinlich dazu beitragen, eine erneute große Koalition oder gar eine Regierungsbeteiligung von FPÖ/BZÖ zu verhindern.

LIF
Liberal.at

Heide Schmidt:
Fairness in die Regierung.

Die klügsten und besten Freunde

Ein Buch aufschlagen,
und wenn es gut ist,
ist alles gut. Die
Lese-Lebensgeschichte
erzählt von der
Flucht in Bücher,
vom Sich-Verlieren
und vom
Sich-in-ihnen-Finden.

Karen Duve

Ich las, bevor ich lesen konnte. Meine Mutter schlug die Seiten eines der kleinen Pixi-Bücher um, und ich rezitierte aus dem Gedächtnis, was meine Mutter mir und meinen Geschwistern wieder und wieder vorgelesen hatte. Am liebsten die Geschichte von Puffi, der schwarzen Lokomotive. Da war alles drin: Unfälle und Entführungen, Ketten und Sklaverei, Hohn und Demütigung. Kein Wunder, dass die schwarze, einer überalterten Baureihe angehörende Lokomotive unter Versagensängsten litt. Die Therapie bestand aus einem frischen Anstrich in Signalrot. Plötzlich war die Lokomotive überall beliebt.

Oder die Geschichte von den Marienkäferkindern, die die Abwesenheit ihrer Mutter benutzten, um Karamell herzustellen und dabei die Küche flächendeckend einzusauen. Zur Strafe mussten sie den Garten umgraben, fanden dabei einen Schatz, kauften von seinem Erlös einen Staubsauger und gewannen so die Liebe ihrer Mutter zurück. Aber die Inhalte waren nicht wirklich wichtig, wichtig war es, den Text Wort für Wort genau so herzusagen, wie ihn meine Mutter vorzulesen pflegte. Wichtig war, dass eigene erstaunliche Können vorzuführen. Seht nur, das Kind kann schon lesen! Lesen war Sport. Gedächtnissport.

Lesen blieb auch Sport, als ich in die Schule kam und lernte, die einzelnen Buchstaben zu erkennen und ihnen ein Geräusch zuzuordnen, lernte, aus mehreren nebeneinander stehenden Buchstaben geräuschen ein Wort zu formen. Jetzt ging es darum, Bücher so schnell wie möglich durchzulesen. Je schneller, je besser. So viele Bücher, wie ich nur bekommen konnte. Inhalte störten mich nicht, interessierten mich aber auch nur am Rande. Mein Ehrgeiz war es, sämt-



Bücher sind kleine, rechteckige Türen aus der Realität in Universen, in denen Anderen Anderes zustößt.

Foto: Larry Towell/Magnum

liche Bücher, die mir gehörten, hintereinander wegzulesen. Zum letzten Mal gelang mir das im Alter von acht. Ich besaß bereits mehr als zwanzig Bücher und brauchte die ganze Nacht dafür. Als ich mit der letzten Seite gerade fertig war, kam meine Mutter ins Zimmer, um mich für die Schule zu wecken. Ich war nicht müde. Ich fühlte mich großartig. Ich besaß meine Bücher ganz und gar, ich hatte sie mir einverleibt. Ich war voller Geschich-

bedrückender. Aber es gab diese kleinen rechteckigen Türen, durch die ich entweichen konnte. Man musste sie nur finden und öffnen und einige Seiten blättern, und schon befand man sich in einem anderen Universum, in dem Anderen Anderes zustieß. Jedes Buch eine Tür zu einer neuen Welt. Es musste gar keine schönere Welt sein, es konnte dort ruhig unbarmherzig hergehen. Es machte mir nichts, wenn in einem Buch Waisenkinder schikaniert und geschlagen wurden, Hauptsache, es war jemand anderer, dem dies alles zustieß. Mich störte nur, wenn das Buch langweilig war. Ein langweiliges Buch hielt mir die Wirklichkeit nicht vom Leib.

Eigene Gedanken konnten sich zwischen die faden Sätze schieben. Aber wenn mit dem Zauberstab des Wortes eine aufregende, fesselnde Welt entstand, war mein Glück vollkommen.

„Krabat“ war so ein Buch, die verstörende Geschichte vom Müllerlehrling, der – selber verdammte – zwischen lauter Verdammten lebt und arbeitet, und einmal im Jahr kommt der Teufel und holt sich einen. Wenn ich das las, dann war ich nicht nur von mir selbst erlöst, dann sank ich tief in diese andere Ge-

schichte hinein und lebte ein anderes, ein tapferes Leben. Ich besorgte mir einen Ausweis für die öffentliche Bücherhalle, damit meine Wirklichkeit immer voller Türen war, durch die ich entweichen konnte. Ob im Bus, in der Schulpause oder Zuhause in meinem Zimmer – ich schlug ein Buch auf, und wenn es gut war, war alles gut.

So viel, wie ich las, musste es unweigerlich geschehen, dass ich irgendwann auf Bücher stieß, in denen ich mich nicht verlor, sondern fand. Bücher, die die Welt, vor der ich doch hatte fliehen wollen, abbildeten, oder in denen die Hauptfigur die eine oder andere Gemeinsamkeit mit mir besaß. Bücher, die beim Lesen weh taten, die man sich nicht so einfach einverleiben konnte, sondern die einen selber in Besitz nahmen. Ich legte sie trotzdem nicht aus der Hand. Zu meiner Überraschung lag ein eigenartiger Trost darin, diese Art von Büchern zu lesen. Oder ich stieß auf ein Buch, in dem ich einen Gedanken formuliert fand, den ich oft schon umkreist hatte, dem ich in Worte gefasst aber noch nie begegnet war. Welch eine Erleichterung, eine diffuse Ahnung präzise in Worte gefasst zu sehen! Klare Worte bedeuteten klare Gedanken. Bücher waren Freunde. Die klügsten und besten Freunde, die man sich nur vor-

stellen konnte. Sie lehrten mich denken. Sie lehrten mich, dass man die Dinge auch völlig anders sehen konnte, als meine Familie oder jeder andere Mensch, den ich kannte, es tat. Sie lehrten mich vor allem, dass ich mein Leben nicht so würde zubringen müssen, wie es mir bisher unausweichlich erschienen war. Lesen versprach ungeahnte Möglichkeiten. Bücher waren keine Schlupflöcher, sondern Eingangstore. Lesen war die Rettung.



Karen Duve

Geboren 1961, lebt als Schriftstellerin in Brunsbüttel/Norddeutschland, machte zunächst eine Ausbildung zur Steuerinspektorin, war 13 Jahre lang Taxifahrerin – das Thema ihres zuletzt erschienenen Romans: „Taxi“
Eichborn Verlag
Frankfurt am Main 2008
Foto: Andree/Ullstein/picturedesks

LEE S N &
SCHRIEBEN

ten, die mir niemand nehmen konnte. Lesen war Flucht. Das entdeckte ich, als ich von der Grundschule aufs Gymnasium wechselte. Ich hatte keine Freunde, man wollte mich nicht dabei haben. Das soziale Leben eines unbeliebten Kindes ist wahnsinnig anstrengend. Gut ging es mir eigentlich nur, wenn ich allein war. Und selbst dann fürchtete ich mich schon wieder davor, wie es am nächsten Tag in der Schule sein würde. Die Realität wurde immer

„Trockenhauben-Bestseller“ lauschig lesen

Wiens Stadtbibliothek stellt sich auf TV-geprägtes Leseverhalten von Kunden ein

Marijana Miljković

In der Wiener Stadtbibliothek kann man nach dem typischen Büchereibesucher lange suchen. „Den gibt es nicht“, sagt Christian Jahl, Leiter der Bücherei am Urban-Loritz-Platz in Rudolfsheim-Fünfhaus. „Das ist auch gut so, denn die Zielgruppe der öffentlichen Büchereien ist die gesamte Bevölkerung.“

Bedingt durch die Lage – die Hauptbücherei ist im 15. Wiener Gemeindebezirk, in dem die meisten Ausländer wohnen –, kommen auch viele Immigranten in die Bibliothek. Das einzig Typische ist höchstens das Alter der Nutzer: 88 Prozent sind unter 40 Jahre alt. „Die Vorstellung, dass die Pensis in Scharen kommen, trifft nicht zu“, sagt Erich Schirhuber, Lektoratsleiter in der Hauptbücherei.

Die Interessen der Leser lassen sich an der Bestleiher-Liste ablesen: Diese führt heuer Charlotte Roche mit ihren „Feuchtgebieten“ an, gefolgt von Titeln zahlreicher Bestseller-Autoren wie Henning Mankell, Haruki Murakami oder

Michel Houellebecq. In der Sachbuch-Bestenliste findet sich ein Buch, das so gar nicht zu Bücherwürmern zu passen scheint: „Wie man über Bücher spricht, die man nicht gelesen hat“ von Pierre Bayard.

Dafür, dass man in jungen Jahren zum Lesen komme, sei grundsätzlich das Elternhaus verantwortlich, sagt Beate Wegerer, Leiterin der Kinderbuchabteilung Kirango. In der Bücherei sind Mangas und andere Comics die Renner – neben Fantasy von Cornelia Funke („Tintentod“) oder Joanne K. Rowling („Harry Potter“). Das Konsumverhalten bei Kindern ändere sich: „Bilderlesen ist schließlich auch Lesen“, sagt Wegerer.

Zum Schmökern animiert

Auch wenn so mancher Eltern teil nicht mit Harry Potter einverstanden ist: „Der letzte Harry-Potter-Band hat 3000 Seiten. Wenn ein Jugendlicher so viele Seiten bewältigt, dann fällt er nicht vor Schreck um, wenn er einmal vor der ‚Suche nach der verlorenen Zeit‘ von Marcel Proust (5000 Seiten) steht“, sagt

Erich Schirhuber. Harry Potter sei ein „Trockenhauben-Bestseller“, ein Buch, das keine Rezensionen brauche, um bei einem großen Publikum anzukommen.

Sowohl bei Kindern als auch bei Erwachsenen hat sich durch das Fernsehen das Leseverhalten geändert, sagt Jahl. Sie wollen in Büchern wie auch im TV schnelle Schnitte. Darauf reagieren Autoren, indem sie viele Szenenwechsel machen. Auch das Interesse hat sich verlagert: Die Belletristik ging zugunsten des Sachbuchs, in dem komplizierte Inhalte einfach und unterhaltsam erklärt werden, ein wenig zurück.

Jugendliche, die nicht mit Büchern zu locken sind, kommen wegen der CDs, der DVDs, Fachzeitschriften oder des Internetzugangs in öffentliche Bibliotheken. Doch nicht jede der 3000 Büchereien in Österreich ist gut ausgestattet und animiert die Besucher zum längeren Verweilen. „Dabei ist das international Standard“, kritisiert Büchereileiter Jahl.

In der Bücherei im 15. Bezirk gibt es neben PCs und CD-Playern



Unter Leuten – und doch allein: Hinter mehr als 300.000 Büchern in der Wiener Hauptbibliothek kann man sich leicht verstecken.

Foto: Corn

auch lauschige Plätzchen zum Schmökern. Auf einem dieser lauschigen Plätze hat es sich Wolfgang Rutschnig bequem gemacht. Der 53-Jährige kommt fast täglich in die Hauptbücherei. Wie er die drei Bücherstapel, die er um sich verteilt hat, bewältigen will, ist ihm selbst noch nicht klar. Nach Hause nehmen kann er sie jedenfalls nicht. „Ich bin gesperrt“, sagt der Mann. Wegen „Rowdytums“ dürfe er keine Bücher mehr ausleihen. „Ich habe in den Büchern herumgekrit-

zelt und unterstrichen. Irgendwann sind sie mir dann draufgekommen“, erzählt er und lacht. Viktoria Laser hat sich ebenfalls mit einem Stapel Bücher zurückgezogen. Was die 23-jährige Studentin an der öffentlichen Bücherei schätzt: „Mit verschiedenen Menschen Kontakt zu haben und trotzdem für sich zu sein.“ Allein ist man hier wahrlich nicht: 2000 Menschen kommen am Tag durchschnittlich in die Hauptbücherei und borgen sich 6700 Medien aus.

„Politik sollte raus aus der Schule“

Die AHS-Direktorin und Schulexpertin **Heidi Schrodt** sprach mit **Petra Stuiber** über unsinnigen Proporz, unnötige Landesschulräte und die Herausforderung, Stadtkinder zu unterrichten.

STANDARD: Warum treffen wir uns im Café Sperl?

Schrodt: Wenn ich im Ausland bin und nach Wien zurückkomme, dann gehe ich ins Kaffeehaus und lese Zeitung. Das „Sperl“ ist so ein typisches Wiener Kaffeehaus. Man trifft da immer Leute, und außerdem ist es mein verlängertes Arbeitszimmer. Heiklere Schul-Besprechungen habe ich gerne hier, weil da ist eine entspanntere Atmosphäre, man wird nicht gestört.

STANDARD: Sie unterrichten seit 34 Jahren in Wien, Sie sind seit 1992 Direktorin am Gymnasium Rahlgasse – könnten Sie sich vorstellen, auch am Land zu unterrichten?

Schrodt: Darüber habe ich noch nie nachgedacht ... ich komm ja selbst aus einer Kleinstadt. Doch, ich denke schon.

STANDARD: Glauben Sie, dass es einen Unterschied gibt zwischen Unterrichten in der Stadt und Unterrichten auf dem Land?

Schrodt: Ja, ich glaube, am Land ist es einfacher als in Wien.

STANDARD: Warum?

Schrodt: Weil da die Schülerpopulationen homogener sind. Es gehen noch sehr viel mehr Schüler in die Hauptschule. In Wien ist die Hauptschule eine Restschule. Ich sage das bewusst, obwohl es so ein schreckliches Wort ist. Jetzt werden mich wieder die Lehrer-Gewerkschafter von der Pflichtschule deswegen anrufen, aber es ist so. Am Land ist die Hauptschule eigentlich so etwas wie eine AHS.

STANDARD: Sind Wiener Schulkinder anstrengender als Landkinder?

Schrodt: Die Kinder sind nicht anstrengender. Nur die Mischungen, die in Wien entstehen, haben schon teilweise etwas Explosives. Nehmen Sie zwei Schultypen, die AHS und die Hauptschule. In manchen Bezirken haben wir in der AHS zunehmend das ganze Begabungsspektrum, und wir haben kaum Ressourcen, darauf einzugehen. Da entstehen Schwierigkeiten, weil die einen fühlen sich unterfordert – die stören. Andere sind extrem überfordert.

STANDARD: Glauben Sie, dass die Stadt vom Lesen- und Schreibenlernen ablenkt?

Schrodt: Ich glaub das schon. Aber Kinder lernen dafür wieder etwas anderes. Man lernt ja nicht nur in der Schule. Die lernen, sich in der Stadt zu orientieren, sie ler-

nen mit Vielfalt umzugehen, auch mit den vielen Eindrücken. Ich sehe das nicht nur negativ. Das haben Stadtkinder Landkindern voraus. Aber das Lernen in der Schule gerät dadurch öfter in den Hintergrund.

STANDARD: Hat Wien aufgrund der vielen Migranten ein größeres Bildungsproblem als andere Bundesländer?

Schrodt: Die Herausforderung ist größer. Überall dort, wo es Ballungszentren mit vielen Migranten gibt, sind die Probleme gleich.

STANDARD: Lassen sich überwiegend Migranten aus bildungsfernen Schichten in Wien nieder?

Schrodt: Das ist ganz unterschiedlich. Aus dem ehemaligen Jugoslawien sind Akademiker gekommen, deren Kinder haben im Nu die Matura gemacht. Es ist tendenziell so, dass die Mehrheit der tür-

Heidi Schrodt, Schuldirektorin von Profession und Bildungsexpertin aus Passion, kann sich vorstellen, „dass vieles von dem, was ich sage, nicht gern gehört wird“. Dennoch tritt sie für politikfreie Schule ein, will die Stadt- und Landesschulräte abschaffen und die Schulzeit insgesamt verlängern.

Foto: Urban

kischen Zuwanderer aus sehr armen dörflichen Gebieten kommt. Das sind tatsächlich bildungsferne Schichten. Nur eines darf man nicht vergessen: Ich habe bis jetzt noch kaum jemanden erlebt, dem nicht wichtig wäre, dass aus seinen Kindern etwas wird. Viele haben aber keine Ahnung, welche Schulen gut sind. Auch aus diesem Grund führt kein Weg an einer gemeinsamen Schule vorbei. Man kann sich nicht mehr leisten, Bildungspotenziale liegen zu lassen.

STANDARD: „Zwangsverheiratung“ ist laut Experten ein wachsendes Problem bei Migranten. Hat da die Stadt bei der Integration versagt?

Schrodt: Nein, weil da spielt sich viel im Graubereich ab. In Sa-

chen Beratung wird viel getan, ich sitze selbst in einem solchen Gremium. Wir bemühen uns in den Schulen sehr, an die Kinder heranzukommen. Aber wenn sich die nicht vertrauen, etwas zu sagen, sind die über den Sommer einfach weg. Die kommen nicht wieder und scheinen auch nicht mehr in der Schulstatistik auf. Das ist wirklich so.

STANDARD: Die Frage ist doch, wie weit soll Toleranz gehen?

Schrodt: Ich würde beispielsweise niemals sagen, dass man Frauen den Schleier verbieten soll – außer bei Lehrerinnen. Das finde ich nicht angebracht. Aber das Ziel muss sein, dass wir in einer aufgeklärten Gesellschaft dort hinkommen, dass die Frauen sich nicht mehr ganzkörperlich verhüllen.

STANDARD: Wie gehen Sie mit einer tief verschleierten Mutter um?

Schrodt: Mit einer tief verschleierten Frau habe ich persönlich schon ein Problem, weil ich immer fürchte, dass durch diese schwarze Wand nichts durchdringt. Aber noch größere Probleme habe ich, wenn mir Männer nicht die Hand geben. Das ist mir passiert.

STANDARD: Halten Sie den Wiener Stadtschulrat für eine sinnvolle Einrichtung?

Schrodt: Ich bin grundsätzlich Befürworterin einer grundlegenden Bundesstaatsreform. Meines Erachtens haben die Landesschulräte in der jetzigen Form keine Zukunft.

STANDARD: Warum nicht?

Schrodt: Diese Verquickung von Politik und Verwaltung in Österreich ist nicht glücklich. Das sind immer diese Proporzgeschichten. Und der Trend geht dahin, dass sehr viel mehr Autonomie an die Schulen und an die Regionen gehen muss. Es wäre sinnvoll, regionale Bildungszentren zu schaffen mit regionalem Bildungsmanagement. Politik sollte raus aus der Schule.

STANDARD: Wie könnte man die Entpolitisierung der Schule schaffen?

Schrodt: Die Kollegien müssen abgeschafft werden. Die Schulen stellen ihre Lehrer selbst an und die Direktoren werden nicht mehr von politisch besetzten Gremien ausgewählt. Das funktioniert nur, wenn es einen politischen Willen dazu gibt. Und ich glaube, solange es immer rot-schwarze Koalitionen gibt, wird es diesen Willen nicht geben. Wenn es aber Regierungen gibt, an denen mehrere Parteien beteiligt

sind, ist die Chance größer. Es ist auch empirisch erwiesen, dass Dezentralisierung und Autonomie der Schulen bessere Ergebnisse bringt. Wir werden uns nicht länger leisten können, das alles zu ignorieren, um weiter Posten zu vergeben.

STANDARD: Die Wiener Stadtschulratspräsidentin Susanne Brandsteidl hat Ihnen 2006 öffentlich „Führungsschwäche“ vorgeworfen. Ist der Konflikt mit ihr inzwischen bereinigt?

Schrodt: Wir haben inzwischen eine gut funktionierende Arbeitsbeziehung, sie hat den Vorwurf der Führungsschwäche im internen Kreis zurückgenommen.

STANDARD: Sie gelten als Kritikerin der Lehrgewerkschaft. Warum?

Schrodt: Die AHS-Lehrgewerkschaft ist sehr konservativ und von einem ständischen Denken geprägt. Sie hat wesentlich dazu beigetragen, dass die neue Mittelschule nur in dieser Mini-Variante kommen konnte.

STANDARD: Sie gelten als SPÖ-nahe, haben aber mit dem Grünen Christoph Chorherr ein Bildungsmanifest geschrieben. Spüren Sie mitunter politischen Druck?



Wien
“
”
wörtlich

In dieser Interview-Serie spricht DER STANDARD in loser Folge mit stadtbekanntem Persönlichkeiten über Wien betreffende Themen.

Schrodt: Nein. Ich kann mir schon vorstellen, dass jemand wie ich nicht bequem ist, weil ich nicht in dieses Proporzschema passe. Ich bin überzeugte Sozialdemokratin, trotz allem. Ich kann mir vorstellen, dass vieles, was ich sage, nicht gern gehört wird, andererseits bekomme ich durchaus vom Rathaus, gerade von Frauenseite, sehr viel Anerkennung für das, was ich mache.

STANDARD: Der Wiener Bürgermeister Häupl fordert „Schule ab fünf“. Das steht auch in Ihrem Bildungsmanifest. Spüren Sie Genugtuung?

Schrodt: Das haben nicht nur wir gefordert. Es ist erwiesen, dass, wenn man früher mit der Schule beginnt, man schon sehr vieles erwerben und lernen kann. Wobei schon wichtig ist, dass Schule spielerisch gestaltet ist.

STANDARD: Die ÖVP möchte dagegen das letzte Kindergartenjahr verpflichtend machen. Wäre das für Sie auch eine Möglichkeit?

Schrodt: Wenn es verpflichtend ist und wenn die Inhalte passen, ist vollkommen egal, wie man dieses Jahr nennt. Ich weiß nur nicht, ob die Kindergartenpädagoginnen – Pädagogen gibt es ja leider wenige – von ihrer Ausbildung her darauf vorbereitet sind. Das wäre mein Vorbehalt, weil Vorschulpädagogik eine sehr anspruchsvolle Aufgabe ist. Ich glaube, dass VS-Lehrerinnen da momentan besser dafür vorbereitet werden.

STANDARD: Häupl hat offengelassen, ob damit auch die Schulpflicht um ein Jahr verlängert wird oder Teenager dann früher auf den Arbeitsmarkt drängen. Was sagen Sie?

Schrodt: Letzteres darf nicht passieren. Der internationale Trend geht zu einer Verlängerung der Schulpflicht. Es gibt Länder, die die Schulpflicht schon auf 18 angehoben haben. Polen, zum Beispiel.

STANDARD: Wo wünschen Sie sich Wiens Schulen in zehn Jahren?

Schrodt: In zehn Jahren wünsche ich mir natürlich, dass wir die gemeinsame Schule verwirklicht haben, dass die Schulen sehr autonom sind und dass die Kinder gerne in die Schule gehen.

ZUR PERSON

Heidi Schrodt studierte Deutsch und Englisch und unterrichtet diese Fächer seit 38 Jahren. Seit 16 Jahren ist sie Direktorin am Gymnasium in der Rahlgasse im sechsten Wiener Gemeindebezirk. Schon früh warb Schrodt für eine gender-sensible Schule, in der Mädchen und Buben individuell gefördert werden. Sie engagiert sich in zahlreichen Arbeitsgruppen zur Erneuerung des Bildungssystems, etwa der parteiunabhängigen Initiative „Bildung grenzenlos“. 2006 gab das Lehrer-Kollegium in der Rahlgasse dem Schulversuch „modulare Oberstufe“ nicht die erforderliche Zweidrittelmehrheit. Wiens Stadtschulratspräsidentin Brandsteidl soll daraufhin Schrodt's Absetzung geplant haben. Eine Welle der Solidarität von Lehrern und Eltern fruchtete: Die Direktorin blieb und engagierte sich weiter über Parteigrenzen hinweg. 2005 bekam Heidi Schrodt den Wiener Frauenpreis. (stui)

Buchstaben zum Anfassen und Ausmalen

In der Grazer Kultusgemeinde lernen schon Dreijährige die hebräische Schrift. Dass die Schüler so jung sind, hat eine lange Tradition. Den Zwillingen Marco und Federico macht es jedenfalls Spaß.

Colette M. Schmidt

Graz - Marco und Federico leben in Graz und sind vier Jahre alt. Sie lernen schon seit einem Jahr hebräisch sprechen und auch schreiben. Der Sprachunterricht der Zwillingen ist Teil ihres Religionsunterrichts in der Israelitischen Kultusgemeinde. Denn wer nicht Hebräisch kann, kann die Tora nicht lesen und keine Gebete verstehen. Lesen ist unerlässlich für die Ausübung der Religion.

Das Denken und Sprechen in verschiedenen Sprachen wurde den Buben in die Wiege gelegt: Ihre Mutter Sandra kam vor 20 Jahren aus Italien nach Graz – der Liebe zum Vater der beiden wegen. Zuhause wird Italienisch und Deutsch gesprochen – und neuerdings auch ein bisschen Hebräisch: „Mama sagt ‚leone‘“, sagt Sandra beim Besuch im Klassenzimmer der Kultusgemeinde zu ihren Söhnen, und fragt dann: „Papa sagt?“ „Löwe“ sagt Federico leise. „Und Aaron sagt?“, fragt Sandra weiter. „Arie“, glucksen beide.

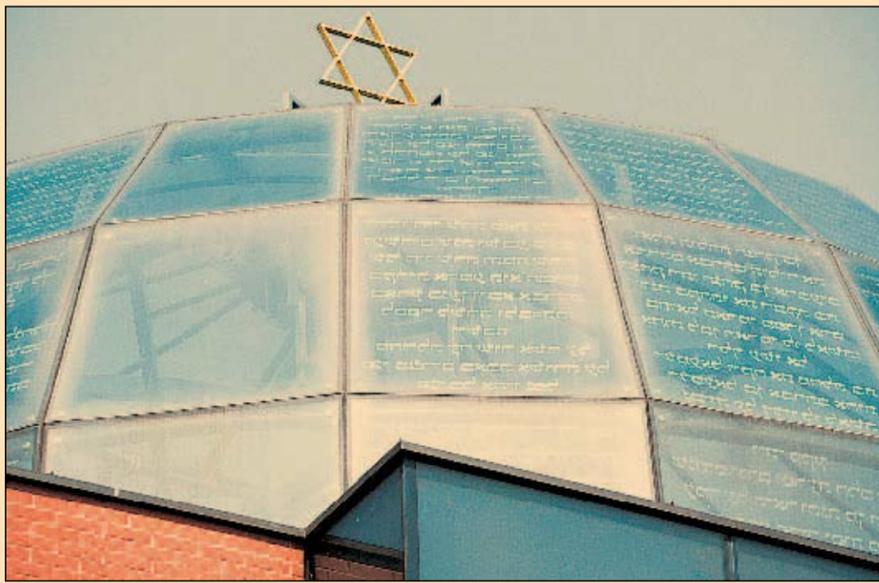
Honigsüße Schrift

Aaron ist der Lehrer der Zwillinge und von etwa fünf anderen Kindern und Jugendlichen – die Zahl seiner Schüler variiert jährlich. Er nennt die beiden liebevoll Fedele und Marcole und lässt sie an diesem Tag bunte Schaumstoff-Schablonen der hebräischen Schriftzeichen ausmalen. Die Formen helfen ihnen, mit den Schnörkeln etwa von Aleph, Beth oder Gimel, wie die ersten drei Buchstaben des Alphabets heißen, vertraut zu werden. Auch Malbücher mit kleinen Wortspielen kommen bei ihnen gut an. „Am Anfang habe ich versucht, ihnen die Buchstaben auf die Tafel zu schreiben, aber das schaffen sie noch nicht“, erzählt Aaron, „die Formen helfen ihnen und machen mehr Spaß“. Schrift zum An- und Begreifen haben im Hebräischunterricht Tradition: Früher war es sogar üblich, Buchstaben zu backen und mit Honig zu bestreichen. Die naschenden Schüler waren schon im Mittelalter oft erst vier Jahre alt.

Sandra begann nach dem Tod ihrer Mutter vor acht Jahren, die „gewöhnungsbedürftigen Schriftzeichen“ zu erlernen. Damals wurde ihr schmerzlich bewusst, dass mit ihrer Mutter ein Teil ihrer eigenen Identität, nämlich der jüdische,

Ingrid und Jörg Mayr achteten bei der Planung der Grazer Synagoge auf die Bedeutung der Schrift für die jüdische Religion.

Foto: Harry Schiffer



verloren ging: „Also begann ich zu praktizieren“. Seit der Wiedererrichtung der 1938 von den Nazis niedergebrannten Grazer Synagoge im Jahr 2000 gibt es auch wieder einen Platz dafür. Marco und Federico waren nach 60 Jahren die ersten Buben, die in der Grazer Synagoge beschnitten wurden. Sandra kann

bereits Gebete lesen, und „das ist das Wichtigste“ für sie.

Spannenden Lesestoff gibt es in der Kultusgemeinde jedenfalls: Ein Kasten im Klassenzimmer ist voll mit alten Gebetbüchern aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Einige enthalten Kommentare auf Jiddisch, das ebenfalls in hebräi-

schen Lettern geschrieben wird. Und vielleicht können Federico und Marco irgendwann die fünf Bücher Mose in den vorbeiziehenden Wolken lesen. Sieht man nämlich durch die Glaskuppel der Grazer Synagoge in den Himmel, kann man die Tora auszugswise auf dem Glas entziffern.

Lese-Omas helfen Texte verstehen

Freiwillige Leseförderprojekte an oberösterreichischen Volksschulen

Kerstin Scheller

Leopoldine Pollin ist eine von 20 Lese-Omas und -Opas, die seit zwei Jahren jede Woche in die Ennser Volksschule kommen, um sich vorlesen zu lassen. „Man merkt einfach, dass bei sehr vielen Kindern zu Hause überhaupt nicht mehr gelesen wird“, meint sie. Direktorin Margarete Horner kann diesen Eindruck nur bestätigen.

Doch die basale Lesefähigkeit, darunter versteht man das fehlerfreie und schnelle Erfassen von Worten, könne nur durch regelmäßiges Training ausgebildet werden. Das brauche Zeit, die sich die Eltern kaum mehr nehmen (können) und die im normalen Unterricht in dem Ausmaß nicht vorhanden ist. Deshalb bat die Direktorin Ingeborg Baumgartner vom Ennser Seniorenbeirat um Hilfe. Sie managt bereits den Schülerlotsendienst – zusätzlich erklärte sie sich bereit, auch Lese-Omas und -Opas zu suchen und deren Stundenplan zu organisieren. Montags

und Dienstags von neun bis elf Uhr üben diese mit den Volksschülern ab der zweiten Jahrgangsstufe.

Das Projekt „Stärkung der Lesekompetenz“ (Horner) wurde im Schuljahr 2007/2008 dann auch auf die zweite Ennser Volksschule

LESEN & SCHREIBEN

ausgeweitet. Im November vorigen Jahres bestätigte die internationale Lesestudie „Pirls“, dass in Österreich Nachholbedarf besteht. Jeder sechste Schüler der vierten Schulstufe konnte nur unzureichend sinnerfassend lesen – was so viel heißt wie: 14.000 Kinder pro Jahr beenden die Volksschule mit gravierenden Leseproblemen.

Helga Achleitner wundert das nicht. „Den Kindern macht das Lesen ja gar keinen Spaß mehr“, hat sie feststellen müssen. Um ihre Begeisterung für Bücher den „Enkeln“

weitergeben zu können, wurde sie zur Lese-Oma. Eine Geschichte über ein Storchenehepaar will den Zweitklässlern nicht so recht gefallen. „Storchenehepaar“, diese Begriffe sind für die Kinder echte Herausforderungen. Die Verständnisfragen fallen nicht leicht. „Kann man ihr Klappern mit den Schnäbeln sehr weit hören?“ Die achtjährige Vanessa schaut hilflos zu Lese-Oma Helga. Da kann sich das blonde Mädchen erinnern: Die Antwort lautet: ja. Schnell steckt sie eine grüne Wäscheklammer an die Frage.

Die Übungstexte stammen von den Salzburger Lese-Screenings, erläutert Horner. Heinz Wimmer und Heinz Mayringer vom Institut für Psychologie der Uni Salzburg haben dieses mittlerweile auch standardisierte Verfahren entwickelt. Getestet wird die sogenannte basale Lesefähigkeit. Geprüft wird aber nicht.

Individuelle Betreuung bei Leseschwäche

Kärntens Lesepädagogen im mobilen Einsatz

Elisabeth Steiner

Klagenfurt – 20 Prozent der Kinder in Pflichtschulen am Land können laut Studien schwer oder kaum lesen. In den Städten liegt dieser Prozentsatz mit rund einem Viertel aller Pflichtschüler noch höher. Lesepädagogen sollen nun mithelfen, die Lesekompetenz der betroffenen Kinder zu verbessern. Diese speziell geschulten Lehrer gibt es bereits in einigen Bundesländern. In Kärnten ist das Angebot bisher am weitesten gediehen. Hier sind acht hauptberufliche Lesepädagogen mobil im Einsatz.

„Es gibt viele Gründe für eine Leseschwäche“, erklärt der Klagenfurter Lesepädagoge Hans Puchner-Bacher: „Grundsätzlich gilt aber, wenn die Eltern wenig oder gar nicht lesen, lernen es auch die Kinder nicht.“ Das treffe nicht nur auf bildungsferne Schichten zu, sei dort aber eher anzutreffen.

Einzelanalysen

Ein Lesepädagoge kann von den Schulen in Kärnten über die Plattform „Lesekultur macht Schule, Lesepädagogik in Kärnten“ angefordert werden. Zuerst wird mit der Methode des Salzburger Lese-Screenings (SLS) die Lesefertigkeit einer ganzen Klasse getestet. Danach werden die Leseschwächen Einzelner analysiert und Maßnahmen erarbeitet.

„Wichtig ist, dass auch Lehrer und vor allem die Eltern einbezogen werden“, meint die Landeskoordinatorin der „Lesekultur“, Astrid Wagner. Die Lesepädagogen unterstützen auch Schulen beim Aufbau von Schulbibliotheken und halten mit den Lehrern Lesekonferenzen ab. Dabei wird gemeinsam und fächerübergreifend die Leseschwäche-Problematik bearbeitet. „Wichtig ist, dass eine neue Lesekultur entsteht“, betont Wagner.

Um diese zu fördern, werden auch mit Autoren und Verlagen Schreibwettbewerbe initiiert. „Wer lesen kann, eignet sich Wissen an, lernt immer dazu und hat dadurch bessere Chancen im Berufsleben“, unterstützt auch die Kärntner geschäftsführende Landesschulratspräsidentin Claudia Egger die Lesepädagogen, die vom Land finanziert werden.

DER STANDARD **Webtipp:** www.lesekultur.ksn.at

→ DER STANDARD Wortanzeigen

AUTOMOBIL

→ PKW

Citroen Berlingo 2,0 HDi Fam, Bj. 2004, Diesel, ☎ 0676/971 22 08

DIVERSE

→ ANTIQUITÄTEN

Suche für Stadtpalais antikes Mobiliar, Gemälde, Luster, Uhren, Skulpturen, Teppiche, Diverses, alles auch beschädigt. Unverbindliche Besichtigung. Paul Grosslicht, ☎ 01/532 31 36

Ständiger Gemäldeankauf, Kunstgegenstände, Antiquitäten, Sammlungen. galerie@sternat.com ☎ 0664/340 01 39

→ BOOTE

Küstenpatent mit Funk, 27.09., Honda-Setangebote. www.plaschgboote.com ☎ 0664/123 47 53

→ DIENSTLEITUNGEN

Rechtsanwalt Dr. Michael Datzik ☎ 0699/11 30 50 63 KOSTENLOSE ERSTBERATUNG

→ GESUNDHEIT

Relaxmassage für Anspruchsvolle (klimatisiert). ☎ 0676/473 41 03

1. BEZIRK! Relax-Massagen!

☎ 01/532 10 72

Spirituelles Tantra, ☎ 0664/573 58 88

<http://DERSTANDARD.digital.at>

Als E-Paper, Webedition und PDA-Version inkl. Archiv.

Seltsamkeiten rund um Meldedaten

SPÖ-Politiker verwundert über Entwicklung der Einnahmen

Michael Möseneder

Wien – Am 1. März 2002 wurde es eingeschaltet, mittlerweile ist es in der Arbeit von Polizei, Gemeinden und Unternehmen Alltag: das im Innenministerium angesiedelte Zentrale Melderegister (ZMR). Die Meldedaten aller Österreicher sind dort gespeichert. Und von rund 30.000 öffentlich Bediensteten sowie über 3000 Privaten online abrufbar. Es gibt dort allerdings auch Seltsamkeiten, kritisiert SP-Konsumenschutzsprecher Johann Maier.

Besonders ein Einnahmenschwund verwundert den stellvertretenden Vorsitzenden des Datenschutzrates. Die Privatunternehmen, etwa Inkassobüros oder Rechtsanwälte, haben im Jahr 2004 exakt 996.976 Abfragen getätigt, und dafür

2,12 Millionen Euro an das Innenministerium gezahlt. Bis zum Vorjahr hat sich die Zahl der Abfragen dann auf 1.838.286 fast verdoppelt – die Einnahmen hielten damit aber nicht Schritt. Die stiegen nämlich statt um 100 nur um 29 Prozent auf 2,73 Millionen Euro.

Rabatt für Versicherung

Ein Umstand, den Alexander Marakovits, Sprecher im Innenministerium, mit einer Gesetzesänderung erklärt. „Die Versicherungen haben ja bei Kfz-Zulassungen die Arbeit der Behörden übernommen. Daher wurde beschlossen, dass sie für diese Abfragen nicht mehr den vollen Preis zahlen müssen“, erläutert Marakovits.

Allerdings: der Rabatt für die Assekuranzen kann die Diskrepanz zwischen Abfragen- und Einnahmewachstum

nicht ganz erklären. Selbst wenn man die Versicherungen aus der Liste herausrechnet, sind im Vorjahr noch immer um 68 Prozent mehr Einwohnerdaten abgefragt worden als im Jahr 2004.

Noch seltsamer findet Maier die Entwicklung bei den behördlichen Abfragen: die sind zwischen 2004 und 2007 um über ein Drittel gestiegen. Die Einnahmen sind im selben Zeitraum aber interessanterweise um vier Prozent gesunken.

Insgesamt führten Behörden im Vorjahr über 29 Millionen Abfragen durch. Rein rechnerisch wollten also öffentliche Stellen von jedem einzelnen Einwohner, vom Baby bis zur Greisin, 3,5 Mal im Jahr die Meldedaten wissen. Was Maier zur Erkenntnis bringt: „Ich glaube, es wird einfach zu viel abgefragt.“

Wortanzeigen

Ihre Wortanzeige jeden Samstag im STANDARD.

Zum Preis von EUR 2,50 pro Wort (exkl. Steuern).
Anzeigenschluss jeweils Donnerstag, 12 Uhr.
E-Mail: wortanzeigen@derStandard.at

Kontakt:
DER STANDARD Wortanzeigen, Michael Brandstetter
Tel: 01/531 70-212, Fax: 01/531 70-264

derStandard.at/Anzeigen



Die Zeitung für Leser

„Er hat den letzten Kampf verloren“

KURZ GEMELDET

WIEN

Terrorverdächtige soll aus U-Haft entlassen werden

Wien – Seit einem Jahr sitzen Mohamed M. und seine Ehefrau Mona S. in U-Haft. Sie stehen im Verdacht, der Al-Kaida angehört zu haben. Der Mann hatte im Internet unter anderem ein „Drohvideo“ verbreitet. Am 27. August hob der Oberste Gerichtshof (OGH) die Verurteilung des 22-Jährigen teilweise auf, die seiner Mitangeklagten sogar komplett. Im Fall der Frau plädiert Strafrechtsexperte Frank Höpfl nun für eine Entlassung. Wäre das Urteil rechtskräftig, wäre die Frau inzwischen auf freiem Fuß. Über den Entlassungsantrag von Mona S. muss binnen 14 Tagen entschieden werden. (APA)

Die Polizei sucht nach dem Mord an Edip Sekowitsch noch immer nach einem unbekanntem Zeugen. Der mutmaßliche Täter schweigt weiter. Am Donnerstag wird der Ex-Boxer in einem Ehrengrab beigesetzt.

Michael Möseneder

Wien – Wenn sein Trainer, der ihn 30 Jahre lang begleitet hat, über den Mord an Edip Sekowitsch sagt: „Jetzt, heraußen, hat er den letzten Kampf verloren“, ist das nicht im negativen Sinn pathetisch. Sondern spürbar ernst gemeint. Ebenso, wenn die Tochter des erstochenen Boxers ihr Statement bei einer Pressekonferenz am Freitagvormittag mit der Feststellung beendet, sie habe noch nicht ganz verstanden, „dass ein Mensch auf eine solche Art und Weise und alleine sterben muss“.

Elf Tage sind vergangen, seit der 50-Jährige vor seinem Lokal „Ring Frei“ am Wiedener Gürtel in Wien-Wieden mit fünf Messerstichen in

Hals und Herz getötet worden ist. Der Verdächtige: ein 26-jähriger Tschetschene, der bisher eisern schweigt. Er gestand lediglich ein, dass ihm die Tatwaffe gehöre.

Bei der Pressekonferenz, die im Inzersdorfer Sportcafé des ersten Boxgegners Sekowitschs abgehalten wurde, berichtete der Manager des toten Sportlers, die Polizei suche weiter nach einem unbekanntem Zeugen. Der Mann soll sich kurz vor der Tat gegen 5.15 Uhr mit drei anderen Gästen und dem Tschetschenen im Lokal aufgehalten haben. Möglicherweise war er später auch unmittelbar am Tatort. Der Manager berichtete von sichergestellten DNA-Spuren, die nicht nur dem Verdächtigen gehören sollen.

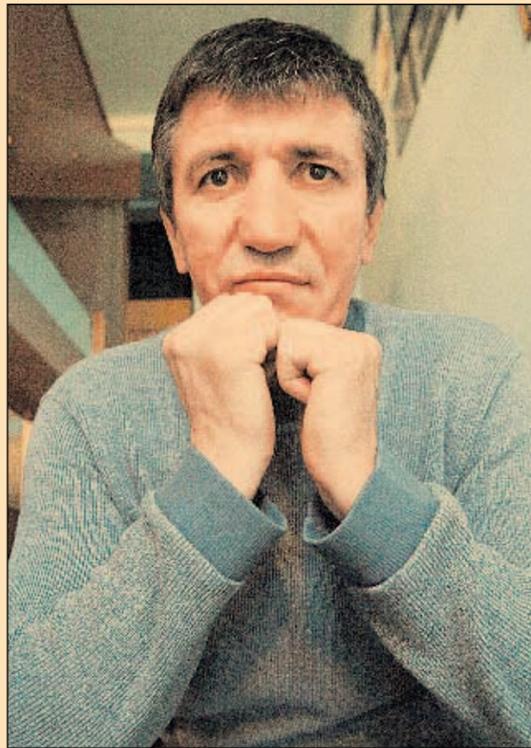
Gesichert scheint, dass es in dem Lokal zuvor zu einem Streit gekommen ist, bei dem der 26-Jährige schon in Richtung seines Messers gegriffen hat – was Sekowitsch mit dem Satz „Lass das Messer stecken“ unterband. Ob dieser Streit der Auslöser war oder der Mord einen anderen Hintergrund hat, ist noch unklar. Gerüchte, wonach Tschetschenen versuchen würden, die Kontrolle über Lokale in dem Gebiet zu bekommen, werden von der Polizei nicht bestätigt.

Begraben wird das Mordopfer am kommenden Donnerstag in einem Ehrengrab auf dem Wiener Zentralfriedhof. Probleme gab es nach Angaben des Managers noch

mit der Visavergabe für die Schwestern und Brüder des aus Serbien stammenden Sportlers. Das Innenministerium hat aber mittlerweile zugesichert, sich rasch um die Angelegenheit zu kümmern.

Eine Zukunft soll jedenfalls die Initiative „Gegen Gewalt an Schulen“ haben, die Sekowitsch erst vor einigen Monaten ins Leben gerufen hat. Der ehemalige Box-Welt- und Europameister stellte sich vor Schulklassen und vermittelte, dass Gewalt vielleicht zum Boxen gehört, aber nie in den Alltag.

DER STANDARD Webtipp: www.edip.at



50 Jahre wurde Edip Sekowitsch, der „Stier von Serbien“, alt. Der ermordete Boxer hatte erst kurz vor seinem Tod die Initiative „Gegen Gewalt an Schulen“ gestartet. F.: Heribert Corn

Schütze wollte „erschrecken“

Traisen: Ermittlungen wegen Mordversuchs

Bettina Fernsebner-Kokert

St. Pölten – Er habe seinen ehemaligen Arbeitskollegen nur „erschrecken“ wollen. Das beteuerte Walter W., der am Donnerstag auf dem Voestalpine-Gelände in Traisen (Bez. Lilienfeld) den Mann durch einen Streifschuss verletzt hatte, in seinen Einvernahmen durch die Polizei. Das Opfer, so die Auffassung des 48-jährigen Verdächtigen, sei schuld an seiner Kündigung vor einem Jahr gewesen. Die Staatsanwaltschaft St. Pölten ermittelt wegen versuchten Mordes. Heute, Samstag, soll die Untersuchungshaft über den mutmaßliche Täter verhängt werden.

Walter W. hatte den Mann Donnerstagvormittag zur Rede stellen wollen. Dabei zog er eine Pistole und feuerte auf ihn. Der Voest-Arbeiter wurde an der Schulter verletzt, konnte aber nach wenigen Stunden aus dem Krankenhaus entlassen werden.

W., der verheiratet ist und zwei Kinder hat, verschanzte sich auf dem Firmengelände und drohte mit Selbstmord. Gegen 15 Uhr wurde er von Cobra-Beamten überwältigt und am Abend in die Justizanstalt St. Pölten eingeliefert.

„Mein Mandant beteuert, dass er nur einen Warnschuss in die Luft abgeben wollte“, sagt W.s Anwalt Nikolaus Rast zum STANDARD. „Er ist zwei Meter vor dem Mann gestanden“, so der Jurist, „wenn er ihn töten hätte wollen, wäre es ein Leichtes gewesen.“

Zwischen W., der 2007 über eine Leihfirma bei der Voest gearbeitet hatte, und einem Arbeiter sei es bei Arbeiten auf einem Dach zu Hand-

greiflichkeiten gekommen. Rast: „Mein Mandant wäre damals fast vom Dach gefallen.“ Daraufhin habe die Voestalpine der Leiharbeitsfirma mitgeteilt, dass man W. nicht mehr im Werk haben wolle. Die Leiharbeitsfirma wollte ihn nach dem Vorfall ebenfalls nicht mehr vermitteln. Seitdem ist der Mann arbeitslos. Zu den finanziellen kamen zuletzt auch noch Eheprobleme. Dies dürfte der Auslöser gewesen sein, es dem früheren Arbeitskollegen heimzahlen zu wollen.

Polit-Konflikt um Ute Bocks Schulden

Die zurückhaltenden Hilfsangebote der Stadt Wien lösen SP-interne Kritik aus

Irene Brickner

Wien – „Unsere Aufgabe ist es, darauf zu schauen, dass Asylwerber, die ein Anrecht auf Grundversorgung haben, diese auch bekommen.“ Das sagt Michael Eipelbauer, Sprecher der Wiener Sozialstadträtin Sonja Wehsely (SP), auf die Frage, was die Stadt Wien tun könne, um den in Finanznöte geratenen Verein der Flüchtlingshelferin Ute Bock zu unterstützen.

Auf die Anmerkung, dass unter dieser Bedingung im Fall eines Vereinskurses nur ein Teil von Bocks Schützlingen städtische Hilfe zu erwarten habe, weil viele von ihnen ohne Grundversorgung dastehen, antwortet er mit dem Hinweis auf den „Rechtsstaat“. Dieser verbiete ein anderes Vorgehen.

Auch aus dem Fonds Soziales Wien (FSW), der die Grundversorgung in Wien abwickelt, kommt Kritik an Bock. Von einer „professionellen Helferin“ könne man „erwarten, dass sie mit Geldern pfleglich umgeht“, sagt Geschäftsführer Peter Hacker.

FPÖ gegen Unterstützung

Mit dem herrschenden Nationalratswahlkampf und harschen Tönen von rechts habe diese Abgrenzung nichts zu tun, betont Hacker. Von der Wiener FPÖ kam am Freitag freilich ein angedeuteter Verdacht des Rechtsbruchs durch Bock: „Dieser Verein sollte durch die Stadt Wien nicht unterstützt werden. Immerhin hört man, dass sie auch illegale Asylwerber beherbergt“, sagte FPÖ-Gesundheits-

sprecher Gerald Ebinger im Gespräch mit dem STANDARD.

„Asylwerber, die aus der Grundversorgung ausgeschlossen werden und daher auf der Straße stehen, sind nicht illegal“, kontert Ute Bock. Dass es viele solche Menschen gebe, sei auf „Fehler im Asylsystem“ zurückzuführen. So argumentiert auch die Wiener Grünen-Landtagsabgeordnete Alev Korun.

Kritik an der politischen „Abputzerei“ angesichts der Probleme des Flüchtlingsvereins kommt unterdessen von der Integrationsbeauftragten der SP in Wien-Meidling, Simone Mayer. Von Bocks steigenden Mietschulden im Kabelwerk habe die Stadt schon seit Monaten gewusst: „Ich selber habe das Büro von Bürgermeister Häupl darüber informiert.“

BOULEVARD



Einen 3550 Gramm schweren Buben hat Anna Netrebko geboren. F.: Reuters

Anna Netrebko brachte Buben zur Welt

Die Sopranistin Anna Netrebko hat am Freitag in einem Wiener Krankenhaus einen gesunden Buben zur Welt gebracht. Mutter und Kind, und auch der Vater, der Tenor Erwin Schrott, sind laut Ärzten wohl auf. Netrebkos erste Auftritte nach der Babypause werden im Jänner 2009 als „Lucia di Lammermoor“ in St. Petersburg und an der New Yorker Met sein. (red)

Montagsgespräch

8.9.2008, 19.30 Uhr

Die Großparteien im Tief Ist nur die Koalitionspolitik schuld?



Anneliese Rohrer
Kolumnistin



Josef Broukal
Journalist



Norbert Leser
Politologe



Bernd Schilcher
Bildungspolitiker



Moderation:
Gerfried Spertl
DER STANDARD



Die Zeitung für Leserinnen

derStandard.at/Events

Ort: Haus der Musik, Seilerstätte 30/Eingang Annagasse, 1010 Wien. Freier Eintritt!

Möglichst unverständlich schreiben

Will man von einer Gruppe anerkannt werden, muss man ihre Sprach-Codes kennen. Auch um den Preis, dass keiner was versteht. Eine Reise vom Fußballer-Interview bis zum nicht geschriebenen Dschungelbuch.

Margit Schreiner

Meinen ersten Artikel habe ich mit dreizehn geschrieben. Er war für die Schülerzeitschrift des Wirtschaftskundlichen Realgymnasiums, die ich selbst gegründet hatte. Es ging um ein mehr oder weniger erfundenes Interview mit dem damaligen Tormann des LASK, Willi Harreither. Das Interview selbst enthielt mangels geeigneter Fragen („Wie sind Sie zum Fußball gekommen?“), kaum geeignete Antworten („Ich habe immer gern Fußball gespielt!“).

Der zweite Artikel war dann für den „Fleck“, eine Schülerzeitschrift, die ich nicht selbst gegründet hatte. Dahinter standen linke Studenten, die ihren Nachwuchs heranziehen wollten, und eine anarchistische Schülergruppe („Berthold, der Berufsrevolutionär“). Ich weiß nicht mehr, warum es in dem Artikel damals ging. Wahrscheinlich um die revolutionäre Schülerbewegung, um antiautoritäre Erziehung, um freie Liebe. Gegen die Schule, gegen Zwänge, Grenzen, Autoritäten, den Kapitalismus, Sexmessen, Erziehungsheime, Doppelmoral usw. usf. Mein Ziel war, möglichst unverständlich zu schreiben. Ich hatte nämlich festgestellt, dass es in der linken Szene eine Fachsprache gab, die anscheinend jeder außer

LES
EN
SCH
REI
BEN

mir verstand. Da ich in Hans verliebt war, der außer *Das Kapital* sogar Harold Pinter und Samuel Beckett verstand, machte ich mich mit Hilfe eines Fremdwörterbuchs ans Werk. Alles, was durch Fremdwörter ersetzbar war, ersetzte ich durch Fremdwörter. Leider ist die Zeitschrift, wie alle linken Dokumente, die ich in einer Bananenkiste hinter den Kartoffeln im Keller meiner Eltern sammelte, verschwunden. Auch meine literarischen Frühwerke „Lotte und seine Puppen“, „Wendy, ein Krimi“, „Du undurchdringlicher, unerforschter Dschungel“ waren eines Tages verschwunden. Meine Eltern liebten es, von Zeit zu Zeit auszumisten. Besonders meine Sachen. Darunter war auch der Teddybär, den ich als Kind am meisten geliebt hatte und die langen alten Kleider meiner Tante Elisabeth.

Ich weiß also auch nicht mehr, was für absurde Fremdwörter ich damals für die normalen Wörter in meinem Artikel, an den ich

mich ansonsten nicht erinnere, einsetzte. Nur eines weiß ich noch, dass ich nämlich statt „Das Ziel der Schülerbewegung ist...“ „Das Telos der Schülerbewegung ist...“ schrieb. Und dass Hans hinterher meinen Artikel mit Mühe ins Deutsche zurückübersetzte. Vielleicht ist es ja daran gelegen, dass es damals zwischen ihm und mir so lange nicht richtig klappte.

Die Folgen waren allerdings weitreichend. Ich habe bis heute keine erfundene Geschichte mehr geschrieben, keine Flugblätter, keine unverständlichen Artikel, kein Kinderbuch, keinen Krimi und nicht einmal ein Dschungelbuch. Daran konnte auch die Lektüre von hunderten wunderbaren, erfundenen Geschichten nichts ändern (besonders William Faulkner, Jane Bowles, William Carlos Williams und Bruno Schulz), auch nicht das Studium der Philosophie (Marx, Engels, Lenin, Schopenhauer, Nietzsche, Montaigne), nicht die vielen Agatha Christies, Henning Mankells, Patricia Highsmiths, Wolf Haas', Veit Heinichens und so weiter, weder das Vorlesen großartiger Kinderliteratur (Christine Nöstlinger!) noch das sehr ärgerliche Vorlesen schlechter Kinderliteratur (Kästner, *Das doppelte Lottchen*, die zunächst getrennten



Erste Krimis und Brandreden für die revolutionäre Schülerbewegung, und am Ende wurde ausgemistet. Foto: Ferdinando Scianna/Magnum

Zwillinge bringen ihre geschiedenen Eltern wieder zusammen. Ich habe Kästner damals verflucht, noch der wunderbare Redmond O'Hanlon mit seinen Dschungelbüchern, der auf die Frage, wer er als nächstes auf seine Expedition mitzunehmen gedenke, antwortete: „Wenn ich das nächste Mal wieder in den Kongo müsste, würde ich einen Arzt mitnehmen; irgendeinen unausgefüllten, unzufriedenen Allgemeinmediziner oder einen Assistenzarzt an Rande des Nervenzusammenbruchs, jemanden mit einer heimlichen Schwäche für die Tropenmedizin und der tiefen und tief gestörten Gewissheit, dass sein Los sich bessern würde, wenn er nur von dort wegkäme, wo er ist (...).“ Sechs Monate im innersten Kongo würden ihm mit schockierender Klarheit zu Bewusstsein bringen, dass seine frü-

heren Lebens- und Arbeitsbedingungen die höchstmögliche Annäherung an das Paradies darstellten, die der Homo sapiens auf Erden überhaupt erhoffen darf. Und gleichzeitig könnten wir den Bewohnern Zentralafrikas handfeste, profane Hilfe (...) bringen: den sogenannten Primitivfeldbauern Extencillin-Spritzen zur Eindämmung von Syphilis und Gonorrhöe und den Jägern und Sammlern des tiefsten Dschungels – ebenfalls Extencillin-Spritzen.“

Schade, das hätte ich gerne geschrieben! Auch die Geschichten von Jane Bowles, philosophische Abhandlungen über die Sozialpartnerschaft, Krimis von Wolf Haas und Kinderbücher von Christine Nöstlinger.

Fazit: Wehret den Anfängen! Andererseits: Vielleicht ist es ja besser so!

KURZ GEMELDET

Ferrari dominiert freies Training für GP in Spa

Spa-Francorchamps – Am nach einsetzendem Regen eher turbulenten ersten Trainingstag des Formel-1-GP von Belgien (Sonntag, 14. ORF 1) war Ferrari nicht zu biegen. Der Brasilianer Felipe Massa drehte die schnellste Runde, Weltmeister Kimi Räikkönen aus Finnland kam ihm am nächsten. Mit mehr als einer halben Sekunde Rückstand belegte der Brite Lewis Hamilton, der in der WM sechs Punkte vor Massa und 13 Zähler vor Räikkönen führt, Rang drei. Räikkönen peilt am Sonntag seinen vierten Spa-Triumph in Folge an. (APA)

Kombinierer Stecher in Predazzo schwer verletzt

Innsbruck – Der Steirer Mario Stecher stürzte am Donnerstag beim Sprungtraining in Predazzo (ITA) schwer. Der 31-Jährige zog sich einen Knorpelbruch an der inneren Oberschenkelrolle sowie Risse von Innen- und Außenmeniskus im rechten Knie zu. Stecher wurde in Innsbruck operiert, er muss zwei bis drei Monate pausieren. (APA)

Zwei Brunos für Ümit Korkmaz

Wien – Der große Sieger der „Bruno“-Gala am Freitagabend im Wiener Studio 44 der Österreichischen Lotterien heißt Ümit Korkmaz. Der Ex-Rapidler und derzeit verletzte Legionär von Eintracht Frankfurt wurde von der Fußballer-Gewerkschaft zum Spieler und Aufsteiger der vergangenen Saison gewählt. Die Mannschaftswertung gewann Meister Rapid, Kapfenbergs Werner Gregoritsch erhielt den Bruno für den besten Trainer. (red)

IOC-Sprecherin Davis tritt mit Jahresende zurück

Lausanne – Die Sprecherin des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), Giselle Davis, tritt nach sechs Jahren als IOC-Kommunikationsdirektorin zurück. Die 39-jährige Britin möchte beruflich und privat ein neues Kapitel aufschlagen. In Österreich wurde Davis vor allem während des Dopingskandals von Turin bekannt. (red)

Drei Sportakrobatinnen bei Hotelbrand getötet

Moskau – Die russischen Sportakrobatinnen Anastasia Golowitnina, Anna Maryina, Olga Gofman und ihre Trainerin Swetlana Kushuh kamen bei einem Hotelbrand in Gendjik am Schwarzen Meer ums Leben. Sie bereiteten sich auf die WM in Glasgow (ab 10. 10.) vor. Nach einem Blitzschlag hatte das Hoteldach Feuer gefangen. (sid)



Margit Schreiner

Geboren 1953, lebte in Japan, Deutschland und Italien, seit dem Jahr 2000 wieder in Österreich. Autorin von Romanen, Erzählungen, zahlreichen Essays und Beiträgen zu Anthologien sowie von Vorwörtern zu Büchern von Adalbert Stifter und Mela Hartwig. Zuletzt erschienen: „Haus, Frieden, Bruch.“ Schöffling Frankfurt am Main 2007

Foto: Heribert Corn

GANZ KURZ

TERMINE

Formel 1, GP von Belgien, SAMSTAG: Qualifying (14), SONNTAG: Rennen (14, jeweils ORF1)
Fussball/Uefa-Cup, DAMEN, Gruppenphase, SAMSTAG: SV Neulengbach – Vamos Idaliou/ZYP (17)
Handball/HLA, SAMSTAG: UHK Krems – Gänserndorf, Tulln – Linz AG (beide 19), aon Fivers – Union Leoben, Hard – Innsbruck (beide 19:30)
Paralympics in Peking, SAMSTAG: Eröffnungsfest (13.45, ZDF); SONNTAG (13.45, ARD)
Radsport/Vuelta, SAMSTAG und SONNTAG (16, Eurosport)
Tennis/US Open, SAMSTAG (17.30), SONNTAG (22.30, jeweils Eurosport)

EISHOCKEY

Marburg/Olympia-Qualifikation, DAMEN: Österreich – Norwegen 0:1, Österreich – Großbritannien 3:4 n.V.; Fazit: Winterspiele 2010 ohne Österreich.

FUSSBALL

Schwarz/U21/EM-Quali: Österreich – Island 1:0; Österreich als Gruppensieger im Playoff (Auslosung 12. 9.)
Mönchhof/Testspiel: Rapid – Dunajska Streda 2:2 (2:2), Tore Rapid: Hofmann (16.), Gartner (19.)
Wien/Horr-Stadion/Testspiel: Weil sich ein slowakischer Fan weigerte, hinter die Absperrung zu treten, brach Referee Stuchlik die Partie Austrias gegen Trnava in der 73. Minute (Stand 1:0/Tor Diabang) ab.
Neulengbach/Uefa-Cup, Damen, Gruppe 7: SV Neulengbach – Nove Mesto (SLO) 6:0

GOLF

Crans Montana/European Masters, 2 Mio. Euro, Par 71, 2 Runden: 1. McIlroy (IRL) und Rumford (AUS) je 134; 65. Prägant (AUT) 142 (Cut geschafft), 92. Brier (AUT) und Wiegele (AUT) je 144 (Cut verpasst)

LEICHTATHLETIK

Brüssel/Golden-League-Finale, HERREN: 100 m: 1. Bolt (JAM) 9,77; 400 m: 1. Warner (USA) 44,4; 800 m: 1. Kamel (BRN) 1:44,56; 1500 m: 1. Mansoor Ali (BRN) 3:35,94; 5000 m: 1. Kipchoge (KEN) 13:06,12; 10.000 m: 1. Sihine (ETH) 27:06,97; 3000 m Hindernis: 1. Kipsiele Koech (KEN) 8:04,99
DAMEN: 100 m: 1. Gevaert (BEL) 11,25; 200 m: 1. Hooker (USA) 22,62; 800 m: Jelimo (KEN) 1:55,16; 5000 m: 1. Cheruiyot (KEN) 14:25,43; 100 m Hürden: 1. Ennis-London (JAM) 12,65; Hochsprung: 1. Friedrich (GER), 2. Vlasic (CRO), 3. Hellebaut (BEL) je 2,00 m

RADSPORT

Deutschland-Tour, 7. Etappe, 214,3 km: 1. Auge (FRA) Cofidis 4:45:33; 23. Ludescher (AUT) Volksbank +3:54, 37. Haselbacher (AUT) Astana, 48. Glomser (AUT) Volksbank, 106. Kohl (AUT) gl. Zt.; GESAMT: 1. Gerdemann (GER) Columbia 32:44:12; 59. Glomser 26:46, 102. Kohl 48:11

TENNIS

US Open, 20,657 Mio. Dol., HERREN, Viertelfinale: Federer (SUI/2) – Müller (LUX) 7:6 (5), 6:4, 7:6 (5), Djokovic (SRB/3) – Roddick (USA/8) 6:2, 6:3, 3:6, 7:6 (5) Halbfinale: Nadal (ESP/1) – Murray (GBR/6), Federer – Djokovic
HERRENDOPPEL, Finale: Bob und Mike Bryan (USA/2) – Dlouhy/Paes (CZE/IND/7) 7:6 (5), 7:6 (10) DAMEN, Halbfinale: Jankovic (SRB/2) – Dementjewa (RUS/5) 6:4, 6:4, Jankovic im Finale gegen S. Williams (USA/4) oder Safina (RUS/6)
DAMENDOPPEL, Halbfinale: Raymond/Stosur (USA/AUS/10) – Srebotnik/Sugiyama (SLO/JPN/4) 7:5, 6:1 MIXED, Finale: Black/Paes (ZIM/IND/5) – Huber/J. Murray (USA/GBR) 7:6 (6), 6:4
JUNIÖREN, Doppel-Viertelfinale: Moser/Stebe (AUT/GER) – Cox/Propoggia (GBR/AUS) 4:6, 6:3, 10:4

Solide, emsig, unerschütterlich

„Lele“, das Maskottchen der Paralympics, und der Kampf des Herrn Deng Pufang

Johnny Erling aus Peking

Für die Olympischen Spiele trugen Pekings Organisatoren dick auf. Statt nur eines Maskottchens boten sie, wohl der Vermarktung wegen, gleich fünf Symboltiere an. Für das Logo wählten sie das chinesische Schriftzeichen „Jing“ aus dem Namen „Bei-Jing“ für die Hauptstadt. Das Zeichen selbst sieht als Silhouette wie ein Läufer aus.

Für die Paralympics, das Treffen der besten Behindertensportler aus 161 Ländern, die heute, Samstag, eröffnet werden, gab man sich mehr Mühe, ein sinnvolles Symbol zu finden. Vorschläge, sich bei Chinas abgenutzter Folklore zu bedienen, wurden verworfen. Statt des Affenkönigs Sun Wukong oder des mystischen Kindes Nuozha wurde der als Comicfigur gezeichnete fröhliche Ochse „Lele“ gewählt. Es war eine bewusste Entscheidung,



erklärte der Präsident des chinesischen Behindertenverbands Deng Pufang.

Der 64-jährige Sohn des einstigen Spitzenpolitikers Deng Xiaoping, selbst querschnittgelähmt, hat sich dem Kampf gegen Diskriminierung und Stigmatisierung der 83 Millionen Behinderten Chinas verschrieben. Er sieht in „Lele“ das Symboltier der chinesischen Behinderten. „Wir haben für unser

Maskottchen einen ganz gewöhnlichen Ochsen gewählt, weil er solide, emsig, unerschütterlich ist und nie aufgibt.“

Auf ähnliche Überlegungen geht auch das Logo zurück. Es verwendet das altchinesische Hilfszeichen „Zhi“, das die Bedeutung von „nicht aufgeben“ trug. In der Strichfolge lässt sich die Kontur eines Behinderten erkennen, der sich fortbewegt. Die Farben Rot, Blau und Grün stehen für Sonne, Himmel und Erde, für das Ideal des Ausgleichs zwischen Mensch, Natur und Gesellschaft, sagt Deng.

Das Logo ist von dem jungen Designer Liu Bo vom Zentralen Peking Kunstinstitut entwickelt worden. Als Vorlage diente ihm 500 altchinesische kalligrafische Schreibweisen des Zeichens. Nach Umfragen kommen „Lele“ und das Logo in China viel besser an als die olympischen Symbole.

Von Vorlesern und Selbstschreibern

Das E-Mail-Fach quillt über, das Handy piepst dauernd, das Festnetztelefon läutet, der nächste Termin wartet. Wer soll das alles lesen, bearbeiten, beantworten? Wie Top-Manager ihre Kommunikation managen.

Lisa Nimmervoll

Wien – „Er liest kaum mehr als 15 E-Mails am Tag.“ Wer ist der glückliche Mensch? – Ein Top-Manager aus Deutschland. Frank Appel, Chef der Deutschen Post. Staunend registriert in der *Süddeutschen Zeitung*. – Wie machen das heimische Spitzenmanager? Welches Info-Management betreiben sie, um in dem Wust an Informationen, Anfragen oder Beschwerden, dem sie ausgesetzt sind, nicht zu ertrinken? Noch dazu, wo E-Mails die Kommunikationstür weit öffnen.

DER STANDARD machte ein kleines Experiment: E-Mail-Anfragen an vier Top-Führungskräfte. Nach dem bewährten Muster *vorname.nachname@firmenname.at* oder *.com*. Zumindest den Appendix verrät die Homepage. Was passiert? Wie lange dauert es, bis sie antworten? Wer kriegt die virtuelle Epistel unter die Augen? Wer antwortet? Ist in einer E-Mail von Brigitte Ederer auch wirklich Brigitte Ederer drin?



Enter, ab die Post. Was das Tempo angeht, gewinnt die Siemens-Managerin klar. Die STANDARD-Anfrage wurde um 11:51 Uhr abgeschickt, 49 Minuten später antwortet – „Ederer, Brigitte“. Sie ist auf Urlaub – schreibt Anita Sifkovits aus dem Generalsekretariat unter der Anschrift der Chefin.

Eine Stunde und 47 Minuten später klingelt das Telefon. Der angemailete Bankmanager lässt durch seinen Assistenten ausrichten, er hat einen einzigen E-Mail-Account, liest zwar alles selbst, wer aber dann antwortet und zurückschreibt, entscheidet die Assistentin, die als Verteilerzentrale agiert.

Pech, DER STANDARD wird „Opfer“ des straffen Info-Managements, das aus Zeitrunden eine Absage für diese Anfrage bedeutet.

Der Eingang des dritten virtuellen Versandstücks wird zwei Stun-

den und 27 Minuten nach Erhalt aus dem Büro des angeschriebenen Generaldirektors eines internationalen Konzerns bestätigt – per Anruf durch eine Mitarbeiterin. Leider, keine Zeit für unser Anliegen. Eine Frage war erlaubt: Wer hat denn die Mail an den Herrn Generaldirektor zuerst gelesen? „Ich natürlich“, sagt die autorisierte Vorleserin. Natürlich.

Die vierte E-Mail wird in der Sekunde retourniert: Nicht zustellbar. Na dann versuchen wir es doch mit *b.nemsic@mobikom.at*. Ja! Es gibt die Adresse. Die E-Mail ist weg – einen Tag, vier Stunden und 34 Minuten lang.

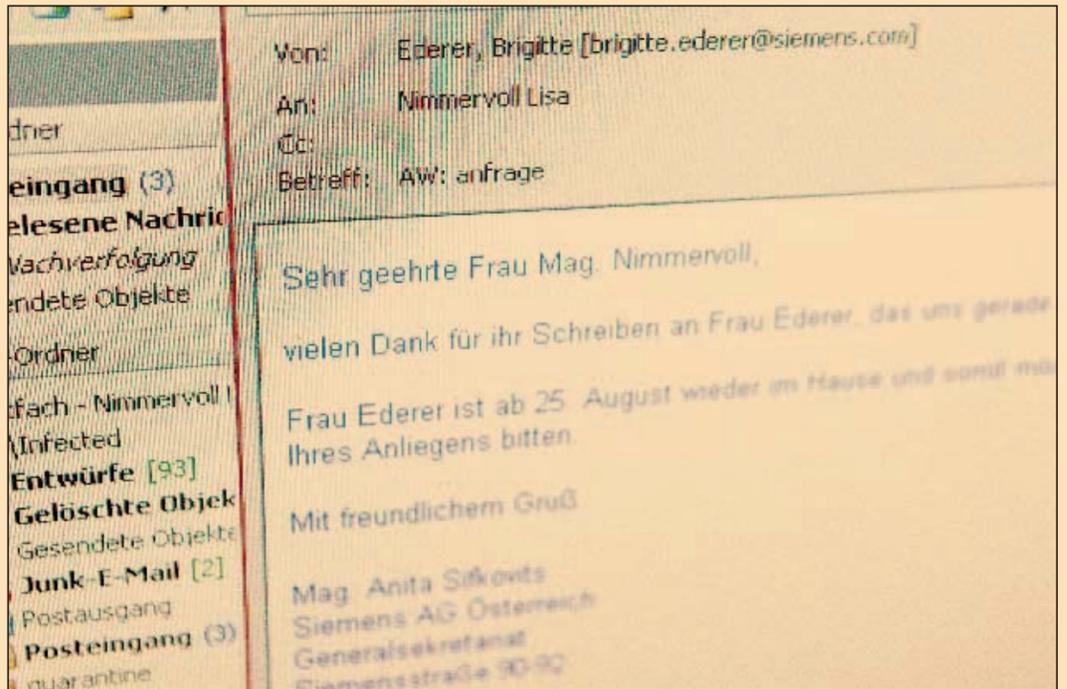
Dann trudelt eine E-Mail von „Brandner Karin“ ein. Aha. Wer ist das? Oh, es ist Boris Nemsic, der mit ihr in der Mailbox landet und einen Termin für den Info-Austausch vereinbaren lässt.

Der Chef der Telekom Austria Group gilt als personalisierte Rundum-die-Uhr-Kommunikation. Gehört für einen Telekom-Chef ja fast zur Corporate Identity. Nemsic ist „grundsätzlich immer erreichbar“.

Zwei Handys (ein Testgerät, unbedingt mit Kamerafunktion) sind seine „Kommunikationszentrale“. Er liest jede der rund 60 E-Mails, die pro Tag auf dem einen Account (von drei) ankommen, persönlich. Meist am mobilen Organizer. Und er „beantwortet sie prinzipiell selbst“, das kann auch Weiterleiten an Zuständige sein. Nemsics Postfach ist nur für seine Assistentin offen, „um den Überblick nicht zu verlieren“, sie entsorgt Werbe- und Spam-E-Mails.

Noch lieber kommuniziert Nemsic aber noch mehr „am Punkt“: „Ein Großteil der Kommunikation wird über SMS abgewickelt“ – „zeitnah“, versteht sich. 50 und mehr Textbotschaften in Kleinbuchstaben tippt Nemsic am Tag. Sehr beliebt bei ihm: ;-) und Co.

„Info-Junkie“ Nemsic ist vor allem „Online-Leser“, er „screent“



Wie viel Brigitte Ederer ist in einer E-Mail von „Ederer, Brigitte“ wirklich drin? Welche unsichtbaren Mitleser gibt es bei E-Mails an Boris Nemsic, und wie sehen seine SMS aus? Ein kleines Experiment. Foto: Cremer

österreichische, kroatische und internationale Medien. Flughafenwartezeit ist oft „Lesezeit“.

Die Nachleserin

Es ist der erste Arbeitstag nach Siemens-Chefin Ederers Urlaub – und offenbar gehört die „Pflege“ ihres E-Mail-Accounts zu den ersten Aufräumarbeiten. Um 9:22 Uhr sind alle Fragen beantwortet. Ederer hat einen Vorteil: nur einen E-Mail-Account. „Den pflege ich selbst, wenn möglich antworte ich persönlich oder leite an zuständige Mitarbeiter weiter.“ Aufkommen pro Tag? „Circa 50 E-Mails.“

Vorleser hat die Konzernchefin natürlich auch: „Über akut bedeutende Artikel werde ich vorab informiert.“ Aber Ederer ist nicht nur jobbedingt eine Nachleserin, die abends die Zeitung vom Tag liest, sie ist es in einem sehr buchstäblichen Sinn: „Eine meiner Schullern ist, dass ich es nicht schaffe, ungelesene Ausgaben der Wochenzeitung *Die Zeit* wegzuschmeißen.“ Die Stapel werden kleiner: „Momentan bin ich im Jahr 2005 gelandet.“ – Alt, aber noch immer gut.

KENNETH ROGOFF

Haben die Zentralbanken eine Ausstiegsstrategie?



Ein Jahr nach der globalen Finanzkrise sind mehrere wichtige Zentralbanken den wackeligen privaten Finanzsektoren ihrer Länder immer noch schutzlos ausgesetzt. Bislang war die Strategie sinnvoll, die Finanzsysteme mit der Ernährungssonde der durch den Steuerzahler garantierten kurzfristigen Kredite am Leben zu erhalten. Doch müssen die Zentralbanken am Ende den Stecker ziehen. Andernfalls landen sie selbst auf der Intensivstation, sollten die Kreditverluste in ihren Bilanzen überhandnehmen.

Die Vorstellung, die größten Wirtschaftsnationen der Welt seien lediglich mit einer kurzfristigen Panik konfrontiert, wirkt zusehends unrealistisch. Stattdessen wird langsam deutlich, dass die internationale Finanzbranche nach einer Zeit der großartigen Profite und Wachstumsschübe nun eine Zeit der Konsolidierung und Kürzungen erleiden muss. Schwache Banken müssen zusammenbrechen oder fusionieren dürfen, damit die starken Banken mit neuer Kraft aus der Krise hervorgehen können. Wenn dies die richtige Diagnose für die „Finanzkrise“ ist, dann werden die Versuche, eine gesunde, normale Dynamik aufzuhalten, das Problem lediglich verlängern und verschärfen. Lässt man die notwendige Konsolidierung nicht zu, so schwächt man dadurch die Kreditmärkte, anstatt sie zu stärken.

Die US-Notenbank Federal Reserve, die Europäische Zentralbank und die Bank of England sind besonders stark betroffen. Zusammen haben sie traditionellen Banken sowie komplexen, unregulierten „Investment-Banken“ kurzfristige Darlehen in Höhe von mehreren hundert Milliarden Dollar gewährt. Wenn die Zentralbanken einen massiven Verlust in ihren Bilanzen hinnehmen müssen, ist das nicht unbedingt das Ende

der Welt. Doch lässt sich aus der Geschichte ableiten, dass es nie besonders angenehm ist, die Bilanz einer Zentralbank wieder ins Lot zu bringen. Wenn eine Zentralbank mit Kreditverlusten konfrontiert wird, kann sie sich entweder durch Inflation aus dem Schlamm ziehen oder eine Sanierung durch die Steuerzahler abwarten. Beide Lösungen sind äußerst traumatisch.

Zudem stellt sich die Frage nach der Gerechtigkeit. Der Finanzsektor hat außergewöhnlich hohe Gewinne erwirtschaftet, insbesondere in englischsprachigen Ländern. Und obwohl es aufgrund der Undurchsichtigkeit und Komplexität des Finanzsektors extrem schwierig ist, seine Größe zu berechnen, legen offizielle US-Statistiken nahe, dass rund ein Drittel der amerikanischen Unternehmensgewinne 2006 auf Finanzfirmen entfällt. An der Wallstreet und in der Londoner City sind Bonusse in Höhe von mehreren Millionen Dollar zur Regel geworden, und Finanzunternehmen sind auf den Spenderlisten aller großen politischen Kandidaten der US-Präsidentenwahl 2008 am stärksten vertreten.

Warum also sollten die einfachen Steuerzahler die Zeche bezahlen, um der Finanzbranche aus der Patsche zu helfen? Warum nicht der Auto- und Stahlindustrie oder irgendeiner anderen Branche, die in den letzten Jahren einen Abwärtstrend erlitten hat? Dieses Argument fällt noch stärker ins Gewicht, wenn die Zentralbanken zur „Inflationssteuer“ greifen, welche überproportional stark die Armen belastet, denen weniger Mittel zur Verfügung stehen, um sich vor Preissteigerungen zu schützen, die den Wert ihrer Ersparnisse verringern.

Kenneth Rogoff ist Professor für Ökonomie und Public Policy an der Universität Harvard und ehemaliger Chefökonom des Internationalen Währungsfonds. © Project Syndicate, 2008. Aus dem Englischen von Anke Püttmann.

Wien Nummer sechs in Westeuropa

Laut Studie wirtschaftlich attraktiv durch niedrige Steuerbelastung, Erreichbarkeit

Wien – Wien ist laut eines erstmals erstellten Indexes des Wirtschaftsinstituts BAK Basel Economics die sechstattraktivste Wirtschaftsmetropole Europas. Nummer eins ist Zürich, gefolgt von London und Kopenhagen. Auf dem letzten Platz liegt Rom. Grund seien vor allem restriktive Regulierungen und die große Steuerlast für Arbeitskräfte.

Der BAK Economic Attractiveness Index misst die Lebensqualität der Einwohner und die Standortbedingungen für Unternehmen. So liegt London aufgrund des größten Flughafens Europas auf Platz zwei. Kopenhagen kommt dank liberaler Arbeitsmarktgesetze auf Platz drei. Untersucht wurden 192 westeuropäische Regionen, und davon wurden 22 Metropolen in den Mittelpunkt gerückt.

„Die Faktoren, die für das gute Abschneiden Wiens sprechen, sind überdurchschnittlich attraktive Steuern für Unternehmen und Arbeitgeber, ein weltweit gut erreichbarer Flughafen sowie eine überdurchschnittliche Anzahl wissenschaftlicher Publikationen pro Kopf“, begründet BAK-Geschäftsführer Marc Bros de Puechredon im STANDARD-Gespräch.

Die osteuropäischen Nachbarmetropolen der österreichischen Bundeshauptstadt wurden in der

Wirtschaftsregionen	
Rangliste Wirtschaftsstandorte, Vergleich* von 192 Regionen in Westeuropa – Stand 2008	
1.	Zürich
2.	London
3.	Kopenhagen
11.	Wien
45.	Vorarlberg
46.	Tirol
61.	Steiermark
70.	Salzburg
74.	Oberösterreich
81.	Niederösterreich
84.	Burgenland
88.	Kärnten
190.	Basilicata
191.	Korsika
192.	Asturien

* u.a. anhand Erreichbarkeit, Steuern und Innovationsfähigkeit
Quelle: APA, BAK DER STANDARD

Studie nicht berücksichtigt. Bei einem Vergleich mit ihnen wäre es für Wien sicher „zu anderen Aussagen gekommen“, so Puechredon.

Neben der „Attraktivität“ wurde auch die wirtschaftliche Leistungs-

fähigkeit geprüft. Hier belegt t Dublin den Spitzenplatz, wie dem BAK Performance Index zu entnehmen ist. Schlusslicht dieser Kategorie ist Berlin. Zürich liegt auf dem siebenten, Wien auf dem 14. Platz. Im Regionen-Ranking liegt Wien auf dem elften Platz.

Dass Wien so gut abschneidet, hat laut Puechredon aber auch einen methodologischen Grund: Die im Ranking berücksichtigte Region (das Bundesland Wien) sei im Vergleich zu anderen Metropolregionen relativ eng definiert, was zu einer Verzerrung des Resultats führe. Wäre Niederösterreich berücksichtigt worden, hätte Wien wohl schlechter abgeschnitten, weil sich dann die Anzahl der Publikationen auf mehr Einwohner verteilt.

Auf dem zweiten Platz in Österreich liegt Vorarlberg (international: 45. Platz), vor Tirol (46.) und der Steiermark (61.). Die heimische Nummer fünf – Salzburg – liegt international auf dem 70. Rang, gefolgt von Oberösterreich (74.) und Niederösterreich (81.). Schlusslichter sind das Burgenland (84.) und Kärnten (88.). Die laut Studie unattraktivste Region Westeuropas ist das spanische Asturien. (kat)

DER STANDARD WebTipp: www.bakbasel.ch

Die Eroberung der Trabantenstadt

Dialoge, prägnante Beschreibungen und das deutsch-französische Verhältnis. Wie eine Zugfahrt zu einer langanhaltenden Asterix-Sucht und schließlich ins eigene Schreiben führte.

Ernst Molden

Die Buchstaben, die man mir brachte, waren per se noch nicht allzu sexy. Hatte ich als Aufgabe eine Seite voller As zu schreiben, freute ich mich stets am meisten auf die Zierleiste, die man ans Ende einer solchen Seite zu setzen hatte. Die Magie des zwischen den Zeichen gefangenen Sinns, die ergriff mich eher allmählich. An meine allerersten Leseleistungen kann ich mich nur undeutlich erinnern.

Im Lauf der ersten Klasse, noch vor dem Erlernen der Zwielaute, entzifferte ich irgendwann das Geschäftsschild unseres Greißlers in Heiligenstadt, also „Feinkost Bäuerl“. Ich buchstabierte Bäää-uuu-erl und machte meine Eltern drauf aufmerksam, dass sie wohl nicht ordentlich lesen konnten, wenn sie Bäuerl sagten.

Am Weg in die Osterferien stieg meine Mutter beim Reiselektüre-für-den-Zug-Thema auf neue Geleise um. Sie beschloss, mir nicht mehr wie üblich ein Bussibärheft zu kaufen, um es mir dann ganz und gar vorzulesen – sie erstand vielmehr den damals (1974) aktuellen Asterix-Band *Die Trabantenstadt* (*Le domaine des dieux*) von Goscinny und Uderzo und ließ mich damit auf meinen Fensterplatz sinken.



Ernst Molden

Geboren 1967, lebt in Wien. Autor von Theaterstücken und Musikstücken, Soundtracks zu Theaterproduktionen, die er auch live mit seiner Band umsetzt. Zuletzt erschienen: Musik: „Bubenlieder“, 2006 Literatur: „Christbaum kaufen, baden gehen“ (Kolumnen) Deuticke Wien 2003

Foto: Heribert Corn

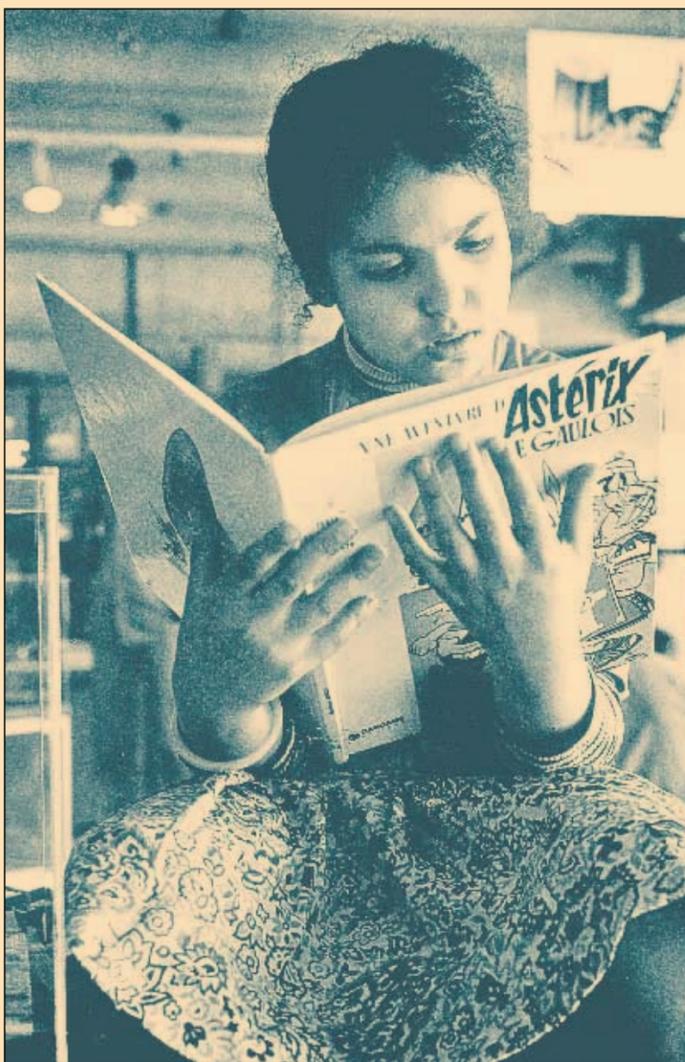
Im Zug nach Tirol begann ich zunächst die fettgedruckten (also gebrüllten) Sätze in den Sprechblasen zu buchstabieren, also „Die ... Römer ... sind ... im ... Wald!“ oder „Schöne ... frische ... Fische!“. Dazu betrachtete ich die prallen, vor physischer Entäußerung brennenden Bilder und stellte mir allerlei Zusammenhänge vor.

Meine Meisterleistung war das Entziffern eines Satzes aus dem Mund von Fischhändler Verleihnix, der einer nächtlichen Großschlägerei im friedlichen gallischen Dorf vorausgeht: „Du ... wirst ... gleich ... sehen, ... wer ... hier ... ein ... Idiot ... ist!“ Für diese Worte brauchte ich mindestens von Wels bis Attnang-Puchheim, und ich glaube, die dauerhafte milde Duldung meiner Asterix-Sucht in den kommenden Jahren durch meine Eltern be-

**LES
EN
SCH
REI
BEN**

ruhte auf dem Erleben dieser so friedlichen Zugfahrt. Man kann also sagen, dass mein erstes Lesen ein dialogisches war. In der Osterfrische angekommen, machte ich dann erste Prosa-Erlebnisse, indem ich die erklärenden Text-Rechtecke über den Bildern las. Kurz vor dem Schlafengehen hatte ich folgenden Satz beendet: „Und noch in derselben Nacht bewegt sich eine Karawane iberischer, lusitanischer, numidischer, belgischer und gotischer Sklaven in Richtung Wald.“ Ich verstand, dass mir zu dieser Lektüre eine Menge Information fehlte. Schon im Pyjama verließ ich das Bett und ging zu meiner Mutter. Diese verwies mich zu meinem Vater, weil dieser „historisch besser“ sei. Mein Vater drehte die Nachrichten ab, nahm sich mein Heft, las hinein, lachte, las weiter, lachte lauter. Irgendwann machte er das Heft zu, zog mich auf seinen Schoß und holte, wofür ich ihm bis heute dankbar bin, ganz weit aus.

Er sprach von Cäsar, von Brutus und dem Römischen Reich, er erklärte mir Vercingetorix und die Gallier, aber auch das damals in den frühen Siebziger Jahren brandaktuelle Konzept der Banlieue, also der Trabantenstadt. Als er fertig war, war ich gerü-



Banlieues, Yuppietum und Psychologie: Die Asterix-Lektüre kann zur Kenntnis enormer Welten führen.

Foto: Magnum/Richard Kalvar

tet. Ich zog mich mit Taschenlampe und *Trabantenstadt* unter die Bettdecke zurück, und man kann sagen, dass ich eigentlich erst viele Jahre später wieder drunter hervorkam, als nämlich Goscinny starb und die folgenden Hefte mich mit zunehmender Enttäuschung erfüllten, weil Uderzo die Geschichten (und die Geschichte) verriet, um schlichte Gags zu schaffen. Bis dahin hatte ich enorme Welten kennengelernt: die Feinheiten des deutsch-französischen Verhältnisses in *Asterix und die Goten*, die psychologische Kriegsführung in *Streit um Asterix*, und in *Obelix GmbH und Co* das Yuppietum, noch ehe dessen Protagonisten in unseren Breiten auftauchen sollten.

Und das waren nur drei meiner Lieblingshefte. Mein jüngerer Bru-

der ließ sich von meiner Leidenschaft anstecken, bis heute ist er im Gallischen gleichauf mit mir. Manchmal sprechen wir sogar gallisch, etwa wenn einer von uns beim Heurigen von der Schank zurückkehrt und zitiert: „Ein Hörnchen Wein bleibt ungenügend!“

Etwa zu der Zeit, als ich aufhörte, (neue) Asterix-Hefte zu lesen, begann ich selbst zu schreiben. Und ein paar Ansätze nahm ich mir aus der Lektüre von Früh- und Hauptwerk der beiden französischen Genies mit.

Ein Grundverständnis für die Wirklichkeit zu haben und zu formulieren, aber nur, um diese Realität mit wohlgesetzter Raffinesse zu sprengen. Kurze, aber prägnante Beschreibungen. Und Dialoge mit Witz, weil der Witz im Dialog am nächsten an den Menschen wohnt.

KURZ GEMELDET

US-Arbeitslosenquote stark gestiegen

Washington – In den USA ist die Arbeitslosenquote im August überraschend stark von 5,7 Prozent im Vormonat auf 6,1 Prozent gestiegen. Volkswirte hatten zuvor mit einem Anstieg auf 5,8 Prozent gerechnet. Das ist der höchste Stand seit September 2003. Am Devisenmarkt hat sich der Ausverkauf des Euro zum Dollar daraufhin fortgesetzt. Der Euro fiel bis auf 1,4197 Dollar und notierte damit so niedrig wie seit Oktober 2007 nicht mehr. (Reuters)

Starker Rückgang bei den US-Autopreisen

New York – Die Autopreise in den USA fallen laut Studie zufolge derzeit so drastisch wie nie. Ein Neuwagen kostete im zweiten Quartal durchschnittlich 25.632 Dollar (17.692 Euro) und damit um 2,3 Prozent weniger als im gleichen Vorjahresmonat. Hauptursache für den Preisverfall sei, dass die Amerikaner aufgrund der hohen Spritpreise zurzeit lieber kleine und billige Autos kaufen. (AP)

Pellets-Erzeuger spüren Rückenwind

Wien – Die kräftig gestiegenen Preise für Heizöl, Gas und Strom machen stäbchenförmig gepresstes Brennmaterial aus Holz (Pellets) für Heizzwecke attraktiver denn je. Der Branchenverband Pro Pellets Austria hat vom Wirtschaftsforschungsinstitut errechnen lassen, dass sich Bewohner eines Einfamilienhauses bei einem Umstieg von Öl auf Pellets laufende Ausgaben von 1800 Euro pro Jahr ersparen könnten. Die Anschaffung einer Pelletsheizung bleibt mit rund 17.000 Euro aber teuer. (red)

A-Tech in Serbien aus dem Rennen

Wien – A-Tech, der Mischkonzern von Mirko Kovats, ist im Rennen um die serbische Kupfermine RTB Bor offenbar endgültig draußen. Dafür bietet nun der Schweizer Rohstoffhändler Glencore, der kapitalrechtlich mit dem Aluminium-Imperium des russischen Oligarchen Oleg Deripaska verwoben ist, bei dem Verkauf mit. (APA)

Österreicher verspielten fast zwei Milliarden

Wien – Sportwetten und Glücksspiele lassen es in den Kassen der Anbieter kräftig klingeln: Die Nettoumsätze der Anbieter (Spieleinsätze abzüglich der Ausschüttung) sind im Vorjahr um mehr als zehn Prozent auf knapp zwei Mrd. Euro gewachsen, so das Ergebnis einer Erhebung des Marktforschungsinstituts Kreuzer, Fischer & Partner. Dieser Betrag sei mit den verspielten Einsätzen der Österreicher gleichzusetzen. (APA)

TUI gründet eigene Hotelkette

Hannover – Der größte deutsche Reiseveranstalter TUI baut den lukrativen Hotelsektor weiter aus und gründet dazu die eigene Marke „Sensimar“. Die ersten drei Hotels werden zur Sommersaison 2009 auf den griechischen Ferieninseln Kreta und Rhodos sowie an der türkischen Riviera eröffnen. Die neue Marke solle vor allem Paare mittleren Alters ansprechen, die Wert auf Komfort, persönlichen Service und kulinarische Genüsse legen. (dpa)

GANZ KURZ

+++ Preise Die Großhandelspreise sind in Österreich im August im Vergleich zum Vorjahresmonat um 7,4 Prozent gestiegen. +++ Abstufung Die Analysten der Raiffeisenbank haben die Empfehlung für die Strabag von buy auf hold gesenkt.

Nur die Schweiz nützt EU-Mautrichtlinie voll aus

EU-Mitgliedsländer lassen viele Möglichkeiten für Verkehrsvermeidung und Umweltschutz ungenützt

Luise Ungerboeck

Brüssel/Wien – Die erhsehnte Verlagerung des massiv ansteigenden Lkw-Verkehrs von der Straße auf die Schiene bleibt mit den vorhandenen Lkw-Mautsystemen in Europa eine Illusion. Zu diesem Schluss kommt eine vom Verkehrsausschuss des Europäischen Parlaments in Auftrag gegebene Studie des Instituts Trasporti e Territorio (TRT) in Mailand.

Demnach wird an diesem Ungleichgewicht zwischen den beiden Verkehrsträgern auch eine deutliche Anhebung der Schwerverkehrsabgabe nichts ändern, weil es in den 27 EU-Mitgliedsländern in Sachen Lkw-Maut nicht nur keinen Gleichklang gibt, sondern weil viele EU-Staaten gar keine (oder nur sehr geringe) Straßenverkehrsabgaben einheben bzw. lediglich solche, die sich teils nur auf einen Zeitraum beziehen, nicht aber nach Tonnage oder Verkehrsaufkommen orientieren.

Besonders auffällig: Am besten

und am umfassendsten umgesetzt wurden die Möglichkeiten, die die bestehende EU-Mautrichtlinie bietet, ausschließlich vom Nicht-EU-Mitglied Schweiz. Die 2001 eingeführte und schrittweise erhöhte leistungsabhängige Schwerverkehrsabgabe (LSVA) der Eidgenossen wird auf dem gesamten Straßennetz eingehoben, gilt für alle Lkws, ist kilometer- und fahrleistungsabhängig und nach Schadstoffklassen der Lkws (Euro-0 bis Euro-5) gestaffelt. Das erlaubt neben der Einrechnung der verursachten Kosten (z. B. Fahrbahnabnutzung) auch die Einrechnung externer Kosten wie Luftverschmutzung, Lärm, Gesundheitsgefährdung.

Zum Vergleich: In Deutschland, Österreich, Slowenien und Tschechien wird nur auf Autobahnen und Schnellstraßen Maut eingehoben, wobei Deutschland Lkws erst ab zwölf Tonnen zur Kassa bittet, Österreich bereits ab 3,5 Tonnen – jeweils nach Achslast gestaffelt. Laut der Studie böten diese beiden

Regelungen Anreize für die Transportwirtschaft, allerdings in die falsche Richtung, nämlich zum Umstieg auf kleinere und damit wirtschaftlichere Fahrzeuge. Darüber hinaus wird dadurch Umwegverkehr auf nichtbemaute Bundesstraßen produziert. Anreize für die Nutzung schadstoffärmerer Fahrzeuge fehlen. Letzteres wird sich bis 2010 ändern, da müssen die EU-Mitgliedstaaten die Gebühren nach Schadstoffklassen bzw. Stickoxid-Emissionen staffeln. In Tschechien, das zunehmend zum Transitland wird, ist das bereits der Fall, weshalb Österreich für die Frächter wieder attraktiver wird.

Was der mautmäßige Musterfahrer Schweiz deutlich zeigt: dass die Transporteure ihre Fuhrparks rasch erneuert haben. Im Jahr 2006 wurden mehr teurere Euro-5-Lkws angemeldet – sie machen bereits 51 Prozent der Fahrzeuge aus –, 29 Prozent haben Euro-4-Standard, und nur ein Fünftel fährt mit dem Mindeststandard Euro-3.

Den ältesten Fuhrpark haben mit Abstand italienische Frächter. Dort gehören 64,6 Prozent der Schadstoffklasse Euro-0 an – sie dürfen in der Schweiz gar nicht mehr fahren.

Damit ist klar, welches Mautsystem das beste ist und vom Europäischen Parlament zur Aufnahme in die neue Eurovignettenrichtlinie empfohlen werden sollte: ein streckenabhängiges Gebührensystem, das Umweltschutzmaßnahmen begünstigt und im Idealfall auf das gesamte Straßennetz eines Staates ausgedehnt werden sollte, nicht nur auf Autobahnen und Schnellstraßen. Die Preisgestaltung sollte auf Erneuerung des Fahrzeugbestands, Größe, Gewicht und Vermeidung von Ausweichverkehr abgestellt sein. Grün-Europaabgeordnete Eva Lichtenberger will darüber hinaus erwirken, dass Brüssel Kofinanzierungen für Infrastrukturausbau nur gewährt, wenn der Mitgliedstaat auch für die Refinanzierung sorgt und eine Straßenmaut einführt.

Göttliche Gaudi

Das Schreiben von Büchern und das Schreiben von Schummelzetteln haben eine ähnliche Funktion. In beiden Fällen geht man den Dingen auf den Grund.

Thomas Sautner

„Eigentlich bin ich ganz anders, nur komm ich so selten dazu.“

Ödön von Horváth

Klüger kann man bekanntlich immer werden, aber bei nichts anderem ist die Gefahr so groß wie beim Lesen und beim Schreiben. Viele mussten dabei schon entdecken, nicht so zu sein, wie sie dachten, oder (noch spektakulärer) wie sie hoffen zu sein. Eine für gewöhnlich erwünschte Nebenwirkung beim intimen Umgang mit Büchern (sowohl beim Lesen als auch beim Schreiben) ist freilich die Verblüfung, was alles möglich ist, machbar ist im Leben – und zwar im eigenen.

Es gibt ja die strenge Meinung, dass nicht gelebt hat, wer nicht gelesen hat. So weit würde ich nicht gehen, aber doch so weit: Wer nicht gelesen hat, hat nur ein einziges Leben gelebt, und nicht, wie es dank Büchern möglich ist, ein anderes oder gar unzählige andere.

Beim Schreiben bemerkt man, wie es sein könnte, das Leben, und man bemerkt, wie es ist. Wunderbare und freilich auch ernüchternde Überraschungen sind die Folge. Menschen machen sich mitunter ja so einiges vor. Schwerer fällt es da schon, sich schreibend, also konzentriert und selbstkritisch, zu beschwindeln. Man redet sich eben doch rascher etwas ein, als man sich etwas einschreibt. Beim Lesen,

zumindest beim konzentrierten Lesen, und beim Schreiben wird man erbarmungslos genötigt, den Dingen auf den Grund zu gehen, neue Wahrheiten zuzulassen. Im sonstigen Leben ist das bekanntlich nicht immer der Fall. Es soll Menschen geben, die wie unbeteiligt ein- und ausatmen und ihr Leben mehr geschehen lassen, als es zu gestalten. Zyniker behaupten, es gebe Menschen, die, einmal alt geworden, nicht etwa lange gelebt hätten, sondern lediglich lange da gewesen wären. Schreibend und lesend reduziert sich dieses Risiko jedenfalls erheblich.

Es war im Anschluss an eine Lesung in einer Schule, da behauptete ich, dass das Schreiben von Büchern und das Schreiben von Schummelzetteln überraschend viele Gemeinsamkeiten aufweisen. So manövriert es sich mit beiden Schriftstücken leichter durch heikle Phasen des Lebens. Außerdem geht's da wie dort darum, etwas, das sonst allzu flüchtig wäre, festzuhalten, es zu sichern, zu bewahren. Lernstoff auf Schummelzetteln, Lebensstoff in Büchern. Eine weitere, womöglich die bedeutendste Gemeinsamkeit, ist der während des Schreibens wie nebenbei, gleichsam spielerisch ablaufende Prozess des reifer Werdens (na schön, bleiben wir auf dem Boden: des Satz für Satz, Buch für Buch etwas weniger einfältig Werdens). Womit wir bei jenem Aspekt des Schreibens angelangt sind, der mir der Genialste von allen erscheint, und der vermutlich für viele Autoren das gewichtigste Motiv überhaupt darstellt: Schreiben nämlich macht es möglich, über sich selbst hinaus zu wachsen. Ja, es erlaubt einem, etwas weit Größeres zu schaffen als die Summe der eigenen Fähigkeiten. Und in den raren, wahrhaft magischen Momenten des Schreibens gelingt noch mehr, dann entsteht etwas wirklich Großes und Bedeutendes, an dem sich nicht nur mancher Leser, sondern auch der Autor selbst aufzurichten vermag. So wird es Buch um Buch möglich, sich stets höher und höher nach der Decke zu strecken – bis man, hoffentlich, irgendwann einmal,



Schummler und Schreiber werden bei der Wahrheit ertappt.

Foto: Magnum/John Vink

Handys, Headphones, Scanner und dergleichen Hightech, mit dem sich das Schummeln heutzutage geradezu industriell automatisieren lässt. Schummler waren damals tatsächlich noch aberwitzig kleine Zettelchen mit entsprechender Minimundus-Schrift. Konzentriert und tief gebeugt saß unsereiner damals an der kleinteiligen Fabrikation der Dinger, und oft gelangen sie nicht auf Anhieb, oft mussten sie erneut gekritzelt werden und abermals und noch einmal, bis man den Stoff – welche Überraschung – unversehens beherrschte; und dann nicht wusste, ob man sich freuen oder ärgern sollte, denn den perfekteren, ja nobelpreiswürdigen Schummler konnte man nun wegschmeißen.

Eine Schülerin war es, die im Anschluss an eine Lesung erzählte, dass erst das Schreiben ihr ermöglichte, sich über den Kern und die Hintergründe von Erlebnissen klar zu werden. Allerdings kann es vorkommen, ergänzte ich, dass allzu viel Klarheit gar nicht gewünscht ist. Einem Freund etwa riet ich einmal, die Gedanken zu notieren, die ihm durch den Kopf flogen und immer wieder auf unangenehmste Weise seine Nachtruhe störten. So könne er sich später, zurückgelehnt und mit etwas Abstand, Klarheit darüber verschaffen. Erschrocken sah er mich an, schüttelte energisch den Kopf. So genau, seine Stimme verriet leichte Panik, so genau wolle er es gar nicht wissen. Ob seine Verweigerung klug war, sei dahingestellt, jedenfalls zeigt die reflexartige Abwehr im Umkehrschluss eines: Wer es doch genau wissen will (wer also Risiko liebt), sollte schreiben und lesen. Nicht zuletzt

auch, um das Himmelsgefüge nicht durcheinanderzubringen, verrät uns doch

ein jüdisches Sprichwort: „Der Mensch denkt, und Gott lacht.“ Das sinnierende Lesen und Schreiben zu lassen, wäre also von geradezu gottloser Fahrlässigkeit – hätte der Schöpfer doch von einem Tag auf den nächsten gar keine Gaudi mehr mit uns.

menschlich und gedanklich groß genug ist, um aufrecht dazustehen. Manche Autoren gehen noch weiter, sie werten das Schreiben als gottähnlichen Akt. Von da ist es freilich nur noch ein kleiner, unmerklicher Schritt zur Auffassung, selbst göttlich zu sein. Der sich so manifestierende Größenwahn endet mitunter in einer geschlossenen Anstalt oder zumindest in einer offenen Tobsucht gegen die Welt. Was ja nichts macht, wer Gott ist, kann sich schließlich seine eigene Welt schreibend erschaffen. Wenn ich zuvor magische Momente während des Schreibens erwähnt habe, sei hier noch ergänzt, dass ich mich in diesen Fällen keineswegs für göttlich halte, ja nicht einmal für ei-

nen Autor, sondern vielmehr für eine Art Sekretär von etwas Wunderbarem. In diesen raren Momenten schreibe nicht ich, sondern schreibt es mit mir. Darum sind

LESEN & SCHREIBEN

manche meiner Texte derart genial. (Einst warnte mich ein älterer Kollege: „Pass auf, Ironie kapieren Leser nie, und eigens darauf hinzuweisen wäre stillos.“) Nachtrag zum Gescheiterwerden beim Schummelzettelschreiben: In meiner Schulzeit gab es ja noch keine



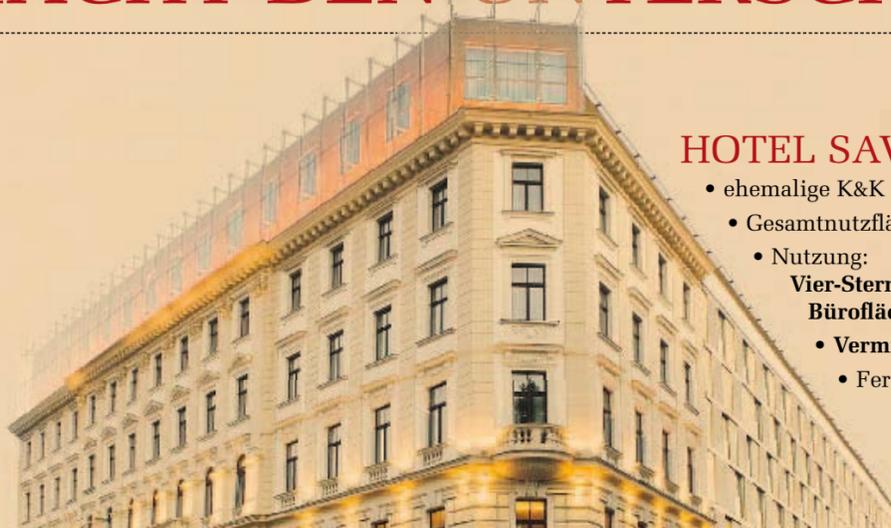
Thomas Sautner

Geboren 1970, lebt im Waldviertel und in Wien, studierte Politikwissenschaft und Zeitgeschichte. Zuletzt erschienen: „Milchblume“, Roman Picus, Wien 2007

Foto: TOPPRESS Austria/picturedesk

WAS MACHT DEN UNTERSCHIED? (3/5)

- INTERNES MANAGEMENT
- LANGFRISTIGKEIT
- ENTWICKLUNGSKOMPETENZ
- TRANSPARENZ
- **NACHHALTIGKEIT**



HOTEL SAVOYEN VIENNA

- ehemalige K&K Hof- & Staatsdruckerei
- Gesamtnutzfläche **30.000 m²**
- Nutzung: **Vier-Sterne Deluxe Hotel (73%)**
Bürofläche (27%)
- **Vermietungsgrad 100%**
- Fertigstellung: 2007

Unsere Strategie der Sorgfalt verpflichtet uns, Entscheidungen auf Basis langfristiger Zielsetzungen zu treffen. So bieten etwa qualitativ hochwertige Immobilien in Österreich langfristige Nutzungsperspektiven. Und mit dem Kauf der deutschen Vivico ist die CA Immo nicht nur zu einem der wichtigsten Player im größten Immobilienmarkt Europas geworden, sie hat sich damit auch zum richtigen Zeitpunkt die besten Standorte in Deutschland gesichert.

Die CA Immo Gruppe: CA Immo, CA Immo International, CA Immo New Europe, Vivico. Immobilien und Projektentwicklung in 12 Ländern: Österreich, Deutschland, Bulgarien, Polen, Rumänien, Russland, Schweiz, Serbien, Slowakei, Slowenien, Tschechien und Ungarn.

 **CA IMMO**

WWW.CAIMMOAG.COM

Alitalia-Ultimatum an Gewerkschaften

Die italienische Regierung stellt den Gewerkschaften ein Ultimatum: Entweder sie stimmen innerhalb von sieben Tagen dem Rettungsplan für die marode Airline zu oder die Airline muss Insolvenz anmelden.

Thesy Kness-Bastaroli aus Mailand

Die angepeilte Sanierung der italienischen Fluggesellschaft Alitalia ist in eine schwierige Phase getreten. Die Regierung von Silvio Berlusconi hat die neun Gewerkschaftsverbände, die die Interessen der Alitalia-Mitarbeiter vertreten, kurzerhand ein Ultimatum gestellt: Entweder akzeptieren sie den Sanierungsplan mit dem Abbau von 3250 Arbeitsplätzen bis zum Donnerstag oder die Airline geht in Konkurs. Die EU-Kommission hat bereits „mehr Details“ zu der mit staatlichen Mitteln angepeilten Sanierung gefordert.

„Es gibt keine Alternativen zum Rettungsplan, in sieben Tagen ist die Fluggesellschaft pleite“, sagte Arbeitsminister Maurizio Sacconi.

CGIL-Gewerkschaftssekretär Giulio Epifani will sich jedoch Zeit lassen, um den Plan gründlich zu studieren. Der Arbeitsplatzabbau sei geringer als ursprünglich angekündigt, meinte Minister Sacconi.

Personalkürzungen

Neben den 3250 Arbeitnehmern gibt es noch weitere 2750 Mitarbeiter, die zwar nicht Teil der Neuen Alitalia sind, sondern den zu verkaufenden Alitalia-Sparten (wie etwa Cargo) angehören. Damit erhöht sich die Anzahl der Mitarbeiter, die nicht in die „neue Alitalia“ einfließen, auf rund 6000. „Bei den Personalkürzungen herrscht ein unsägliches Durcheinander“, kritisiert die Turiner Tageszeitung *La Stampa* den Plan.

Im Kreuzfeuer der Kritik steht auch, dass Sacconi „vergessen“

habe, die Mitarbeiter mit befristeten Arbeitsverträgen mitzuzählen. Diese 3500 Personen müssen auch das Unternehmen verlassen.

Neu im Rettungsplan ist auch, dass der Mailänder Airport Malpensa aufgewertet und 14 nach Rom verlagerte Langstreckenflüge wieder nach Mailand zurückgeholt werden. Bekanntlich hat Alitalia einen Großteil der Langstreckenflüge von Malpensa bereits vor Monaten eingestellt. Laut Mailänder Beobachtern ziele die überraschende Aufwertung von Malpensa darauf ab, die Air France/KLM unter Druck zu setzen. Air France hat sich bereit erklärt, als strategischer Partner von Alitalia eine Minderheitsbeteiligung zu übernehmen.

„Air France könnte sich zu zehn bis 20 Prozent an der neuen Alitalia beteiligen, um dann nach fünf Jahren die Mehrheitsbeteiligung zu erhalten“, berichten Medien. Bis Ende September soll der ausländische Partner feststehen. Zur Diskussion steht auch Lufthansa und British Airways.

„Diese Schreibangst war einfach die Hölle“

Rund 300.000 Menschen in Österreich können nicht ausreichend lesen und schreiben. Und doch gibt es Hilfe für funktionale Analphabeten. Ein Porträt von Franz, der den Rettungsring in der Buchstabensuppe ergriff.

Markus Rohrhofer

Linz – An seinen Platz in der Volksschule kann sich Franz noch ganz genau erinnern: „Ich bin eigentlich immer in der letzten Bank gesessen“. Dort wo „Faule und Deppen“ hingehören, habe ihm der Lehrer oft gesagt. Und gezeichnet habe er oft in der Schule. Immer dann, wenn er „nicht wirklich“ verstanden hat, was der Lehrer vorne erklärt hat. Es ist der Anfang eines beschwerlichen Lebens als Analphabet.

„Dem Lehrer war doch das wurscht. Da gab es keine Förderhilfen“, erinnert sich Franz im Gespräch mit dem STANDARD. Und daheim? „Meine um fünf Jahre ältere Schwester leidet am Down-Syndrom. Meine Mutter war mit ihr und meinem kleineren Bruder voll ausgelastet. Und die Alkoholkrankheit meines Vaters hat die Situation nicht wirklich erleichtert“, erzählt Franz. Bücher hätte es keine gegeben, auch keine Spiele „und schon gar nicht Gutenachtgeschichten“.

In die Hauptschule durfte Franz nicht wechseln. Bis zu dem Zeitpunkt, als die Volksschule aufgelöst wurde. „Bis zur dritten Klasse bin ich in der Hauptschule geblieben“, erzählt der 52-Jährige. Lesen konnte Franz da nur sehr langsam und schreiben nur „mit ganz vielen Fehlern“. Und es ist der Zeitpunkt, wo Franz den Entschluss fasste, künftig dem geschriebenen Wort weitgehend aus dem Weg zu gehen: „Die Angst war übermächtig. Ich konnte ja schreiben, aber die Angst, Fehler zu machen, verhinderte jedes Wort.“ Franz absolvierte eine Schlosserlehre, schaffte auch die Berufsschule. „Da habe ich mich halt durchgeschummelt. Freunde gefragt, ob sie mir die Arbeiten schreiben können.“

Ich konnte ja schreiben, aber die Angst, Fehler zu machen, verhinderte jedes Wort.“ Franz absolvierte eine Schlosserlehre, schaffte auch die Berufsschule. „Da habe ich mich halt durchgeschummelt. Freunde gefragt, ob sie mir die Arbeiten schreiben können.“

Alltagstricks

Auch der anschließende Job garantierte Schreibfreiheit. 15 Jahre arbeitete Franz unter Tage im Bergbau. Private Behördengänge oder Ähnliches werden mit Tricks gemeistert. „Oft habe ich gesagt, ich hätte meine Brille vergessen, damit mir jemand das Formular ausfüllt.“ Doch zunehmend begann Franz zu vereinsamen: „Viele Freunde sind weggezogen. Und wenn du zwei-, dreimal auf eine Postkarte nicht antwortest, reißt der Kontakt ab.“

1991 verlor Franz seinen Job im Bergbau. Es folgte über eine Stiftung ein Praktikum als Altenpfleger. Voraussetzung war die Bereitschaft, die Ausbildung zum Stationsgehilfen zu absolvieren. Und da war sie wieder, die Angst, schreiben zu müssen. „Doch ich habe mich durch die einjährige Ausbildung gekämpft“, lacht Franz. Am Job drohte der 52-Jährige jedoch zu zerbrechen: „In der Praxis war ich gut. Aber dann waren da noch die Berichte und Protokolle. Diese ständige Schreibangst war einfach die Hölle.“ Aber auch das Ende des Davonlaufens. In einer Fernsehsendung erfuhr er von einem Alphabetisierungskurs der Volkshochschule Linz – und meldete sich an. Ein Jahr lang besuchte Franz bis zu dreimal pro Woche die Kurse: „Zeitwort, Eigenschaftswort usw. – ich hab die Sachen endlich verstanden.“

Ende Juli schloss Franz übrigens die Ausbildung zum Altenfachbetreuer erfolgreich ab. Die Abschlussarbeit umfasste ganze 29 (selbst)geschriebene Seiten.

DER STANDARD **Webtipp:** www.alphabetisierung.at



ZINSEN

ZINSSÄTZE ÖSTERREICHS	
Sekundärmarkttrenditen	in Prozent
Emittenten Gesamt	4,394
Bundesanleihen	4,339
Inländischen Emittenten	4,391
Nationalbank	in Prozent
Tendersatz (seit 3.9.2008)	4,39
Einlagefazilität (seit 9.7.2008)	3,25
Spitzenfazilität (seit 9.7.2008)	5,25
Basiszinssatz (seit 9.7.2008)	3,70
Referenzzinssatz (seit 13.6.2007)	5,25

INTERNATIONALE ANLEIHEN RENDITEN

	2 Jahre	5 Jahre	10 Jahre	30 Jahre
USA	2,136	2,802	3,578	4,226
Japan	0,713	1,014	1,438	2,265
Grossbritannien	4,296	4,318	4,361	4,317
Deutschland	3,962	3,810	3,987	4,499
Frankreich	3,982	3,959	4,213	4,616
Kanada	2,682	2,946	3,443	3,937
Italien	4,272	4,320	4,662	5,099
Australien	-	5,560	5,632	-

INTERNATIONALE ZINSSÄTZE LIBOR / EURIBOR

	1 Mon.	3 Mon.	6 Mon.	12 Mon.
Mittelwert				
US-Dollar	2,487	2,814	3,103	3,129
Pfund Sterling	5,356	5,739	5,868	5,972
Schw. Franken	2,250	2,730	2,868	3,155
Kan. Dollar	3,115	3,400	3,497	3,745
Yen	0,699	0,898	0,975	1,153
Euro	4,511	4,955	5,164	5,320
Euribor (Vibor)				
Euribor	4,515	4,960	5,171	5,322
Eurotagelgeld	4,295			

WÄHRUNGEN

EIN EURO KOSTET				
5,9	Ankauf	Mittelwert	Verkauf	
US-Dollar	1,4251	1,4253	1,4254	
Kanadische Dollar	1,5174	1,5184	1,5194	
Britische Pfund	0,8077	0,8079	0,8081	
Schweizer Franken	1,5896	1,5899	1,5901	
Dänische Kronen	7,4526	7,4527	7,4528	
Norwegische Kronen	8,0044	8,0069	8,0094	
Schwed. Kronen	9,4632	9,4657	9,4682	
Japanische Yen	152,5300	152,5550	152,5800	
Australischer Dollar	1,7531	1,7541	1,7551	
Ungarische Forint	242,0500	242,3000	242,5500	
Tschech. Kronen	24,8900	24,9150	24,9400	
Slowak. Kronen	30,2700	30,2950	30,3200	
Polnische Zloty	3,4580	3,4605	3,4630	
Chines. Renminbi	9,7508	9,7558	9,7608	
Kroatische Kuna	7,1315	7,1365	7,1415	
Rumänische Lei	3,5609	3,6109	3,6609	
Bulgarische Lewa	1,9482	1,9557	1,9632	
Russische Rubel	36,3467	36,3717	36,3967	

DEVISEN CROSSRATES

	Euro	US-\$	Pfund	SFR	Yen
Euro	-	1,4251	0,8077	1,5893	152,5142
US-\$	0,7015	-	0,5667	1,1153	107,0120
Pfund	1,2375	1,7640	-	1,9672	188,7833
SFR	0,6288	0,8963	0,5080	-	95,9218
100 Yen	0,6552	0,9340	0,5293	1,0416	-

ERLÄUTERUNGEN Kurs-Gewinn-Verhältnisse: Basierend auf der Konsensus-Gewinnsschätzung pro Aktie von zumindest zwei Investmentbanken für das Geschäftsjahr 2006 (06) und 2007 (07). **Umsatz in Stück und Prozent:** Kumulierter Tagesumsatz in Aktien (Einheitszahlung). Die Prozentzahl dahinter gibt den Umsatz in Prozent des jeweiligen Durchschnitts der letzten 100 Handelstage an. **Dritter Markt als MTF:** Der Handel mit Finanzinstrumenten im Multilateralen Handelssystem (MTF) Dritter Markt erfolgt nicht auf Grund einer formellen Zulassung zum Börsenhandel. Die Anforderungen des Börsengesetzes betreffend zum Handel an einem geregelten Markt zugehörige Finanzinstrumente, insbesondere die Emittentpflichten, gelten für im Dritten Markt gehandelte Finanzinstrumente nicht. Alle Angaben ohne Gewähr. Quelle: **vwdgroup**

Air Berlin setzt ihren Schrumpfkurs fort

Weniger Passagiere im August

Wien – Die zweitgrößte deutsche Fluggesellschaft Air Berlin hat ihren Schrumpfkurs im August fortgesetzt. Die Zahl der Passagiere ging in der Hauptreisesaison um 2,4 Prozent auf 2,85 Mio. zurück. Die Kapazitäten wurde um 60.000 Sitzplätze reduziert, so die Begründung. Die Auslastung sank auf 82,9 Prozent, was Air Berlin auf die geringere Nachfrage von Geschäftskunden während der Ferienzeit zurückführte. Die Erlöse pro angebotene Strecke legten jedoch um gut 14 Prozent zu. Air Berlin hatte Mitte Juni aufgrund der stark gestiegenen Treibstoffkosten begonnen, unrentable Strecken zu streichen. Seitdem ging die Passagierzahl leicht zurück. SkyEurope hat im August 414.751 Passagiere transportiert, um 3,4 Prozent mehr als im Vergleichsmonat 2007. Die Auslastung sank um 4,7 Prozentpunkte auf 84,9 Prozent. (red)

Airest kaufte elf Lokale am Prager Airport

Bedienungs- und Selbstbedienungsrestaurants mit 105 Mitarbeitern

Claudia Ruff

Wien – Die einstige AUA-Tochter Airest hat am Prager Flughafen zugekauft. Konkret wurde „Fast Food Services“, der größte Restaurantbetreiber am Prager Airport mit elf Lokalen und zwei Deli-Shops, übernommen, wie Airest-Chef Bernhard Kotlan im Gespräch mit dem STANDARD sagte. Der Kaufpreis soll 14,5 Millionen Euro betragen haben.

Die Gesellschaft hat einen Marktanteil von 60 Prozent und erzielte zuletzt mit 105 Mitarbeitern einen Umsatz von zehn Mio. Euro. Zum Vergleich: Airest hat im Vorjahr mit 340 Mitarbeitern 32,1 Mio. Euro umgesetzt.

Kotlan will nun daran gehen, das Angebot der Restaurants (Selbstbedienung und Cafés mit Bedienung) der neuen Gesellschaft zu verbessern und vor allem die Preise zu senken. „Die Preise sind derzeit sehr hoch und müssen künftig ein attraktives Niveau erreichen“, so Kotlan. Bei einigen Lokalen wird auch die Einrichtung umgebaut und werden Airest-Eigenmarken eingeführt. Auch die Hereinnah-

me von Franchise-Partnern wie Coffee Shops ist geplant. Die Lokale am Prager Airport befinden sich in beiden Terminals vor der Bordkarten-

kontrolle sowie im Transitbereich. Unter der Verantwortung der Airest-Mutter Save wurde jüngst in Abu Dhabi ein Lokal in einem

Shoppingcenter und eines am Airport eröffnet. In Schanghai wurden drei Lokale an Bahnhöfen und eines am Airport aufgesperrt.



BUSINESS CIRCLE
Konferenzen und Seminare

ERFOLG STECKT AN!

Business Circle, Österreichs größtes Konferenzunternehmen präsentiert:

Effizientes Marketing

Fachseminare im Herbst 2008

Wie Sie Ihr Netz auswerfen, so fangen Sie auch!

Top-aktuelle Fachseminare für Ihren Erfolg in

- › Marketing
- › Vertrieb
- › Kommunikation

Fordern Sie jetzt Ihr Detailprogramm für die Seminare im Herbst 08

Für nähere Informationen kontaktieren Sie bitte Karin Neubauer:
Tel.: 01/522 58 20-27, neubauer@businesscircle.at, www.businesscircle.at/marketing



Forschung macht Schule
bmvit bmk



Forschung und Jugend verbindet eines: Neugier und eine große Zukunft.
Staatssekretärin Christa Kranzl, bmvit Bundesministerin Dr. Claudia Schmied, bmk

Das Ziel der Initiative

„Forschung macht Schule“ ist,
vom Kindergarten bis zum Schulabschluss attraktive Bildungsangebote im Bereich Naturwissenschaft und Technik zu entwickeln.

- Innovationspraktika für SchülerInnen
- Forschungsscheck für Bildungseinrichtungen
- Pilotregionen

www.forschungmachtschule.at

Bezahlte Anzeige

Lehrer Josef Webers digitaler Setzkasten

Kinder sollten Lesen und Schreiben zuerst am Computer, dann mit der Hand lernen. So wie einst mit dem „Buchstaben-Setzkasten für Leseübungen“ von Lehrer Josef Weber, der verschollen ist.

Helmut Spudich

In meiner Volksschulzeit wurde Lesen und Schreiben zuerst mit einem technischen Hilfsmittel erlernt, dem „Buchstaben-Setzkasten für Leseübungen von Lehrer Josef Weber“. In der Erinnerung ist der etwa 30 Zentimeter lange und 15 Zentimeter breite Kartonkasten mit grünem Leinen überzogen. Nicht unähnlich einem Laptop konnte er aufgeklappt werden, unten die auf Karton gedruckten Buchstaben fein säuberlich alphabetisch eingeordnet, oben das Auditorium der Wörter, wo in gestuften Reihen die Buchstaben zusammengefügt wurden.

Lesen und Schreiben lernen mit Lehrer Josef Webers Buchstaben-Setzkasten war ein Vergnügen, denn sobald man einen Buchstaben erst erkannt hatte, konnte man ihn auch schon verwenden: Man nahm ihn aus seinem Fach und fügte die Buchstaben zu stolzen Wörtern, die wie gedruckt da standen und nicht mit krakeliger Schrift mühsam hingemalt waren.

Der Buchstaben-Setzkasten ist nicht nur aus der Erinnerung verschwunden, sondern auch aus den ersten Leseerfahrungen nachfolgender Generationen. Es gibt ihn nicht zu kaufen, und er scheint auch aus unserer kollektiven Geschichte, wie sie sich im Internet abbildet, gelöscht zu sein. Über die winzigsten Winzigkeiten finden sich Einträge auf irgendwelchen Webseiten oder Wikipedia. Nur der Buchstaben-Setzkasten, oder gar Lehrer Josef Weber selbst: Sie fristen eine Online-Randexistenz.

Spurensuche auf Ebay

Von Zeit zu Zeit werden Setzkästen auf Ebay gehandelt (Ausrufpreis ein Euro, ein Fixangebot um 7,99 Euro). Bei einem Angebot findet sich der Hinweis, „mit solchen Setzkästen wurde in den 20er-Jahren den Kindern aus besserem Hause das Lesen und Schreiben beigebracht“. Eine andere Beschreibung gibt an: „Original gefertigt 1945–1970“. In der Schulchronik von Altach, Vorarlberg, findet sich der Eintrag: „1903 hatte der Ortsschulrat vom Bezirksschulrat ‚ernstlich ermahnt‘ werden müssen, endlich einen Setzkasten anzuschaffen, jenes fast unentbehrliche Lehrmittel für die erste Klasse, das selbst die ärmsten Bergschulen besitzen“.

Die „ernstliche Ermahnung“, für ihre Kinder der ersten Klasse einen Setzkasten anzuschaffen, ist auch

Der Computer als die elektronische Weiterentwicklung des Schul-Setzkastens: Mit Fingertippen auf der Tastatur reihen sich wie von Zauberhand Buchstaben zu Wörtern und Sätzen aneinander.

Foto: Getty Images / Jim Dyson



heute wieder angebracht. Denn Lehrer Josef Weber hätte wohl mit Begeisterung im Computer die perfekte elektronische Weiterentwicklung seiner manuellen Erfindung erkannt. Unten die Lettern wie zur Entnahme geordnet, oben der Schirm, auf dem die Buchstaben auf Fingerdruck wie durch Magie erscheinen und Wörter und Sätze bilden.

So wie der Setzkasten beseitigt der Computer eine Hürde, über die so mancher Tafelklässler stolpert: Die möglicherweise noch nicht genügend entwickelte Feinmotorik, die der kognitiven Entwicklung hinterherhinkt. Beim Erlernen von Lesen und Schreiben durch Handschrift müssen Kinder zwei Entwicklungsschritte auf einmal meistern: die motorische Fähigkeit, die Buchstaben auf Papier zu formen; und die (leichtere) abstrakte Fähigkeit, ihre Bedeutung zu erkennen.

Dass diese beiden Dinge nicht so zwangsläufig zusammenhängen, wie dies die gängige Praxis suggeriert, darauf sind Lehrerinnen und Lehrer von Kindern mit Down-Syndrom schon in den 80er-Jahren gestoßen, als sich Computer für pädagogische Aufgaben erstmals breit machten. Diese Kinder wurden noch in den 70er-Jahren hierzulande nicht selten per Rezeptzettel des Hausarztes von der „Schulpflicht befreit“, da sie an „mongolischer Idiotie leiden“. Ihre geist-

ge Behinderung galt als besonders schwer, Lesen und Schreiben fast als Unmöglichkeit.

Mithilfe von „Flashcards“ (einer Art Setzkasten mit Kärtchen für ganze Wörter) und später Computern lernten Kinder mit Down-Syndrom häufig schon im Vorschulalter Lesen und Schreiben, was bemerkenswerterweise in der Folge auch ihre Fähigkeit zu sprechen wesentlich verbesserte. Feinmotorisch wäre diese Leistung, zumindest in diesem Alter, nicht möglich gewesen. Auch Kinder mit anderen

besonderen Bedürfnissen hilft, scheint keinen automatischen Platz in unserem Denken zu haben.

So sind Kinder beim Erlernen der Schrift auf die Technologie von Papier und Schreibzeug zurückgeworfen, und der digitale Setzkasten führt in Volksschulklassen eine Randexistenz. Es gibt einzelne Klassen, einzelne Schulen, die PCs und Internet integrieren, und es gibt in vielen, wahrscheinlich den meisten Klassen ein oder zwei PCs. Aber gegen die Idee, dass Computer das primäre, individuelle Lernwerkzeug zur Alphabetisierung sein könnten, gibt es nicht einmal richtigen Widerstand: So weit ist dies von der schulischen Praxis

entfernt. Die höheren Kosten von Computern werden häufig als Einwand formuliert; dass Papier und Stift immer zur Hand seien, ein Computer nicht; und die Befürchtung, dass damit die Fähigkeit zur Handschrift verlorengehe. Die Entwicklung billiger Computer, damit verbunden die immer größere Verfügbarkeit, entkräftet die ökonomischen Einwände. Auch Bücher, Papier und Schreibzeug waren nicht immer billig und nicht immer so leicht verfügbar wie heute. In anderer Form ist der Computer ohnedies schon fast in der Tasche jedes Kindes gelandet: als Handy.

Und die Furcht um unsere Handschrift? Lesen und Schreiben ler-

nen am PC bedeutet nicht, keine Handschrift mehr zu lernen; es befreit nur die kognitive Entwicklung von der motorischen. Es ist auch kein Verzicht auf Individualität, wie gerne eingewendet wird. Denn die Individualität der Handschrift ist eigentlich ein Versagen des Unterrichts. Gelehrt wird eine normierte Schulschrift, und das ist auch sinnvoll, denn sonst könnten wir die Schrift des anderen nicht entziffern. Dass die Norm meist fehlerhaft wird, wird jedoch von der Schule keineswegs unterstützt: Für „schlechte“ Handschrift gibt es auch schlechte Noten.

Rückschritt im Klassenzimmer

Würden ein Lehrer und ein Arzt aus dem Ende des 19. Jahrhunderts eine Reise in unsere Zeit machen, schreibt der Computerwissenschaftler Seymour Papert und langjährige Mitarbeiter des Entwicklungspsychologen Jean Piaget in seinem Buch „The Children's Machine“, dann würde sich eine interessante Diskrepanz ergeben: Der Arzt wäre in einem modernen Spital fehl am Platz: Er würde die meisten Geräte nicht erkennen und könnte Patienten kaum eine Hilfe sein. Für den Lehrer hingegen wäre das Klassenzimmer eine vertraute Umgebung: eine Tafel, in Reih und Glied aufgestellte Tische und Sessel, für den Lehrer ein Katheder. Allenfalls würde er einen Rückschritt konstatieren: das Fehlen von Lehrer Josef Webers Buchstaben-Setzkasten für Leseübungen.

LEE S N &
S CHRI EBEN

Beeinträchtigungen wie Legasthenie oder Autismus haben durch Computer wesentliche Hilfe erfahren.

Aber solche Erfahrungen sprechen sich kaum herum, selbst unter Pädagogen für Menschen mit Behinderungen. Noch weniger Beachtung finden sie im allgemeinen Schulbereich, obwohl der gemeinsame Unterricht von Kindern mit und ohne Behinderungen seit einhalb Jahrzehnten gesetzlich verankert und in vielen Schulen gelebte Praxis ist. Der Gedanke, dass für alle Kinder gut und nützlich sein kann, was einem Kind mit

O-Tag ist der 22. September

Mobilfunkbetreiber One investiert 20 Millionen Euro in Markenwechsel zu Orange

Helmut Spudich aus Paris

Den zehnten Geburtstag wird One nicht mehr erleben. Denn der 22. September 2008 ist „O-Tag“, Eintritt in die Welt der Orange-Familie und damit das völlige Aus für Plaudertasche & Co. Das gab Michael Krammer im Orange-Hauptquartier in Paris bekannt. Der Noch-One-CEO wird mit selbigem Datum Chef von Orange Austria Telecommunication GmbH.

Der Markenwechsel wurde schon im Herbst 2007 angekündigt, als Mid Europa Partners (65 Prozent) und France Télécom (35 Prozent) den Mobilfunk übernahmen. Seit 1. September läuft eine Pre-Launch-Kampagne („Zusammen sind wir mehr“), der konkrete Termin wurde jetzt erstmals genannt.

20 Millionen Euro investiert One in den Farbwechsel von Blau auf Orange. Nebst 90 „One World“-Geschäften, die Orange Shops werden, müssen tausende Händler und Vertriebsstellen ausgestattet werden, erklärte Krammer. Das alles soll „zu 90 Prozent“ am Wochenende vor dem 22. September erfolgen. 4000 Plakate, 300 Inserate und 200 Radio- und TV-Spots werben das Rebranding. One verschwindet danach völlig vom Markt.

Orange ist France Télécoms Marke für Mobilfunk, Internet und TV, mit weltweit 170 Millionen Kunden in 24 Ländern und 53 Mrd. Euro Umsatz. Der Wechsel von einem „Stand-alone-Player“ zu einer internationalen Gruppe bringe wesentliche Vorteile, sagt Krammer, wie Apples iPhone und Blackber-

ry. Ohne Zugehörigkeit zu Orange wäre dies nicht möglich gewesen. „One hat vier Jahre mit (Blackberry-Hersteller) RIM verhandelt und keine Chance gehabt, jetzt haben wir innerhalb von drei Monaten Blackberrys bekommen.“

Kunden sollen mit der Umstellung „attraktiver gestaltete“ Tarife bekommen, Bestandskunden erhalten unmittelbar nach dem Launch „ein Angebot“, das Krammer allerdings noch nicht bekanntgab.

Als früherer Maxmobil-Manager hat Krammer den Markenwechsel zu T-Mobile samt Kundenverlusten erlebt und will daraus gelernt haben und keine Kunden verlieren. Dies würden auch Rebranding-Erfahrungen von Orange in 20 Ländern bestätigen. „Orange ist eine Marke, die man einfach nicht

Vom One- zum Orange-Chef: Michael Krammer.

Foto: spu



hassen kann“, sagte Orange-Brandmanager Daniel Keller in Paris. Die in Orange und Schwarz mit einfacher Helvetica-Schrift gestaltete Marke betont Einfachheit und den Bezug zum Alltag von Menschen und vermeidet es, von Technologien zu sprechen. Auf Irritationen ist One allerdings eingestellt: Man rechne mit 30 Prozent mehr Kundenanfragen in den Monaten nach der Umstellung.

Mittelfristig bringe die größere Marke die Chance, Marktanteile dazuzugewinnen. In einer internationalen Markenstudie wird Orange als die 50-wertvollste Marke gereiht, noch vor T-Mobile, aber hinter Vodafone. Derzeit hat One mit 624 Mio. Euro einen 18-prozentigen Anteil an dem 2007 mit 3,56 Mrd. Euro bezifferten Gesamtmarkt. „Der Anteil soll steigen“, sagte Krammer. derStandard.at/Web

ARI und ich

Magie hat nichts mit dem Glauben an nicht irdische Mächte zu tun, sondern mit dem Formulieren eines Zauberspruchs. Und die Buchstaben sind ihre Zauberstäbe.

Robert Pfaller

Als ich etwa vier Jahre alt war, haben meine Eltern mir meistens vor dem Schlafengehen Geschichten vorgelesen. Auf die Buchstaben in den Büchern war ich neugierig – wahrscheinlich, weil mir die Möglichkeit, aus ihnen ganze Geschichten zu gewinnen, phantastisch vorkam. Bald kannte ich die meisten Buchstaben. Meine Favoriten waren das „Autoreifen-O“ und das „Hammer-T“. Aber auch die anderen, die für mich keine besondere bildliche Gestalt verkörperten, konnte ich mit ihrem jeweiligen Laut benennen. Eines Abends wartete meine Mutter mit mir auf die Straßenbahn. In der Nähe sah ich die Reklame eines Geschäftes leuchten. Ich sagte: „Schau mal. Da steht „A – R – I“. – „Ja, sagte meine Mutter, das heißt „ARI“. – „Ach so geht das“, sagte ich. Von nun an konnte ich nicht nur Buchstaben, sondern auch Wörter lesen.

Etwa 20 Jahre später, in den achtziger Jahren, beschäftigte ich mich im Philosophiestudium mit Theorien der Sprache. In Texten des Linguisten Hjelmslev begegnete mir meine erste als Wort erfahrene Buchstabenkombination wieder: Da stand plötzlich „A – R – I“. Es sollte die allgemeinste Formel für das Funktionieren sprachlicher Zeichen sein und bedeutete nun „Ausdruck – Relation – Inhalt“. Das Wiener Geschäft, dessen Leuchtschrift mir den Trick der Wortgewinnung aus Buchstaben entschlüsselt hatte, gab es zu dieser Zeit immer noch. Es verkaufte preiswerte Konfektionskleidung für Damen, Herren und Kinder. Nicht nur die steife modische Linie schien aus lang vergangener Zeit zu stammen.

Die Schaufensterpuppen müssen wirklich noch dieselben gewesen sein wie in meiner Kindheit. Ihre Gesichter und Hände hatten sich schon stark verfärbt. Sie hatten aber echte Haare. Besonders bei den Kinderpuppen wirkte das äußerst merkwürdig. Sie, die artige

Anzüge und Kleidchen trugen, waren ockerfarben oder lila im Gesicht und blättern an manchen Stellen leicht ab. Dadurch wirkten sie doppelt monströs. Gerade das Adrette sowie das Bemitleidenswerte an ihnen schien sie noch unheimlicher werden zu lassen. Die äußere Lerchenfelderstraße bot zu dieser Zeit eine ganze Reihe von Auslagen, in denen Objekte entdeckt werden konnten, die wie unbeabsichtigte Kunst aussahen.

Mit meinen Freundinnen und Freunden unternahm ich Spaziergänge, um ihnen meine Lieblingsfunde zu zeigen – nicht ohne Angst, daß diese bald einer Erneuerung zum Opfer fallen und verschwinden könnten.

In den neunziger Jahren begann ich an der Kunstuniversität in Linz Philosophie zu unterrichten. In der Kunstwelt und insbesondere in der Stadt der Ars Electronica redeten damals alle ständig von der „Inter-

aktivität“. Das bedeutete, daß der Künstler, unter Nutzung der neuen elektronischen Möglichkeiten, die Betrachter zum Mitmachen an seiner künstlerischen Arbeit einlud. Einen Teil der kreativen Tätigkeit überließ er also ihnen; ohne sie kam das Werk nicht zustande. Das wurde meist als demokratisch und befreiend empfunden.

Wenn erwachsene Leute etwas spielen und dann genauso zufrieden sind, wie wenn das Gespielte selbst eingetreten wäre, dann nennt man so etwas Magie. Was uns am Voodoo anderer Kulturen verwundert, praktizieren wir

selbst beim Videorekorden, Fotokopieren – oder zum Beispiel auch beim Ausdrucken oder Downloaden von Texten aus dem Internet. Es gibt also eine – allerdings meist unbemerkte – Magie der sogenannten Zivilisierten. Entscheidend bei jeder Magie ist nicht, daß man an etwas Bestimmtes denkt oder es glaubt, sondern daß man etwas ganz Bestimmtes macht: einen Zauberspruch aufsagt (auch wenn man nicht weiß, was er bedeutet) oder eben mithilfe einer Maschine Lesen spielt. Es muß ganz genau so und nicht anders gemacht oder gesagt werden. Es genügt nicht (wie in der Religion), es bloß zu meinen. Die Magie hat darum nicht, wie man hätte annehmen können, mit Geistern zu tun. Sie ist vielmehr eine Sache der Buchstäblichkeit.

Wie die Interpassivität funktioniert, wurde mir an einem anderen Beispiel klar. In Bibliotheken konnte ich beobachten, wie Leute ein interessantes Buch fanden, damit sofort zum Fotokopierer eilten, es kopierten, dann das Buch zurückgaben und zufrieden mit ihrer Kopienbeute nach

Hause gingen. Sie waren schon zufrieden, auch wenn sie die Kopien vielleicht niemals lesen würden. Der Grund war: Sie hatten mithilfe des Kopierers Lesen gespielt. Sie hatten das Buch geöffnet, es auf die Glasplatte gelegt, ein Licht war (gleichsam wie die Aufmerksamkeit eines Lesers) linear darüber gezogen, dann hatten sie umgeblättert, wieder das linear wandernde Licht der Aufmerksamkeit darauf fallen lassen etc. Sie dachten wohl nicht daran, aber sie hatten eine ziemlich buchstäbliche Darstellung des Lesens geliefert.

Wenn erwachsene Leute etwas spielen und dann genauso zufrieden sind, wie wenn das Gespielte selbst eingetreten wäre, dann nennt man so etwas Magie. Was uns am Voodoo anderer Kulturen verwundert, praktizieren wir

LEE S N &
SCHRIEBEN

aktivität“. Das bedeutete, daß der Künstler, unter Nutzung der neuen elektronischen Möglichkeiten, die Betrachter zum Mitmachen an seiner künstlerischen Arbeit einlud. Einen Teil der kreativen Tätigkeit überließ er also ihnen; ohne sie kam das Werk nicht zustande. Das wurde meist als demokratisch und befreiend empfunden.

Nur nach Regeln spielen

Was mich aber störte, war, daß es gerade bei dieser Art von Zuschaueraktivität keine Möglichkeit gab, den Künstler an einem Punkt zu erwischen, auf den er nicht vorbereitet war. Man konnte nur nach seinen Regeln spielen, das war alles. Es gab keine Chance, in einer interaktiven Installation etwas gegen den Strich zu lesen oder etwas als reizvoll wahrzunehmen, das



Den Zauberkasten gibt es an jeder Ecke. Es muss nur das Licht der Aufmerksamkeit darauf fallen.

Foto: Harry Gruyaert/Magnum



Robert Pfaller

Geboren 1962, lebt in Wien und Linz. Professor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung Linz sowie an der Technischen Universität Wien.

Zuletzt erschienen: „Ästhetik der Interpassivität“ Philo Fine Arts Hamburg 2008

Foto: Peter Philip

selbst beim Videorekorden, Fotokopieren – oder zum Beispiel auch beim Ausdrucken oder Downloaden von Texten aus dem Internet. Es gibt also eine – allerdings meist unbemerkte – Magie der sogenannten Zivilisierten. Entscheidend bei jeder Magie ist nicht, daß man an etwas Bestimmtes denkt oder es glaubt, sondern daß man etwas ganz Bestimmtes macht: einen Zauberspruch aufsagt (auch wenn man nicht weiß, was er bedeutet) oder eben mithilfe einer Maschine Lesen spielt. Es muß ganz genau so und nicht anders gemacht oder gesagt werden. Es genügt nicht (wie in der Religion), es bloß zu meinen. Die Magie hat darum nicht, wie man hätte annehmen können, mit Geistern zu tun. Sie ist vielmehr eine Sache der Buchstäblichkeit.



Wahrt sein Inkognito: Der Autor und Musiker PeterLicht bringt nicht nur in Köln die Verhältnisse zum Buchdeckelöffnen.

Foto: Knieps

Der Schalk will glücklich sein

Der Kölner Künstler „PeterLicht“ über sein Album „Melancholie und Alltag“

Philipp L'Heritier

Köln – Ein altbekannter Topos des Dagegenseins im Aufwind: 2005 veröffentlichte die Hamburger Band Tocotronic ihr bedeutungsschwangeres Album „Pure Vernunft Darf Niemals Siegen“, ersonnen als Plädoyer für das Recht auf die tägliche Traumwandelerei durch den Zauberswald. Zuletzt forderte die Band mit „Kapitulation“ mehr: totale Verweigerung als Rebellion.

Luxuriöse Lösungen für luxuriöse Probleme? Der in Köln ansässige Musiker PeterLicht bläst mit seinem neuen, vierten Album in dieselbe Posaune, wenngleich ohne Behauptung eines neuen Weltmodells. „Melancholie und Alltag“ hat er die Platte genannt und deutet den Rückzug als Kampf, Melancholie als positive Einstellung. Stilles Brüten als „Weg“: „Deshalb heißt die Platte nicht bloß „Melancholie“, sondern „Melancholie UND Alltag“, so PeterLicht im Interview: „Es geht mir um die Wechselwirkung zwischen den Polen. Ich verstehe das nicht als Resignation oder Depression. Eher das Gegenteil. Da gibt es dieses Detail, dass Leute wie Adolf Hitler oder Josef Stalin dafür gesorgt haben, dass sie in ihrem Umfeld keine Melan-

choliker haben. Weil mit denen sozusagen kein Staat zu machen ist. So kann Melancholie etwas Gutes sein, als freundliches Dagegen.“

Bekannt wurde PeterLicht der Öffentlichkeit als Mann, den man nicht kennt. Seine wahre Identität gibt er nicht preis, er lässt sich nur ausschnittsweise fotografieren. Auch bei der Bachmann-Preislesung in Klagenfurt 2007 ließ er sich nur von hinten filmen: „Das ist kein Promo-Gag. Ich habe mich selbst als Privatperson abgeschafft. Das ist für mich eine sehr angenehme Position, wenn ich Privates preisgeben möchte.“

So werden auf „Melancholie und Alltag“ die Privatwahrheiten eines Anonymen zum Allgemeingut. Eine neue Ernsthaftigkeit durchweht das Album, vorbei sind die Zeiten dadaistischer Exkurse. Anderorts bahnt sich romantische Naturlyrik ihren Weg: „Lass uns glücklich sein“, singt PeterLicht, „der Sommer ist aus“. „Heimkehrerlied“ oder „Landlerlied“ heißen die Stücke, Koffer werden gepackt, man zieht aufs Land, sieht Sterne.

Den Texten kommt PeterLicht mit traditioneller Instrumentierung entgegen, vergessen ist die flockige Elektronik, die ihm einst zu Mini-Clubhits wie „Sonnen-

deck“ verholfen hat. Entschlackt arrangiert, mit Piano, Gitarre, Drums und gelegentlichen Streichern, fasst er seine Ideen in feine, reduzierte Harmonien: „Bei dieser Platte habe ich noch einmal vermehrt versucht, alles möglichst einfach und minimalistisch zu gestalten. Alles auf, Melancholie und Alltag“ kann man zur Gitarre oder zum Klavier mit einer Stimme singen. So entsteht das auch.“

So ist „Melancholie und Alltag“ eine Platte geworden, die in hoffnungsvollen Wehmutsongs keine Welt aus den Angeln heben will, sondern das gelegentliche Ausklinken lediglich als Option anbietet. Ein alter, ein schöner Hut. Egal, ob es dabei um Landschaft, Liebesdinge oder darum geht, dass in TV und Werbung „bedeckte Körper auch in Ordnung sind“.

Im Stück „Meine Freunde vom leidenden Leben“ lädt PeterLicht das große Thema der Popkultur der vergangenen Jahre, das morsche Leben zwischen Kleinkunst, Praktikum und Projekten, zwischen Prekariat und Unterschicht nämlich, neben der gewohnten Trübsal mit Optimismus, Selbstberuhigung möglicherweise, auf. Ganz ohne Ironie: Kopf hoch, Melancholie als Motor.

Der Dingsda vom Dingsda: ein Triumph der Qualität

Ein sensationeller Saisonstart an der Wiener Volksoper: Eduard Künnekes Operette „Der Vetter aus Dingsda“ wurde musikalisch und szenisch zum bejubelten Ereignis.

Peter Vujica

Wien – Dass Eduard Künnekes *Vetter aus Dingsda* die am besten geglückte Volksoperpremiere sein würde, die man seit langem zu sehen und zu hören bekommen hat, hätte wohl kaum jemand erwartet. Weder, was dieses Kammeropere-ttchen betrifft, noch seitens der Interpreten zeichnete sich ein Superlativ ab, zu dem diese Produktion letztlich durch das brillante Zusammenspiel von Szene und Musik dann doch wurde.

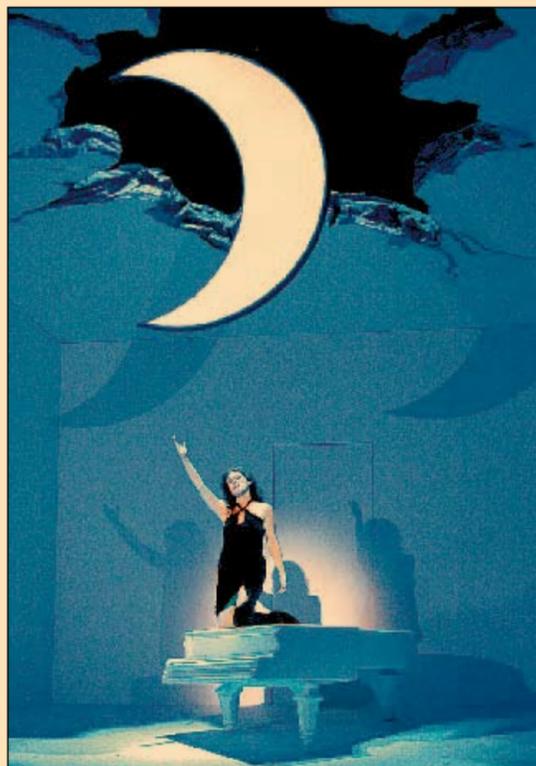
An erster Stelle ist da Alexander Drčar zu nennen, der als Premieren-dirigent an der Volksoper debütierte und der sich, so Direktor Robert Meyer noch keinen Musikchef hat, als solcher bestens empfohlen hat. Drčar hat durch seine hoffmanneske Gebärden-sprache die seltene Gabe (die vielen Dirigenten mit klingenden Namen abgeht), die gespielten Töne zu substanzvoller Feinstofflichkeit zu verdichten. Es scheint, als würde er Orchester-musiker, Ensemble und auch das szenische Geschehen mit unentrinnbarer, beinahe dämonischer Suggestivkraft emotional vernetzen. Er erreicht damit eine unglaublich reiche Skala dynamischer und rhythmischer Schattierungen, die manche Ensembleszenen beinahe auf Rossini-Höhen führen.

Viele hübsche Einzelteile

Das kann allerdings nur realisiert werden, wenn die Bühne qualitativ in der Lage ist, mit der Musik auf äußerst sensible Weise zu korrelieren. Olivier Tambosi als Regisseur, Friedrich Despalmas als Bühnenbildner und Kostümbildnerin Bettina Richter ergeben ein ideales Trio, das alle Spuren von eventuell in diesem Stück feststellbarer Sentimentalität konsequent durch Slapstick ersetzt, der bis ans

Helle Operettenfreuden an der Wiener Volksoper: Debütantin Rebecca Nelson besingt den Mond.

Foto: AP/Stephan Trierenberg



Kabarettistische grenzt. Durch Gregor Hatalas Choreografie wirkt die ganze Aufführung beinahe wie ein musikediktirtes Ballett, in dem die Handlung dann eigentlich fast schon nebensächlich ist. Und leider auch der Text. Wenn alle so deutlich sprechen könnten, wie Carlo Hartmann als grotesk-symphathischer, gefräßiger Onkel rülpsen kann, würde die Produktion an Qualität freilich noch erheblich zulegen.

So bleibt die Geschichte von Julia, die sieben Jahre hindurch von ihrem nach Batavia ausgewanderten Cousin Robert schwärmt und an seine Treue glaubt, durch die mit Eifer eingesetzte Drehbühne in viele hübsche Einzelszenen unterteilt.

In diesen hat das Ensemble reichlich Gelegenheit, sein ausgeglichenes Niveau zu beweisen. Rebecca Nelson gelang es, dieses als Debütantin auf Anhieb zu steigern.

Als Julia bringt sie vieles mit, was eine Operettendiva ausmachen würde: eine blendende Erscheinung, sicheres Auftreten, Humor und Mut zur Selbstironie und eine schöne Stimme, die bei Bedarf über erhebliche Strahlkraft verfügt.

Ihr Partner, Daniel Prohaska, ebenfalls neu an der Volksoper, ist kein Unbekannter mehr, hat schon erheblich mehr Routine und weiß sich auch stimmlich wirksam in Szene zu setzen.

Mit Johanna Arrouas und Boris Pfeifer, ebenfalls Debütant an der Volksoper, steht den beiden ein eindrucksvolles Buffopaar gegenüber: in dem mit Gartenzwerge, einem hübschen Häuschen, einem großem Mond, einem Himmelbett und einer Badewanne bestückten bunten Künneke-Universum machen die beiden beste Figur, ebenso wie Isabel Weicken als komische Tante und Daniel Johannsen als komischer Schwerenöter.

„Es gibt keine Regeln, nur Modelle“

Der US-Schriftsteller T.C. Boyle erlebte akademisches „Creative Writing“ als Student und Professor. Warum er die Skepsis europäischer Unis gegenüber dieser Methode nicht versteht, erklärt er Michael Freund.



STANDARD: In Ihren Biografien spielt die Tatsache eine große Rolle, dass Sie einmal an einem Creative-Writing-Workshop teilgenommen haben, und vor allem, dass Sie den renommierten Writers Workshop der Iowa State University absolviert haben. Wie erklären Sie sich, dass das für etwas so Besonderes gehalten wird?

Boyle: Als ich vor 20 Jahren erstmals in Deutschland, Österreich und der Schweiz auf Lesetournee ging, belagerte man mich mit Fragen darüber, welchen Stellenwert „Kreatives Schreiben“ denn an einer Universität habe. Das war dem deutschsprachigen Publikum offenbar etwas Merkwürdiges und Fremdes – und später machte ich ähnliche Erfahrungen in Italien, in Frankreich und auch in England.

STANDARD: Was haben Sie geantwortet?

Boyle: Ich habe meinen Zuhörern gesagt, dass Creative Writing auch bei ihnen einmal zum Curriculum an den Universitäten gehören würde – un- ausweichlich. Und noch etwas, das ich jetzt wiederhole: Von den drei Kunstgattungen, mit denen wir am meisten vertraut sind – Poesie/Literatur, Malerei/Grafik und Musik – werden die beiden Letzteren seit langer Zeit an Hochschulen gelehrt; ihre Vermittlung hat dort einen festen Platz in den Lehrplänen. Nur durch Vorurteile ist die Fertigkeit des Schreibens und Dichtens aus dem akademischen Bereich ferngehalten worden.

STANDARD: Grundlos?

Boyle: Nun, so wie man sein Talent für Musik oder Malerei bei einem Meister verfeinern und lernen kann, die Tiefe dieser Künste zu schätzen, so können Poesie und

Belletristik vertieft und wertgeschätzt werden, indem man sie als Creative-Writing-Student lernt.

STANDARD: Lässt sich die Fähigkeit, selber gut zu schreiben, durch solche Workshops oder Studienrichtungen beibringen?

Boyle: Man kann niemanden lehren, ein großer Musiker, Maler oder Schreiber zu sein. Aber alle, die eine entsprechende Begabung haben, profitieren von einem intensiven Studium, so wie das auf einer Musikhochschule möglich ist.

STANDARD: Mit welchem Erfolg?

Boyle: Es kann einem Schüler helfen – mehr wird nicht versprochen. In meinem Fall hat es funktioniert.

LES
EN
SCH
REI
BEN

STANDARD: Sie haben selber kreatives Schreiben unterrichtet. Gibt es eine Erfolgsmethode?

Boyle: Ich glaube, dass der Creative-Writing-Unterricht – oder nennen wir es lieber die Betreuung (coaching) von Schreibern – für jede Methode absolut

offen sein soll. Es gibt keine Regeln, die man den Studenten aufzwingen soll, nur Modelle. Das sind etwa Storys und Romane von bekannten zeitgenössischen Autoren. Die kann man im Vergleich mit den Arbeiten der Studenten durchgehen. Ich hatte zum Beispiel John Irving als Lehrer in Iowa, und wir schauten uns unter anderem seinen Erzählstil genau an.

ZUR PERSON:

T. C. Boyle, geboren 1948 in Peekskill, New York, wurde mit „Water Music“ (1982) bekannt. Zahlreiche Romane und Kurzgeschichten, zuletzt „Zähne und Klauen“. Er lebt in Santa Barbara und unterrichtet an der University of Southern California.

Foto: Robert Newald

DER TÄGLICHE TIPP

AUSSTELLUNG
»Kunst + Politik. Aus der Sammlung der Stadt Wien«
Kann Kunst ein wirksames Mittel zur Veränderung der Verhältnisse, auch der Politik sein?
im **MUSA – Museum auf Abruf**
1., Felderstraße 6–8, Sa, von 11–16 Uhr
Behindertengerechter Zugang, Eintritt frei, www.musa.at
WIEN

AUSSTELLUNG
Alfred Hrdlicka
»Der Titan und die Bühne des Lebens«
im **Künstlerhaus k/haus**, Sa, So, von 10–18 Uhr
Führungen jeweils um 15 Uhr
1., Karlsplatz 5, www.k-haus.at
WIEN

WEITERBILDUNG
»WIRKSAM BEGLEITEN« Systemische Gesprächsführung in Leitungs- und Beratungsfunktionen
Programm & Infos: **NATUR als PARTNERIN**
Impulsgebend Handeln & Begleiten
Büro: T: 06463/600 18, info@NaturAlsPartnerin.at
www.NaturAlsPartnerin.at
SALZBURG

SONDERAUSSTELLUNG
Andrea MAXA Halm-schlager
»some like it coloured«
Schmuckarbeiten von 1988–2008
im **Kulturkreis DAS ZENTRUM**, Sa, So, 10–18 Uhr, Radstadt, Margarete Schütte-Lihotzky Pl. 1, www.daszentrum.at
SALZBURG

VERANSTALTUNGSANZEIGER

DIPLOMLEHRGANG FÜR MEDIATION
»Wirtschaftsmediation und Familienmediation
Mediation im Bauwesen und Planungsbereich«
Start: 26. 9. 2008 in Wien, 1 Semester Grundausbildung oder 3 Semester Gesamtausbildung
Anerkannter Lehrgang
T: 01/470 58 22, www.konfliktmediation.at, office@konfliktmediation.at
WIEN

SYMPOSIUM
BUDDHISMUS
»Innerer Frieden – Außerer Frieden«
Die Essenz des Buddhismus von Meistern der Gegenwart erklärt.
Vorträge & Workshops von 12.–14. 9. 2008
in den **Festsälen der Uni Wien**
Info und Karten T: 0676/485 78 25
www.karma-kagyuu.at
WIEN

MUSIKTAGE
Internationale Musiktage Dürnstein
»Der Klang und die Stille«
von 4. bis 13. 10. 2008, Stift Dürnstein
Tickets & Info bei:
OETICKET
T: 01/96 0 96
www.oeticket.com
www.internationalemusiktage-duernstein.at
NIEDERÖSTERREICH

MASTERLEHRGÄNGE
»Eventmanagement« – MBA
Infosem.: 30. 9. 08, um 19 Uhr; Start: 23. 10. 08
»Mediation & Konfliktregelung« – Master of ARTS
Infosem.: 10. 9. 08, um 19 Uhr
Start: 25. 10. bzw. 14. 11. 08
www.bildungsmanagement.at, office@bildungsmanagement.at
WIEN, OÖ, STMK, KÄRNTEN, TIROL, BGLD, SÜDTIROL

LEHRGÄNGE
»Psychotherapie« – MSc
Infosem.: 25. 9. 08, um 19 Uhr; Start: 25. 10. 08
»Supervision, Coaching & Organisationsentwicklung«
Aufnahmegespräch nach Voranmeldung
Start: 6. 11. 08

Gratis ins Museum
Freier Eintritt für alle Kinder und Jugendliche (bis 19) vom 8. September bis 31. Oktober im Museum moderner Kunst MUMOK.
Vor allem Schulklassen werden von diesem wichtigen Pilotprojekt profitieren. Zusätzlich gibt es in diesem Zeitraum ein Kontingent von 50 Gratis-schul-führungen. Außerdem wird es täglich eine spezielle Gratisführung für Kinder und Jugendliche geben, die durch Ausstellungen aber auch hinter die Kulissen des MUMOK führt. An dieser Führung kann täglich um 16 Uhr ohne Voranmeldung teilgenommen werden.
»Der Freieintritt für alle Kinder und Jugendlichen kombiniert mit einem speziellen Kontingent von Gratis-schul-führungen soll Schule machen. Ich freue mich, dass das MUMOK zu diesem Probelauf bereit ist«, so Kulturministerin Claudia Schmied.
Vom 8. 9. bis 31. 10. gibt es für alle Kinder und Jugendlichen bis 19 Freieintritt!
Anmeldung zu den 50 Schulführungen sowie weitere Informationen:
MUMOK, Museumsquartier, Museumsplatz 1, 1070 Wien, T 01 525 00-1313, www.mumok.at

Logo: MU MUMOK, bm:uk Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur

Nicht suchen, nur finden

Das Gefühl, das einfach entsteht, ohne Planung und ohne Absicht, ist die Quelle des Schreibens. Das Geschriebene ist in der Lage, es an die Leser weiterzutragen.

Xaver Bayer

Man braucht oder zumindest ich brauche dreierlei, um schreiben zu können: Ich bin auf ein Gefühl angewiesen, muss eine passende Form dafür finden und benötige Ausdauer zur Ausführung.

Da gehe ich zum Beispiel an einem herbstlichen Sonnenblumenfeld vorbei, und ein absichtsloser Blick ruft ein Gefühl wach, und aus diesem Gefühl heraus gelingt das Schreiben. Es ist wie der Anstoß zu einer Bewegung, die man mithilfe von Wörtern zu Ende führen muss.

Bisweilen gibt es einen Ansturm der Wörter, sie durchdrängen einen wie ein Wolkenbruch, und gelegentlich muss man mühselig nach ihnen kramen wie in einer engen, dunklen Schublade. Aber, unabhängig davon, denke ich mir, wohnt jedem Gefühl eine Entelechie inne, ein Wille zur Formwerdung, und es wartet, dass jemand Material herbeischafft, die angemessenen Teile auswählt oder erst bildet und schließlich in Verbindung bringt, sodass sie etwas Neues oder Anderes ergeben. Der dies Ausführende ist dabei wie ein Vektor, der auf das Universum zeigt.

Gefühle, denke ich mir weiter, sind wie Tiere. So gibt es domestizierte und wilde Gefühle, letztere sind scheu, und sie haben oft die Angewohnheit, sich bei falschem Umgang zu entziehen oder gar selbst zu zerstören, so wie Seifenblasen zerstäuben, wenn man sie anfasst. Hat ein Gefühl jedoch Kontakt mit dem Herzen

gewonnen, sollte man so tun, als wäre nichts geschehen, so wie man Tiere in der Natur nicht fixieren sollte, wenn man sie entdeckt hat, sondern den Blick spielerisch halb von ihnen abwenden, um ihnen keine Angst einzujagen, und gleichzeitig um die Welt drumherum nicht aus den Augen zu verlieren. Man sollte ein Gefühl mit einer gewissen Demut umkreisen, es streicheln, ihm seine Besonderheit entlocken, man muss gut sein zum Gefühl, hin und wieder vielleicht fast auf hintertriebene Weise. Man muss wissen, wie man es bei sich behalten kann und wann man nachgeben muss, wenn es sich einem wieder versagt. Ist es verschwunden, bleibt eine Nachahnung, wie ein Duft, von dem man noch eine Weile zehren kann. Von diesem Augenblick an ist dann nur noch die Erinnerung an das Gefühl, auch eine Art von Konservierung der Essenzen, archiviert im Irgendwo des Bewusstseins, mitunter versunken für immer, mitunter

LESEN & SCHREIBEN

sich nach Jahren zu Wort meldend, wenn man es längst vergessen hatte.

Ein Buch, ein Bild, eine Musik, eine Bewegung, einfach jedes Kunstwerk ist durch seine Existenz in der Lage und hat das Verlangen, ein Gefühl zu konservieren und



Hier beginnt das Schreiben: Ein absichtsloser Blick über verblühte Sonnenblumen.

Foto: Magnum/Peter Marlow

dieses wieder auf einen Betrachter zu übertragen.

Als Kind hat mir das Märchen „Der Rubin“ von Friedrich Hebbel gefallen, und das tut es noch heute. Der junge Mann darin erlöst das im Edelstein gefangene Mädchen, das er über alles liebt, dadurch, dass er sich überwindet und den Stein in den Fluss wirft. Man darf also, so ist

mein Schluss daraus, Gefühle nicht besitzen oder künstlich erzwingen wollen, sonst bleiben sie einem fern. So wie man nach vierblättrigen Kleeblättern nicht suchen darf. Man muss sie finden. Und dann weiter-schenken. So ist dieses anfangs erwähnte Feld von verdorrten, braun-

schwarzgrauen Sonnenblumen in der morgendlichen Herbstsonne, an dem ich vorbeigegangen bin, für mich ein Sinnbild für das Gefühl an sich, ein Memento, dass Gefühle einen weiterzutragen vermögen, wenn man nicht gleichgültig bleibt.

Gefühle tragen einen, wenn man sie trägt. Man muss nur wissen, wie sie zu tragen sind, und wie jedes Wissen bleibt auch dieses nur lebendig, wenn es von ausreichend Phantasie gespeist wird, und ein Tun, wie beispielsweise eben mein Schreiben, das mit einem Gefühl zusammenhängt, im besten Fall aber jedes Tun, verlangt nach einer von sich ausgehenden und auf andere eingehenden Befürwortung bedachtsamer Ausführlichkeit. Und so weiter.



Xaver Bayer

Geboren 1977, lebt in Wien, studierte Philosophie und Germanistik. Träger des Hermann-Lenz-Preises 2008. Zuletzt erschienen: „Die durchsichtigen Hände“ Erzählungen Jung und Jung Salzburg 2008

Foto: Heribert Corn

Zwischen Wehmut und Ernüchterung

Endspurt ohne klare Favoriten bei den 65. Filmfestspielen – am Samstagabend werden die Preise vergeben

Dominik Kamalzadeh aus Venedig

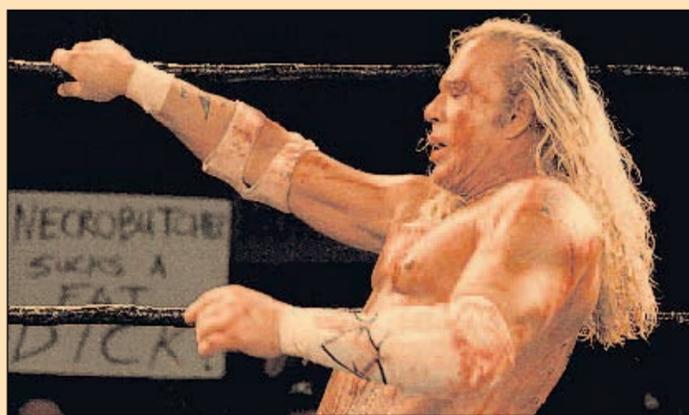
Bei der Pressevorführung des letzten Wettbewerbsfilms, Darren Aronofskys *The Wrestler*, saß, mit Wim Wenders an der Spitze, auch die Jury im Kino. Es war ihr 21. Film – man darf gespannt sein, wem sie am Samstagabend die Preise zuerkennen wird. Beim Publikum führt seit Tagen Hayao Miyazakis Zeichentrickfilm *Ponyo on the Cliff by the Sea*. Den italienischen Kritikern hat besonders das Irakdrama *The Hurt Locker* zugesagt, dicht gefolgt von *Teza*, einem Film des Äthiopiens Haile Gerima. In elliptisch angelegten Rückblenden wird darin die Fallgeschichte eines politischen Aktivistens erzählt – ein Film mit viel Energie, der jedoch an didaktischem Eifer krankt.

The Wrestler kommt wohl allenfalls für einen Schauspielerepreis infrage, den sich Mickey Rourke auch verdient hätte. Mit Wikingermähe und einem Hardbody, der das Alter dennoch durchscheinen lässt, stattdessen die Titelfigur Randy „The Ram“ aus: Der in die Jahre gekommene Wrestler muss endgültig aufhören, als er einen Herzinfarkt erleidet.

Die Perspektive ist bodennah und dennoch emphatisch: Aronofsky verzichtet auf optische Mätzchen und inszeniert zurückhaltend, ganz auf seinen (Anti-)Star vertrauend. Das Resultat ist eine berührende Hommage an eine schrille Subkultur, in der es fast ausgeschlossen ist, in Würde zu altern. Irgendwann sitzt The Ram in einer Autogrammrunde und blickt auf seine abgehalfterten Kumpels: Einer ist eingeschlafen, beim ande-

ren lehnt die Krücke am Tisch, der Dritte ist inkontinent. Rourke, der in den 80er-Jahren einer der charismatischsten Jungschauspieler war, allmählich absackte und durch missglückte Schönheits-OPs Schlagzeilen machte, ist perfekt für diesen Part: Die Wehmut übers abrupte Ende einer Karriere und den Kampf, an ein bürgerliches Leben anzuschließen, nimmt man ihm in jedem Moment ab.

The Wrestler ist auch ein Film über Zurichtungen am Körper, über die Illusion der Shows und die Arbeit dahinter: Zu den besten Momenten gehören ganz profane – der Besuch eines Sonnenstudios, bei dem The Ram nicht gleich aus seiner Hose herauskommt.



Langsamer Fall eines aufrechten Kämpfers: Mickey Rourke liefert in „The Wrestler“ eine preiswürdige Performance.

Foto: image.net

Theaterarbeit fördert die Persönlichkeit

Positive Ergebnisse einer Bildungsoffensive: Merkfähigkeit steigt um 50 Prozent

Wien – Der Begriff von Theater als pädagogische Anstalt darf in Sylvia Rotters Wiener Kindertheater durchaus wörtlich genommen werden. Seit 1994 realisiert die Regisseurin und Schauspielerin alljährlich mit einer Hundertschaft an Kindern aller Altersstufen ein Bühnenstück der klassischen Theaterliteratur, das sich in seiner pädagogischen Zielrichtung in erster Linie an die Akteure selbst richtet: Sprachkompetenz und Persönlichkeitsbildung, Team- und Kommunikationsfähigkeit sind die Schlüsselqualifikationen, die hierbei in Workshops erlernt werden und

welchen der Unterricht in Schulen oft unzureichend hinterherhinkt.

Im Zuge der Reformdiskussionen über das öffentliche Schulsystem startete Sylvia Rotter gemeinsam mit Prof. Max H. Friedrich (Universitätsklinik für Psychiatrie des Kindes- und Jugendalters) eine Bildungsinitiative, die im Verlauf von drei Jahren wissenschaftliche Erkenntnisse darüber liefern soll, wie sehr die emotionale, soziale, sprachliche und motorische Entwicklung im Kindesalter durch Theaterarbeit verbessert werden kann (im englischen Sprachraum ist das Fach „drama“ im Unterricht

längst verankert). Das seit Jänner dieses Jahres an zwei Wiener Volksschulen laufende Projekt hat nun erste signifikante bzw. überzufällige (d.h. nicht im Zufallsbereich liegende) Ergebnisse zutage gefördert. So habe sich laut der von Brigitte Sindelar von der Sigmund-Freud-Privatuniversität dokumentierten Studie etwa die Merkfähigkeit um 50 Prozent erhöht, die Aufmerksamkeit um 25 bis 30 Prozent. Die Aggressionsbereitschaft blieb allerdings unverändert. Ob das Projekt im nächsten Jahr fortgesetzt werden kann, hängt derzeit vom Bund als Geldgeber ab. (afze)

KURZ GEMELDET

Spinnweben vor dem Eisernen Vorhang

Wien – Wie „mit Spinnweben zugewebt“ erscheint der Eisernen Vorhang der Wiener Staatsoper in der Spielzeit 2008/09. Im elften Jahr hat die Gestaltung die deutsche Documenta- und Biennale-Venedig-Teilnehmerin Rosemarie Trockel (Jg. 1952) übernommen. Die dreihundertfache fotografische Vergrößerung einer Wollarbeit mit künstlichen Spinnweben (Keller, 1988) soll weniger an gähnende Langeweile, sondern an die Schwelle in ein zugleich verlockendes wie beunruhigendes Dunkel – den ungewissen Kosmos – erinnern. (kafe)

Robert Huez neuer Leiter des Literaturhauses

Wien – Robert Huez ist seit 1. September der neue Geschäftsführer der Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus in Wien. Der 1965 in Südtirol geborene Germanist, der zuletzt die Bücherwürmer in Lana leitete, löst damit Heinz Lunzer ab, der die Dokumentationsstelle seit 1979 leitete. (red)

„Rationales Tier“ erhält Performance-Preis H13

Wien – Mit der Performance *Rational Animal* hat der junge Däne Christian Falsnaes am Donnerstag den Performance-Preis H13 2008 des Kunstraums Niederösterreich entgegengenommen. Falsnaes, der männliche Rollenbilder selbstironisch hinterfragt, überzeugte die Jury (Valie Export, Johanna Schwanberg, Heiko Pfost u. a.) mit zitathaften Reflektionen der österreichischen und internationalen Performancegeschichte. (kafe)

Wider die Salamitaktik

Die Anzahl von Publikationen bestimmt immer stärker die Karriere von Forschern, aber auch den Stellenwert von Unis. Der Schreibdruck in der Wissenschaft wächst. Ein Wiener Forscher schlägt nun Gegenstrategien vor.

Wien – Publish or perish! Veröffentlichliche oder verschwinde! Die Wissenschaft ist eines jener Berufsfelder, in dem der Zwang zum Schreiben besonders ausgeprägt ist. Und der Schreibdruck für die Forscher wächst weiter: Mehr denn je entscheiden Publikationen in möglichst angesehenen Fachzeitschriften über die Karrierechancen – und in diese Top-Zeitschriften „hineinzukommen“, ist ein beinhardt Wettbewerb.

Gemessen wird das Ansehen mit dem sogenannten Impact-Factor: Er gibt an, wie oft andere Zeitschriften einen Artikel aus ihr in Relation zur Gesamtzahl der dort veröffentlichten Artikel zitieren. Je höher dieser Faktor, desto einflussreicher und wichtiger die Fachzeitschrift.

Die großen zwei

Angeführt wird die Rangliste der Zeitschriften seit Jahren von zwei Journalen: dem US-Wissenschaftsmagazin *Science* und seiner britischen Schwester *Nature*. Beide Magazine, die zu den wenigen gehören, die alle Forschungsfelder abdecken, haben Impact-Faktoren

rund um die 30. Zum Vergleich: Die *Wiener klinische Wochenschrift* bringt es nicht einmal auf den Wert eins; die US-amerikanische *Proceedings of the National Academy of Science* (PNAS) kommen auf knapp zehn. Nur die molekularbiologische Fachzeitschrift *Cell* kann noch mit den großen Zwei mithalten.

In *Cell*, *Nature* oder *Science* zu veröffentlichen ist daher einer der besten Qualitätsnachweise für her-



Bei den Top-Magazinen „Nature“ und „Science“ werden jährlich mehr als 10.000 Manuskripte eingereicht. Die meisten Artikel erscheinen dann anderswo – mit geringerem Impact-Factor. Foto: Regine Hendrich

vorragende Forschung – was sich entsprechend im Postfach der Redaktionen niederschlägt. Jenes von *Science* zum Beispiel wird jährlich von rund 15.000 Einreichungen jährlich „überschwemmt“. Nur die wenigsten der eingesandten Artikel werden auch abgedruckt: Nur rund ein Viertel schafft es laut *Sci-*

7,82 Prozent erschienen demnach im Blatt. Im Gegensatz zur Zeitschrift *Science*, die neben den hauptberuflichen Herausgebern ein wissenschaftliches Herausgeber-Team mit Forschern aus der Praxis u. a. zur Beurteilung der Relevanz der Arbeiten berufen hat, entscheiden bei *Nature* die Herausgeber, welche Arbeiten für eine breite Leserschaft interessant sein könnten und begutachtet werden.

Der Neurophysiologe Sandkühler, der in seinem Hauptberuf das Zentrum für Hirnforschung an der Medizinischen Universität Wien (MUW) leitet, schlägt aufgrund dieses Überangebots an Artikeln auch ein grundsätzliches Umdenken beim Veröffentlichlichen aus – frei nach dem Motto „Weniger ist mehr“. „Wir haben viel zu viele Publikationen, die unnötig sind“, so Sandkühler, „und wenn wir nicht mehr an der Zahl der Publikationen gemessen würden, sondern an der Qualität der Daten“, dann würde

das auch den Forschern Vorteile bringen: Die Zitierhäufigkeit ihrer Arbeiten würde steigen.

Qualität statt Quantität

Es gebe so viele Zeitschriften, aber auch Fächer und Fachbereiche, dass man die Qualität der publizierten Arbeiten kaum mehr einschätzen könne. Der einzelne Wissenschaftler, der Gutachter oder das Berufungskomitee an der Uni sei aufgrund eigener Erfahrungen kaum mehr in der Lage, das derzeitige Ansehen einer Zeitschrift zu beurteilen.

Sandkühler sieht im Prinzip kein Problem, die Forscher dazu zu bringen, von der publizistischen Salamitaktik abzurufen: Man könne dieses Verhalten ganz leicht steuern, indem nicht der gesamte Impact-Faktor aller Publikationen herangezogen werde, sondern vielmehr nur jener „der drei, vier besten Arbeiten“ – was zudem den wissenschaftlichen Magazinmarkt bereinigen würde. (tasch, APA)

LESEN & SCHREIBEN

ence-Mitherausgeber Jürgen Sandkühler in die der Veröffentlichung vorgeschalteten Begutachtung (das sogenannte „Peer Review“), und davon schaffen es wiederum rund 20 Prozent in die Zeitschrift.

Nature hat laut eigenen Angaben Platz für rund zehn Prozent der 170 pro Woche eingereichten Arbeiten. Im Jahr 2007 standen sogar 10.332 Einreichungen nur 808 veröffentlichte Arbeiten gegenüber –

Sintflut abgesagt

US-Forscher: Meere steigen doch langsamer

Washington – Bis zu zehn Meter bis zum Jahr 2100, zumindest aber ein Anstieg um zwei Meter. Die Alarmisten unter den Klimaforschern überschlugen sich in den vergangenen Monaten mit den Warnungen vor einem Anstieg der Weltmeere. Zur Zeit sind es drei Millimeter pro Jahr – und es scheint weniger dramatisch weiter zu werden, als einige Forscher vermuten.

US-Forscher der Universitäten von Colorado, Montana und Kalifornien/San Diego haben nun im US-Wissenschaftsmagazin *Science* (Bd. 321, S. 1340) ein neues Modell vorgestellt. Das Fazit der Berechnungen: Ein Anstieg des Meeresspiegels um mehr als zwei Meter ist unwahrscheinlich – weil es unmöglich sei, „Eis und Wasser so schnell in die Meere zu befördern“. (tasch)

Vitamine für Knochen, Haut und Haare

Wir Menschen brauchen viele Vitamine für unsere Körper. Wir können aber auch zu viele davon erwischen – wenn wir zum Beispiel Eisbärenleber essen würden.

Gudrun Springer

Frage: Wozu ist es gut, Karotten zu essen?

Antwort: Karotten enthalten viel Beta-Carotin, die Vorstufe von Vitamin A. Unser Körper verarbeitet Beta-Carotin dann in Vitamin A um. Es ist wichtig für die Augen, aber auch für Haut, Wachstum und Immunsystem. Wer an Vitamin-A-Mangel leidet, dem kann es passieren, dass er im Dunkeln schlechter sieht, seine Augen austrocknen und die Hornhaut sich verändert.

Frage: Welche Nahrungsmittel beinhalten noch Beta-Carotin?

Antwort: Die Vorstufe zu Vitamin A findet sich auch in Marillen, Gemüse wie Brokkoli oder Paradeisern sowie Spinat und Petersilie. Aber Vitamin A ist auch in Butter, Käse und Eiern sowie in Leber enthalten.

Frage: Was gibt es sonst noch für Vitamine?

Antwort: In der gleichen Gruppe mit dem Vitamin A sind die Vitamine D, E und K. Es ist die Gruppe der fettlöslichen Vitamine. Allerdings zählt Vitamin D aufgrund seiner mittlerweile herausgefundenen Eigenschaften eigentlich zu den Hormonen. Die andere Gruppe ist jene der wasserlöslichen Vitamine. Zu ihr gehören unter anderem die Vitamine C, sowie B1 und B12.

Frage: Warum schützt Vitamin C davor, krank zu werden?

Antwort: Weil die Aufnahme von Vitamin C das Immunsystem stärkt. Vitamin C ist in Zitrusfrüchten, Kartoffeln, Kiwi, Hagebutten, frischem Gemüse und Petersilie enthalten. Wer zu wenig davon zu sich nimmt, fühlt sich schlapp und müde, kann sich leicht mit den Krankheiten

anderer anstecken, und seine Wunden können schlechter heilen.

Frage: Was ist gut für die Knochen?

Antwort: Vitamin K ist wichtig für den Knochenaufbau. Auch Vitamin D ist wichtig für die Aufnahme von Kalzium und Phosphor, die in Knochen und Zähne müssen. Vitamin D ist unter anderem in Avocados und Fisch enthalten, Vitamin K ist in grünem Gemüse und Getreide sowie in Geflügel enthalten.

Frage: Wie viel muss man wovon zu sich nehmen?

Antwort: Abhängig davon, wie und wie lange etwas gegessen wurde, ist der Vitamingehalt in Nahrungsmitteln ist auch davon abhängig, wie etwas zubereitet wird. Die Temperatur spielt da eine wesentliche Rolle, weil Vitamine hitzeempfindlich sind. Außerdem gibt es in der Forschung unterschiedliche Meinungen darüber, wie viel von welchen Vitaminen ein Mensch zu sich nehmen muss, und dies hängt auch von Geschlecht, Körpergröße, Alter und weiteren Aspekten ab.

Frage: Kann man auch zu viele Vitamine schlucken?

Antwort: Ja. Vitamine werden vom Körper nur zum Teil selbst erzeugt. Deshalb müssen sie aufgenommen und in Fett oder Wasser aufgelöst und gespeichert werden. Man kann sich daher auch mit zu einer Überdosis an Vitaminen vergiften. Eisbärenleber enthält beispielsweise sehr viel Vitamin A. Würde ein Mensch sie essen, würde das zu Vergiftungserscheinungen wie Übelkeit, Erbrechen und Schwindel führen.

In der nächsten Folge der *Ö1-Kinderuni am Sonntag um 17.10 Uhr* geht es um die Frage „Wie leben die Leute in New Orleans? Von den Auswirkungen des Wirbelsturms“. Am Freitag im STANDARD.

DER STANDARD Webtipp:

www.kinderuni.at
http://oe1.orf.at

LABOR

Was Musikvorlieben über den Charakter aussagen

London – Eher überraschende Ergebnisse brachte eine über drei Jahre laufende Online-Umfrage der schottischen Universität Heriot-Watt in Edinburgh über die Zusammenhänge von Musikvorlieben und Charakter: Heavy-Metal-Fans sind demnach eher sanftmütig, Pop-Liebhaber wenig kreativ. Menschen mit Vorliebe für Rap scheinen eher aufgeschlossen, Jazz- und Klassik-Fans kreativ sowie von sich selbst überzeugt. Und während Country-Fans relativ fleißig sind, sind Funk-Fans etwas faul. Über die Eigenschaften von Reggae-Fans schweigt sich die Studie aus. (dpa, APA, red)

Wie geistige Leistungen im Alter schwinden

St. Paul – Das geistige Leistungsvermögen lässt im Alter auch ohne eine Demenzerkrankung deutlich nach – und zwar je nach Fähigkeit zu unterschiedlichen Zeiten. Das zeigt eine schwedische Langzeitstudie an rund 290 Senioren. Die Wahrnehmungsgeschwindigkeit lässt durchschnittlich etwa 15 Jahre vor dem Tod nach. Das räumliche Vorstellungsvermögen geht dagegen erst acht Jahre vor dem Ableben zurück. Der Wortschatz wiederum nahm erst 6,5 Jahre vor dem Tod ab, wie Forscher der Universität Göteborg im Fachblatt *Neurology* berichten. (AP, APA)

Was Meditieren im Gehirn bewirken kann

New York – Eine neue Studie zeigt, dass Menschen, die regelmäßig meditieren, nach einer Ablenkung schneller wieder auf ihre vorherige Aufgabe fokussieren können. In der Untersuchung sollten sich 24 Menschen auf ihre Atmung konzentrieren, wurden aber immer wieder kurz unterbrochen, um eine leichte Aufgabe zu lösen. Danach sollten sie wieder auf ihren Atem achten. Dies gelang jenen zwölf Probanden, die seit drei Jahren regelmäßig meditierten, viel besser als den anderen, wie US-Mediziner im Online-Magazin *PLoS One* berichten. (AP, APA)

derStandard.at/Wissenschaft



STYLES OF THINKING IN SCIENCE AND TECHNOLOGY

Dritte internationale Konferenz der European Society for the History of Science

10. bis 12. September 2008

Österreichische Akademie der Wissenschaften
Dr. Ignaz Seipel-Platz 2, 1010 Wien

www.oeaw.ac.at/kgmm/ESH3rdCongress/



OAW
Österreichische Akademie
der Wissenschaften

Der „trend“ zum „Format“: Die Chefs rotieren



Wien – Munter rotieren die Chefjobs weiter in der News-Gruppe gleich nach der Ablöse bei News: *profil*-Herausgeber Christian Rainer gibt den Zweitjob als Herausgeber und Chefredakteur des *trend* ab. Dort übernimmt Andreas Lampl die Führung, als Zweitjob neben der *Format*-Chefredaktion. „Die Redaktionen bleiben unabhängig“, sagt Oliver Voigt, Herausgeber und Boss der Gruppe, dem STANDARD. Bei Foto & Co. sucht man Synergien, online bekommen beide eine Plattform. Als Berater kehrt Stefan Klasmann aus der *Format*-Führung zurück zum *trend*. Der Relaunch des *trend* 2007 brachte mehr Leser, wirtschaftlich schwächelt er. *Format* macht mit

Im „trend“: „Format“-Chef Lampl (li.), Rainer behält „profil“. F.: VGN

Sonderwerbformen Geld, an oder jenseits der Grenze von Redaktion und Anzeigen. Rainer dürfte sich dagegen verwahrt und auch deshalb den Job abgegeben haben. Keinen direkten Zusammenhang dürfte die Rotation mit einem Lapsus Rainers zu tun haben: Er schickte irrtümlich eine Mail eines Controllings an die *profil*-Mitarbeiter, aus dem sich alle Gehaltshöhen ableiten ließen. Die EDV ließ die Liste bald wieder verschwinden. Rainers ansehnliches Salär aus *profil*, *trend* und Bonus (für *profil*) dürfte künftig aber um eine Komponente kleiner ausfallen. (fid)

ORF stoppt „DORF“

Rechtlich „unmöglich“ – Redaktorsrat empfiehlt Projekt und Onlinedirektor Privaten

Harald Fidler

Wien – Kaum hatte DER STANDARD in der Freitagausgabe die Pläne für ein kommerzielles Onlineportal des ORF („DORF“) enthüllt, winkte ORF-Chef Alexander Wrabetz ab. Das Projekt sei rechtlich „nicht durchführbar und wird nicht durchgeführt“. Tags zuvor erklärte Onlinedirektor Thomas Prantner noch, es sei „in Prüfung“. Wrabetz sagte dem STANDARD: Es sei „klar“, dass „nach dem Unternehmensgegenstand des ORF unmöglich ist, Ebay, Kontaktbörsen oder Ähnliches zu betreiben.“ Sein Onlinedirektor sah das offenbar nicht so klar. Prantner sicherte sich die Internetadresse.

Kommenden Samstag berät der Stiftungsrat des ORF mitten im Wahlkampf. Mit Fragen zu dem Onlinekonzept ist zu rechnen, hieß es im Umfeld. Das Konzept für „DORF“ stammt von Walter Meischbergers Agentur Zehnviertel. Der ORF soll darin die Geschäftsfelder von Second Life, Ebay, Flickr, Myspace, StudiVZ und Partnerbörsen vereinen. Jenseits der Grenzen des ORF-Gesetzes und während einer EU-Wettbewerbsprüfung riskant für den ORF. Redaktorsprecher Fritz Wendl empfiehlt das Konzept nun Styria-Chef Horst Pirker, der im STANDARD gegen die „DORF“-Pläne protestiert hatte: „So wenig es für den ORF infrage kommt, so sehr passt



„Ebay oder Kontaktbörse für ORF unmöglich“, sagt Wrabetz. F.: APA

es zu Kommerzmedienbetreibern. Aber bitte samt Protagonisten. Auch als Dank an den Onlinedirektor dafür, dass er seine Geschäfte ganz im Sinn der Anti-ORF-Online-Agitation des VÖZ betreibt.“

MEDIENJOURNAL

„Wiederholungstäter“: ORF neuerlich verurteilt

Wien – Der Bundeskommunikationssenat hat den ORF schon wieder wegen Werbung für seine Radiokanäle in seinen Fernsehprogrammen verurteilt. Medienanwalt Michael Krüger, der die Bescheide erwirkt hat, bezeichnet die Anstalt als „notorischen Wiederholungstäter“. Jüngster Fall: Ein Spot warb in ORF 2 „zur besten Sendezeit“ für die Verkehrsinformation von Radio Wien. Zuletzt erließ das Handelsgericht Wien wie berichtet auf Betreiben Krügers eine Verfügung gegen Werbung für Ö3. (APA)

MTV-Gruppe streicht Anrufquiz

München – Die MTV-Gruppe streicht in ihren Kanälen Viva, Nick und Comedy Central das Anrufquiz „Money Express“. Sie hofft auf höhere Marktanteile zwischen Mitternacht und drei Uhr. (fid)

Neues Kinderprogramm: Brezina lässt Sau raus

Wien – Kommenden Mittwoch präsentiert der ORF sein neues Kinderprogramm, rund um aus der Hand von Kindermedienmulti Thomas Brezina. Die Einleitung zeigt schon einen der Protagonisten, das lila Wildschwein Franz Ferdinand (Bild). Zu sehen ab 13. September. (fid) F.: ORF



„Man wird nie alle zur ‚hohen Literatur‘ bringen“

Wie lernen Kinder lesen, wie fördert man die Lesekompetenz? Margit Böck erforscht das Thema seit Jahren und erklärt im Gespräch mit Bernhard Madlener, warum Medium und Schrift zu trennen sind.



STANDARD: Wann beginnt Lesen? Mit der Alphabetisierung, mit dem Übersetzen von Bildern in Sprache? Böck: Lesen von Texten, Bildern, Spuren heißt, Muster zu erkennen und mit Bedeutung zu verknüpfen. Kinder können früh Mimiken deuten, erkennen das gelbe „M“ von McDonald's, und die Farbe lila steht für Schokolade. Der Begriff des Lesens ist ein weiter. Bei der Entwicklung der alphabetischen Schrift haben wir bestimmten Zeichen bestimmte Laute zugeteilt, und die stehen, wenn sie für unsere Sprache sinnvoll aneinandergereiht werden, für Bedeutungen.

STANDARD: Wir lesen also schon vor dem Schuleintritt? Böck: Das Erlernen des Lesens und Schreibens beginnt nur dann erst in der Schule, wenn ein Kind in einer schriftlichen Umgebung aufwächst. Kinder fangen mit Kritzeleien an und sagen, dass sie schreiben. Sie beobachten ihr Umfeld und versuchen es nachzuahmen. Beim Lernen des Lesens und Schreibens geht es unter anderem darum, Dinge zu benennen, und das passiert auch beim Betrachten eines Bilderbuchs mit den Eltern. Wenn die Zeitung verkehrt gehalten wird, ist das ein Vorläufer des Lesens. Wichtig: Lesen bedeutet

nicht nur, ein Buch zu lesen. Wir sollten den Modus der Schrift vom Medium Buch trennen.

STANDARD: Beim Erwerb der Lesekompetenz spielen geschlechtliche und soziale Differenzen eine Rolle, Lehrer müssen Mängel im Elternhaus kompensieren. Was bedeutet es aber genau, dass ein Mensch lesekompetent ist? Nach der Pflichtschule Kafka zu lesen und bei der Matura Döblin zu interpretieren? Böck: 25 Schüler in einer Klasse sind auch immer die Vertreter von 25 Familien – und die können sehr unterschiedlich sein, was den Umgang mit Sprache, Schrift, Medien, Literatur betrifft. Wichtig ist, bestimmte Grundfähigkeiten zu vermitteln und schwächere Schülerinnen und Schüler sinnvoll zu fördern. Die optimale Lesekompetenz hängt unter anderem davon ab, was jemand künftig zu tun hat. Wer in einen Lehrberuf geht – ob Mechaniker oder Fleischer –, braucht ganz sicher eine andere Kompetenz als ein Sachbearbeiter einer Versicherung oder ein künftiger Medizinstudent.



STANDARD: Aber wie kann man wenig interessierte Jugendliche vom Sinn des Lesens überzeugen? Böck: Genau hier wird die Trennung von Modus und Medium wichtig: Jugendliche haben viele Lesestoffe – das fängt bei einem Katalog an, auch wenn da nur kurze Texte drinstehen. Es gilt, die Vielfalt des Lesens zu erkennen und zu schätzen. Dass es nicht nur Zeitungen, literarische Texte, Fachbücher gibt, sondern auch Teletext und SMS. Man muss den Jugendlichen vermitteln: Das ist Lesen! Sie müssen sich als Lesende verstehen, um nach und nach auch zu erleben, welche Freude es bereitet, mit Sprache zu spielen – und vielleicht selbst eigene Texte zu schreiben.

STANDARD: Oft wird auch beklagt, dass Jugendliche Playstation, Internet und TV bevorzugen, wenn es um den Medienkonsum geht ... Böck: Gerade Kinder aus lesefernen Häusern sehen oft viel fern. Das sind andere Erzählformen, die mitunter auch wieder in die Literatur aufgenommen werden. Manchmal können sich die Kids darüber auch wieder für die schriftliche Textform begeistern. Wenn man jemanden für Literatur begeistern will, ist das oft ein langer Weg. Man muss erkennen, was Jugendliche interessiert, muss sich Ziele setzen. Ein Lehrer muss überlegen, wie ein Ziel zu er-

reichen ist, und beginnt vielleicht mit einem Prospekt, über das er zur Produktion eines Textes animiert: „Etwas, das ich schon immer haben wollte.“ Vielleicht gibt es genau zu diesem Wunschding eine Website, ein Sachbuch oder eine spannende Geschichte.

STANDARD: Referate werden heute im Internet recherchiert, der Unterrichtsstoff multimedial vermittelt. Wirkt sich das auf das Lesen aus? Böck: Es ist interessant, wie diese Generation in der Medienwelt sozialisiert wird, und es stellt sich die Frage, ob es wirklich nur um Text gehen soll oder um die Verarbeitung bzw. das Verstehen von Inhalten. Man wird nie alle zur „hohen Literatur“ bringen – das war auch bisher so. Um die Schriftform zu fördern, sollte man hinterfragen: Was liefert ein literarischer Text, das ein Film nicht liefern kann? Dass etwa eigene Bilder drinstecken, dass ich mir die Gesichter der Figuren selbst vorstellen kann – dass das nicht unbedingt Brad Pitt ist. Ein Film wird nie die Intimität in der Rezeption haben, die ein literarischer Text ermöglicht, kann aber andere Formen des Erlebens ermöglichen.

ZUR PERSON: Margit Böck, 41, lehrte an der Uni Wien und ist seit März 2005 Universitätsassistentin im Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Uni Salzburg. Sie setzt sich wissenschaftlich mit Les- und Mediensozialisation und mit der Leseförderung von Kindern und Jugendlichen auseinander.

Günter Traxler

Was mag wohl aus dem Mann geworden sein, der am späten Abend des 12. August den Verdacht auf Diebstahl, Entfremdung unbarer Zahlungsmittel, Urkundenunterdrückung und wer weiß welche schaurige Untaten noch auf sich gezogen hat, ohne dass die Polizei seiner bisher habhaft wurde? Hat er den Inhalt des schwarzen Lederbeutels zu Geld gemacht, so weit er es nicht schon war, und ihn mit liederlichen Freunden verschlemmt? Hat er seinem alten Mütterchen damit eine kleine Freude gemacht oder eine Geliebte damit beglückt? Angesichts der Aufklärungsquote bei Delikten dieser Art werden wir es wohl nie erfahren. Aber wir können uns vorstellen, wie der Entfremder unbarer Zahlungsmittel – es gilt die Unschuldsumutung – vom Donner gerührt war, als er am 30. August auf die Schlagzeile von „Österreich“ stieß, die ihm erst die ganze Tragweite seiner Tat auf das Prickelnde vor Augen führte. Mitten im Nobelrestaurant: Ministerin: So wurde meine Tasche geklaut.

Die unheilvolle Handtasche

Die Einschätzung seiner Arbeit als kabarettreife mag er für ungerrecht gehalten haben, zumal seine Leistung nicht gerade eine Kleinigkeit war. Eine Ministerin auf seine Art zu entlasten, erfordert an sich schon etwas mehr Elan als derselbe Dienst an einer Rentnerin, und erst recht, wenn es sich dabei um die Polizeiministerin handelt. Auch das Format, das des schwarzen Lederbeutels, bedeutete eine Herausforderung an seine Fähigkeiten. Kabarettreife. Diese riesige Handtasche (Pfeil der Redaktion) stahl Fekter ein Trickdieb vom Sessel. Wie, das hat die Polizeiministerin nicht bemerkt, aber die Polizei hat es mühelos rekonstruiert: Der Mann gleitet mit dem Sakko an Fekters Tasche vorbei, lässt sie unter seinem Kleidungsstück verschwinden – und entflucht durch eine Seitentür aus dem Lokal. Erst einige Minuten später fällt der Pressesprecherin der Ministerin auf, dass die Handtasche weg ist. Ob die Formulierung entflucht

dem Sprachschatz hiesiger Kriminalbeamter oder „Österreich“-ischer Reporter entsprossen ist, muss offen bleiben. Der Entfleucher, das darf als mildernder Umstand gelten, war einer Versuchsung ausgesetzt, wie sie gerade von einer Polizeiministerin nicht ausgehen dürfte. Diese Tasche (Pfeil der Redaktion, diesmal auf



Seite 6) hat der Dieb entwendet. Eine Tasche, die das Verbrechen anzieht. Und eine Pressesprecherin, die weder das Verbrechen noch ihre Ministerin von einer solchen Tasche fernhält! Das gehört zur Arbeit, leidet doch sonst das Image von Law and Order.

Und das ist kein leeres Wort für „Österreich“. Eine Tasche, die das Verbrechen anzieht, ist am Arm der obersten Verdachtschöpferin der Nation nicht nur deplaciert, es hat auch Folgen, nachdem sie es angezogen hat. Beim Abendessen wurde Innenministerin Maria Fekter von einem Ganoven die wertvolle Handtasche gestohlen. Jetzt entbrennt ein Streit um die Sicherheit. Die damit verbundenen Zweifel an ihrer Behauptung zunehmender Sicherheit in Österreich hätte sie sich bei Auswahl einer Tasche, die das Verbrechen nicht oder zumindest etwas weniger stark anzieht, ersparen können. Mit dem Raub ihrer Handtasche, der kein Raub war, in einem Wiener In-Lokal sollten auch der Ministerin erste Zweifel an der Richtigkeit ihrer Zahlen gekommen sein, hoffte „Österreich“. Aber die hat schon resigniert. Wenn jemand meine Brille findet, hätte ich sie gerne zurück, gab sie den Rest des Tascheninhalts endgültig verloren – kein Vertrauen in die Polizei.

So musste auch „Österreich“ einen Tag später resignierend feststellen: Keine Spur von (Pfeil der Redaktion) Fekters Handtasche. Ob der Täter wusste, wie prominent sein Opfer war? Sein Selbstbewusstsein würde es zweifellos heben, aber wäre das strafmindernd oder strafverschärfend? Zum Trost für Fekter konnte „Österreich“ mit einem aktuellen Parallellfall aufwarten. Es war zu Ostern, die rührige Innenstadt-Vorsteherin Ursula Stenzel befand sich gerade auf dem Weg zum – wohin sonst? – Stephansdom, als sie in der Dorotheergasse von zwei „eher jungen Männern“ angesprochen und um den Weg gefragt wurde. Dabei klappte einer der beiden schnell einen Stadtplan aus der Tasche und – am Ende fehlte der rührigen Innenstadt-Vorsteherin die Geldbörse. „Ich wusste wirklich nicht, wie mir geschah, ausgerechnet ich fall auf diesen plumpen Trick herein“, ärgert sich die für ihre Wachheit gefürchtete VP-Politikerin. Diese Szene dokumentiert „Österreich“ sogar auf einem Foto: Stenzel vor einem Rom mit (Pfeil der Redaktion) Stadtplan. Kein Rom käme auf einen so plumpen Trick.

Das Selbst dem Selbst verbergen



Geschlechtsneutrales Schreiben und Sprechen kann es nicht geben. Denn in welcher Sprache soll man sprechen, wenn man das eigene Geschlecht verleugnen muss, um von sich zu erzählen?

Marlene Streeruwitz

Geschlechtsneutral. Das ist ein Wort, das klingt nach Wissenschaftlichkeit. Nach Vernunft. Und nach Entkommen in etwas Höheres. Geschlechtsneutral. Das scheint einen Ort zu beschreiben, an dem es diese „Probleme“ mit dem Geschlecht nicht geben muß, die in einer christlich grundierten Kultur ja doch für alles Chaos stehen. Geschlechtsneutral. Da eröffnet sich anscheinend die Möglichkeit, den Beschränkungen einer, immer noch aus der Spätromantik hergeleiteten Hegemonie eines postnationalistisch Männlichen zu entkommen. Wenigstens im Geschlechtsneutralen erscheinen die überkommenen Vorherrschaften überwindbar. Geschlechtsneutralität. Dahin kann scheinbar aufgestiegen und abgestiegen werden. Die Aufgabe des Geschlechts wird dann traditionellerweise für Frauen als Aufstieg interpretierbar. Männer können ins Geschlechts-

LESEN & SCHREIBEN

neutrale ausweichen und sich so die ödipale Geste ersparen. Geschlechtsneutral. Das wirkt entlastend. Das enthebt auch das Lesen auf eine Ebene, in der vom eigenen Geschlecht noch einmal abgesehen werden kann. Das Vortäuschen eines Goldenen Zeitalters kann im Geschlechtsneutralen oberflächlich gelingen. Well writen literature. Das ist der Wunschtraum des abgestiegenen deutschsprachigen Feuilletons. An den Preisträgerinnen der vergangenen Jahre wurden auch im deutschen Sprachraum die anklonisierte Stilistik der well writen literature zum Ideal erkorren. Dabei wurde und wird verschwiegen, daß US-amerikanische Literatur, aus der dieses Ideal importiert wird. Daß US-amerikanische Literatur ein anderes Geschlecht hat. US-amerikanische Literatur ist nationalistisch. Geschlechtsneutralität im nationalistisch Selbstverständlichen dieses Imports ist nur die Preisgabe des Geschlechts ans Nationalistische. So, wie das im 19. Jahrhundert gewesen war. Die Nation kommt vor allem anderen. In dieser Haltung wurden die Literatursprachen erobert. Die deutsche Literatur versammelt männliches Bewußtsein im Nationalen, das alle anderen Geschlechter überschießt. Der Bürger wird erzählt und erzählt sich in der einen möglichen Sprache. Das Geschlecht des Kanon dieser Literatur ist national und darin männlich. Diese Männlichkeit ist so selbstverständlich die Grundlage dieses Sprechens und Schreibens, daß sie das Sprechen und Schrei-

ben selbst wird. Ein anderes Geschlecht als das nationale – und damit ein Männliches – ist nicht vorstellbar. Die Einordnung in dieses Sprechen und Schreiben ist Bedingung des Äußerns. Nichteinordnen. Das bedeutet Schweigen und Verstummen. Andere Geschlechter. Frauen. Schwule. Lesben. Sprachminderheiten. Religionsminderheiten. Behinderte. Arbeitslose. Prekäre. Kinder. Jugendliche. Alte. Unreligiöse. Ungebildete. Also alle, die in Wirklichkeiten leben, die im Kanon dieses Sprechens und Schreibens nicht vorkommen. Die lernen diesen Kanon als eine Fremdsprache, die nichts über sie selber sagt. Sagen kann. Das bedeutet, alle diese anderen leben in einer Fremdsprache. Das geschlechtsneutrale Sprechen und Schreiben, das ja in unserer Kultur als richtiger Ausdruck des Allgemeinen gilt. Das geschlechtsneutrale Sprechen und Schreiben verbirgt alle anderen Geschlechter sich selber. Die Lebenswirklichkeit wird von der Sprachwirklichkeit getrennt und läßt kein wahrhaftiges Sprechen von sich selbst zu.

Nun leben wir ja in der Postmoderne. Das Nationalistische ist eine Konstruktion des Nostalgischen geworden, das aber seine Geltung behaupten konnte. Es wurde ja im Jahr 1945 keine neue Sprache eingeführt. Die Geschichtlichkeit des Deutschen. Also alle tief eingelassenen Aufträge an die Sprechenden, die eine Sprache in ihren grammatikalischen Möglichkeiten bereithält. Und erinnern wir uns. Diese Sprache konnte Krieg und Holocaust sprechen. Diese grammatikalischen Möglichkeiten



Der deutsche Literaturkanon hat sich verstärkt an vorige Jahrhunderte gebunden, um das 20. vermeiden zu können. Mit von der Partie: die Erinnerung an alte Mächte. Foto: AP/Markus Schreiber

wurden unverändert an uns weitergegeben. Ja. Das Curriculum des Literaturunterrichts wurde verstärkt an das 19. Jahrhundert gebunden, um das 20. vermeiden zu können. Wir sind also literarisch genauso ausgebildet, wie unsere Großväter und Urgroßväter. Die haben in Geschlechtsneutralität geschwelgt, weil es eben aus sprachnationalistischen Hegemonieansprüchen gar keine andere Überlegung gab. Und erinnern wir uns noch weiter, daß die deutsche Sprache im Österreichischen zwar umstritten, aber immer neben dem Deutschen auch Ausdruck des Hegemonieanspruchs der Monarchie war. Wir haben neben dem deutschnational heldischen Kanon auch noch die österreichische Sprachhegemonie als Grundlage eines Geschlechtsneutralen. Aris-

tokratie, Monarchie und absolutistischer Anspruch sind ein anderes, mögliches Geschlecht der Sprache, das sich in Geschlechtsneutralität ausdrückt, weil es das männlich Hegemoniale des Feudalen wieder als Selbstverständlichkeit nicht weiter ausdrücken muß.

All das bedeutet, daß Geschlechtsneutralität in der Sprache und im Schreiben immer die Erinnerung an alte Mächte behält, die alte Männlichkeitsvorstellungen bedingen. Das wiederum heißt, daß ein Mann heute seine Lebenswirklichkeit ganz genau so nicht sprechen kann, wie das für alle anderen Geschlechter der Fall ist.

Geschlechtsneutralität ist eines jener Mittel, das die Person von sich selbst und ihrem Leben trennt. Das wiederum bedeutet, daß die Person den heute an sie gestellten

Anspruch der Selbstführung mit einer Sprache erledigen muß, in der sich die Person selber nicht kennen kann. Geschlechtsneutrales Schreiben und Sprechen, das aus seiner Entwicklung her immer ein nostalgisch Männliches ist, ist eine politische Verfehlung. Geschlechtsneutrales Schreiben und Sprechen wird zum Tourismus in vorgegebenen Geschichten, ohne die eigene überhaupt benennen zu können. Geschlechtsneutrales Schreiben ist darin dann eine ästhetische Verfehlung. Für jedes Geschlecht. Übrigens. In der Verleugnung ist die Gleichunberechtigung ja erreicht.

*Marlene Streeruwitz, geboren 1950, lebt in Berlin und Wien. Zuletzt erschien von ihr der Roman „Kreuzungen“ (Fischer Verlag 2008). Foto: Heribert Corn

ERRATA

Es braucht eine klare Sprache

Barack Obama *schwörte* Sympathisanten ein, und geübte Leserinnen und Leser hätten bestimmt schon vor dem Erscheinen dieses Satzes am 30. August darauf *schwören* können, dass die Zeitungssprache nicht mehr ist, was sie einmal war.

Wie könnte man dem widersprechen, noch dazu in einer Schwerpunktausgabe übers Lesen und Schreiben? Um Verständnis bitend lässt sich einwenden: Wir sind großer Hektik und vielen (fremd-)sprachlichen Einflüssen ausgesetzt. Der Eingangssatz wurde in Denver geschrieben, als die Menschen in der Halle noch tobten und das Flugzeug zur Weiterreise schon wartete. Das ist der Stress, aus dem Fehler erwachsen.

In aller Beschaulichkeit haben sich längst andere Irrtümer einge-

schlichen. Ganz oben in der Hitliste dürfte die Tautologie („schwarzer Rappe“) stehen. Wir können mit schönen Beispielen dienen. In einer Theaterkritik ist kürzlich ein *vorsätzlicher Mörder* aufgetaucht. Hätte der Mörder nicht vorsätzlich gehandelt, wäre er kein solcher, wohl eher ein Totschläger. Mord setzt den Vorsatz voraus, für andere Tötungsdelikte gilt dies nicht.

Ein paar Wochen danach fand sich der Hinweis, dass auf jemanden „mit einem hammerähnlichen Werkzeug *brutal eingeschlagen*“ worden sei. Im Überschwang, eine lebensnahe Schilderung des Geschehens geben zu wollen, wurde über das Ziel geschossen: Schläge sind brutal – es wurde noch nie jemand liebevoll krankenhausreif gestreichelt.

Man soll eben nicht übertreiben, wie auch das folgende Beispiel zeigt. Eine Reportage über ein geplantes Atomüllager in den USA begann so: „Auf einem Schild wird der Besucher angewiesen, *Sicherheitshelme* zu tragen.“ In den USA wird man schnell einer gewissen Sicherheitsphobie gewahr, dort muss es aber ganz arg sein – die Verwendung der Mehrzahlform lässt darauf schließen: *Ein* Helm pro Besucher reicht nicht, man muss gleich *mehrere* tragen.

Unter dem Titel „Wir haben keine Laufkundschaft mehr“ berichteten wir am 1. August über eine Einkaufsstraße, der selbige fehlt, dafür gibt es dort „Autos und Straßenbahnen, die *sich* gegenseitig im Wege stehen.“ *Einander* behindern könnte man sich besser vorstellen.

Der Aufsteiger in der Liste der schlechten Formulierungen ist zweifellos „es braucht“. Ein Beispiel aus einem Interview mit Walter Mayer, dem neuen Chef der *Bild am Sonntag*: „Im Ernst: Mir persönlich gefallen die meisten Seite-1-Mädchen in Bild. Am Sonntag aber herrscht eine andere Lesekultur, da *braucht es* die Nackte nicht.“

Man fragt sich, wer oder was ist „es“, das auf Nackte verzichten kann: die Redaktion, die männliche Leserschaft, beide zusammen, weil die einen nicht tun müssen, was die anderen nicht haben wollen? Entschuldigung ist nur anzumerken, dass der Satz zwar von einem Österreicher, aber in Deutschland gesprochen wurde – jenem



Obama „schwörte“, wir lernen und sind an „forderer“ Stelle. Foto: AP

Land, dem wir auch die Herkunft von *das Teil* verdanken.

Ist Besserung möglich? Wir versprochen schon am 2. August „langsame, aber anhaltende Fortschritte“ in „Fragen des lebenslangen Lernens“ – und teilten in der Unterzeile des Titels stolz mit, dass Österreich dabei an *forderer* Stelle liegt.

Otto Ranftl
Leserbeauftragter
Leserbriefe@derStandard.at
otto.ranftl@derStandard.at



Cartoon: Rudi Klein (www.kleinteile.at)

In memoriam
Ing. Hans E. Duldner
(* 29.1918 † 7.8.2008)
vor 90 Jahren geboren, vor 30 Tagen gestorben
dazwischen ein langes Leben
von Krakau nach Wien, 1938 in die Schweiz,
weiter nach Shanghai, Tokio, New York
und zurück nach Wien (wo er hingehörte)
"German, English, Chinese, Japanese,
call me anytime, 7 a.m. to 10 p.m. every day."
Thanks for the company!
Werner Richter

US-WAHLKAMPF

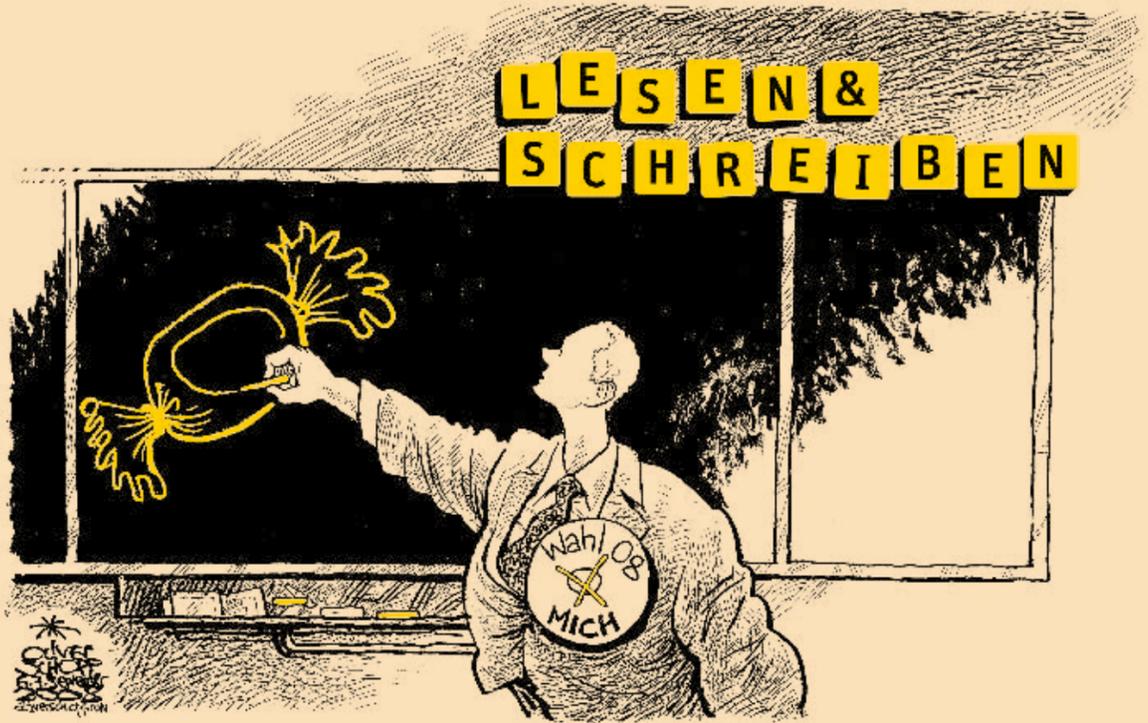
Pflicht statt Kür

Barack Obama lieferte zuletzt eine der besten Reden seines bisherigen politischen Lebens ab, ebenso Sarah Palin. Dass der rednerisch bescheidener ausgestattete John McCain diese beiden Vorgaben bei der Annahme seiner Nominierung zum republikanischen Präsidentschaftskandidaten übertreffen würde, hatte ohnehin niemand erwartet. Aber dafür, dass der Republikaner nun eines seiner Lebensziele erreicht hat, fiel sein Auftritt doch einigermaßen nüchtern aus. Es war eher die Pflicht als die Kür eines Präsidentschaftskandidaten.

Der Mangel an Enthusiasmus mag dem schroffen Charakter des vierschrofigen Senators geschuldet sein. Vor allem aber krankte die müde Show daran, dass McCain – trotz seines eifrig gepflegten Außenseiter-Images und im krassen Gegensatz zu seiner Vizepräsidentschaftskandidatin – eben doch in den vergangenen Jahren in Washington mit von der Partie war. Der Geruch der Ära Bush haftet auch ihm an, ob McCain will oder nicht. Einer, der – wie die Demokraten bei jeder Gelegenheit gnadenlos betonen – zu 90 Prozent für die noch amtierende Administration gestimmt hat, kann nicht ernsthaft das Wort „Wandel“ im Mund führen.

Ob den gemeinen Bürgern der ergebene, aber eben auch ein wenig freudlose Dienst McCains an der Nation als Wahlargument mitreißend genug ist, werden die Umfragen in den kommenden Tagen zeigen. 60 Prozent der Wähler legen sich nach den Conventions auf ihren Kandidaten fest, erklären US-Politologen. Erst wenn diese Daten – aus einzelnen Bundesstaaten und sogar einzelnen umstrittenen Wahlbezirken – vorliegen, ist seriös abzuschätzen, wie die Dinge im November laufen könnten.

Christoph Prantner



derStandard.at/Cartoons

Und sie können es doch

Die Studierenden werden nicht schlechter, sie provozieren nur. Gut so.

LACINAS WAHLKAMPAUFTRITT

Ein großer Sprung

Vor einem Monat hatte er noch einen wütenden Protestbrief aufgesetzt, am Freitag warf sich Ex-Finanzminister Ferdinand Lacina für SPÖ-Chef Werner Faymann ins Zeug. Zumindest im Wahlkampf gilt Loyalität den Sozialdemokraten noch als höchste Tugend. Das beweist ja auch Noch-Kanzler Alfred Gusenbauer, der sich trotz Demontage durch die eigenen Genossen kein böses Wort entlocken lässt.

Lacina untergräbt mit seinem Auftritt für Faymann die Glaubwürdigkeit jener Kritik, die er mit anderen roten Intellektuellen in einem offenen Brief geäußert hat. Der Aufschrei richtete sich ja nicht nur gegen die aktuelle „Anbiederung an die Krone“, sondern auch gegen grundsätzlichere Übel. „Von billigem Populismus“ war die Rede, von „Taktik und Machterhalt anstelle von neuen Orientierungen“.

Es ist ein etwas großer Sprung vom scharfen Protest zu einer Werbeaktion für Faymann – und nichts anderes war Lacinas Auftritt vom Freitag. Die beiden Sozialdemokraten präsentierten nichts Neues, sondern priesen die alte Forderung an, die Mehrwertsteuer auf Lebensmittel zu halbieren.

Überzeugender klingen die roten Argumente auch mit dem Zuspruch des Experten Lacina nicht. Über die Verteilungswirkung kann man noch streiten – gemessen am Anteil des Einkommens, profitieren Ärmere stärker, in absoluten Summen jedoch Reichere. Dass Lacina aber taxfrei annimmt, die Supermärkte würden die Steuersenkung brav in niedrigeren Preisen weitergeben, grenzt an Blauäugigkeit – oder Populismus. Schließlich hat die Wettbewerbskommission unlängst festgestellt, dass am konzentrierten Lebensmittelmarkt eines Mangelware ist: Wettbewerb. Gerald John

FRAUEN IN DER HOFREITSCHULE

Keine Frage der Eignung

Nein, es ist nicht toll, dass Elisabeth Gürtler nun auch Frauen als Bereiterinnen in die Hofreitschule aufnehmen will. Und es ist auch nicht super, dass nun doch alle – vom Oberbereiter bis zur Aufsichtsratsvorsitzenden – eh dafür sind. Schwer zu glauben, dass im Österreich des Jahres 2008 ein Thema wie dieses immer noch diskutiert und verhandelt werden muss. Und lästig, ewig darauf hinweisen zu müssen, dass österreichische Nationalheiligtümer wie Hofreitschule und Philharmoniker auch vom Steuergeld der Österreicherinnen bezahlt werden.

Gürtler ist zuzustimmen, dass es nur um eines gehen sollte: Wer ist gut genug für diesen Job? Dafür bedarf es freilich einer kleinen Kulturrevolution: Gewisse Herren in gewissen Positionen müssen ihre lang gepflegten Vorurteile aufgeben, um überhaupt sehen oder hören zu können, wer etwas kann.

Ein Beispiel gefällig? 2003 zog, nach einem sieben Jahre währenden Kampf, die erste Bratschistin in den Orchestergraben der Wiener Philharmoniker ein. 2008 sind es schon zwei Musikerinnen und zwei Anwärterinnen. Dieses Tempo lässt sich nur mit vatikanischem Reformeifer vergleichen.

Es wäre hoch an der Zeit, die Hofreitschule zu entstauben und aus der guten Tradition etwas Gutes für die Zukunft zu machen: Warum ist die Hofburg noch kein weltweit anerkanntes Pferdekompetenzzentrum? Warum nicht führend in Fragen der modernen Zucht der teuren Tiere werden? Das könnte die triste Finanzlage der Hofreitschule entscheidend aufhellen und den Glanz der weißen Pferde noch steigern.

Stattdessen wird diskutiert, ob Frauen als Bereiterinnen „geeignet“ seien. Das ist nur noch ärgerlich. Petra Stüber

Wendelin Schmidt-Dengler

Natürlich können Studentinnen und Studenten lesen, die Frage ist nur, was man unter Lesen versteht. Pisa hat da ein großes Unheil angestiftet, indem es den denkbar naivsten Begriff vom Lesen populär gemacht hat. Lesen ist halt mehr, ist eben nicht nur die Fähigkeit, einen Text buchstabengetreu herunterzubeten und dann eine Zusammenfassung zu bieten, Lesen im Vollsinne des Wortes ist vielerlei, vor allem soll es, gleichgültig, wie der gelesene Text nun beschaffen ist, ein Erkenntnisgewinn sein.

Kein Buch ist so schlecht, dass man daraus nicht doch irgendwas lernen könne, sagte schon Plinius der Ältere. Der junge Hofmannsthal, wahrlich ein Champion des Lesens, legt am Ende von *Der Tod und der Tod* dem Tod Worte in den Mund, aus denen seine Hochachtung für die Menschen spricht, weil sie Leser seien: Lesen reicht weit über das Geschriebene hinaus, doch ist das Lesen der „täglichen Schrift“ (Peter Handke) immer noch das Exerzitium, um mit den Tatsachen des Lebens umzugehen.

Wenn Literaturwissenschaft einen Sinn hat, so den, dass sie anhand von Texten der Literatur das Lesen übt, und zwar so, dass auch für andere Disziplinen klar wird, was Lesen bedeutet, so das Lesen naturwissenschaftlicher, juristischer, philosophischer und theologischer Texte.

Schließlich bedarf es in jeder Disziplin einer soliden Hermeneutik, und gerade eine solche lässt sich vortrefflich an literarischen Texten einüben, einfach weil die Mehrdeutigkeit dieser Gebilde eben immer wieder zu kontroversen Deutungen herausfordert.

Natürlich können Studentinnen und Studenten lesen. Es wäre töricht, wenn man sie allesamt zu Opfern einer Fernsehkultur macht, in der das Erkennen größerer Zusammenhänge dem Terror

der Videoclips zum Opfer fällt.

In den vierzig Jahren meiner Tätigkeit als Literaturwissenschaftler habe ich die Erfahrung gemacht, dass die Studierenden (und ich rede nur von solchen, die ernsthaft studieren, und nicht von jenen, die irgendeine Fertigkeit erlernen wollen) die Lesevorgänge auch für die Lehrer entscheidend neu prägen. Wenn Texte neu und anders gelesen wurden, vor allem seit den späten Sechzigerjahren, so ist das nicht zuletzt ein Verdienst der Studierenden. Was da durch soziologische, psychoanalytische oder meineterwegen auch postkoloniale Perspektiven hinzukam, sollten wir dank-

bar registrieren, auch wenn uns manches fragwürdig erscheint.

Wenn ein Student mit einem leicht provozierenden Vergnügen die Verse aus Goethes „Willkommen und Abschied“ phallisch deutet, so ist das heute kein Überraschungsmoment mehr, aber das hat doch alles seinen Platz in der lebendigen Diskussion um Texte: „Schon stand im Nebelkleid die Eiche/Ein aufgetürmter Riese, da/Wo Finsternis aus dem Gesträuche/Mit hundert schwarzen Augen sah.“ Das sei hier nicht betont, um die Eigenständigkeit studentischer Praktiken zu verklären oder einer hermeneutischen Anarchie zu huldi-

gen, die auch nicht weiterführt. Aber ohne solche mitunter provozierende Anlässe würden wir auf der Stelle treten und das wiederholen, was unsere Lehrer gesagt haben.

Wer heute das Lesen lehren oder auch nur üben will, hat es nicht leicht, aber aus meiner Praxis kann ich sagen, dass es immer wieder Überraschungen gegeben hat, wenn sich junge Leser an komplexen Gebilden abarbeiteten. Und die Rede von den Studierenden, die immer schlechter werden, ist schlicht obsolet, auch wenn man sich bei Prüfungen manchmal richtig grün und blau ärgern kann. Aber das ist ein Berufsrisiko.

KOPF DES TAGES

Hier wird das Leben gelernt



Die Volksschullehrerin, eine von 28.000 in Österreich: Unterrichten reicht nicht.

ist: „Wir veralten, der Verschleiß nimmt zu.“ Zu viele Supplierstunden. Geld ist ebenfalls ein Thema, viele Aktivitäten sind auf einen spendablen Elternverein angewiesen.

Aber die Jungen, die sind besonders engagiert, erzählt eine Ältere. Es ist eine bewusste Entscheidung, die Menschen in diesen Beruf führt: die Beschäftigung mit in diesem Alter besonders

aufnahmefähigen Kindern, die weit über das Unterrichten hinausgeht. Hier wird das Leben gelernt und geübt. Die Freude am Lernen. Die Erziehungsarbeit in der Schule ist heute noch wichtiger als früher, das liegt an den gesellschaftlichen Veränderungen.

Soziale Problemkinder? Hat es immer gegeben, heute wird jedoch mehr nach außen getragen. Verhaltensauffälligkeiten nehmen offenbar vor allem in der Stadt zu. Und da sind auch mehr nichtdeutschsprachige Kinder. Volksschulen sind Gesamtschulen. Den türkischen Vater, der nicht mit der Lehrerin reden will, gibt es wirklich. Aber auch den österreichischen, der ihr mit dem Kochlöffel (sic!) droht.

Anders als früher sind die Eltern: Heute wird alles hinterfragt. Man müsse sich dauernd rechtfertigen, denn: „Ich habe gelesen ...“, sagt Mutter/Vater. Verändert hat sich, was die Kinder wissen – nicht, dass sie dieses Wissen erst einordnen lernen müssen. Und andere Techniken sind gefragt: In Zeiten des Klettverschlusses ist das Schubband-Binden kein Kriterium mehr für den kindlichen Entwicklungsstand.

Schreibutensilien Wie halten Schriftsteller ihre Texte fest? Am Computer? Oder lieber mit der Hand? Unser Autor hat sich jahrelang dem PC verweigert und jetzt doch noch Abschied von Füllfeder und Schreibmaschine genommen.

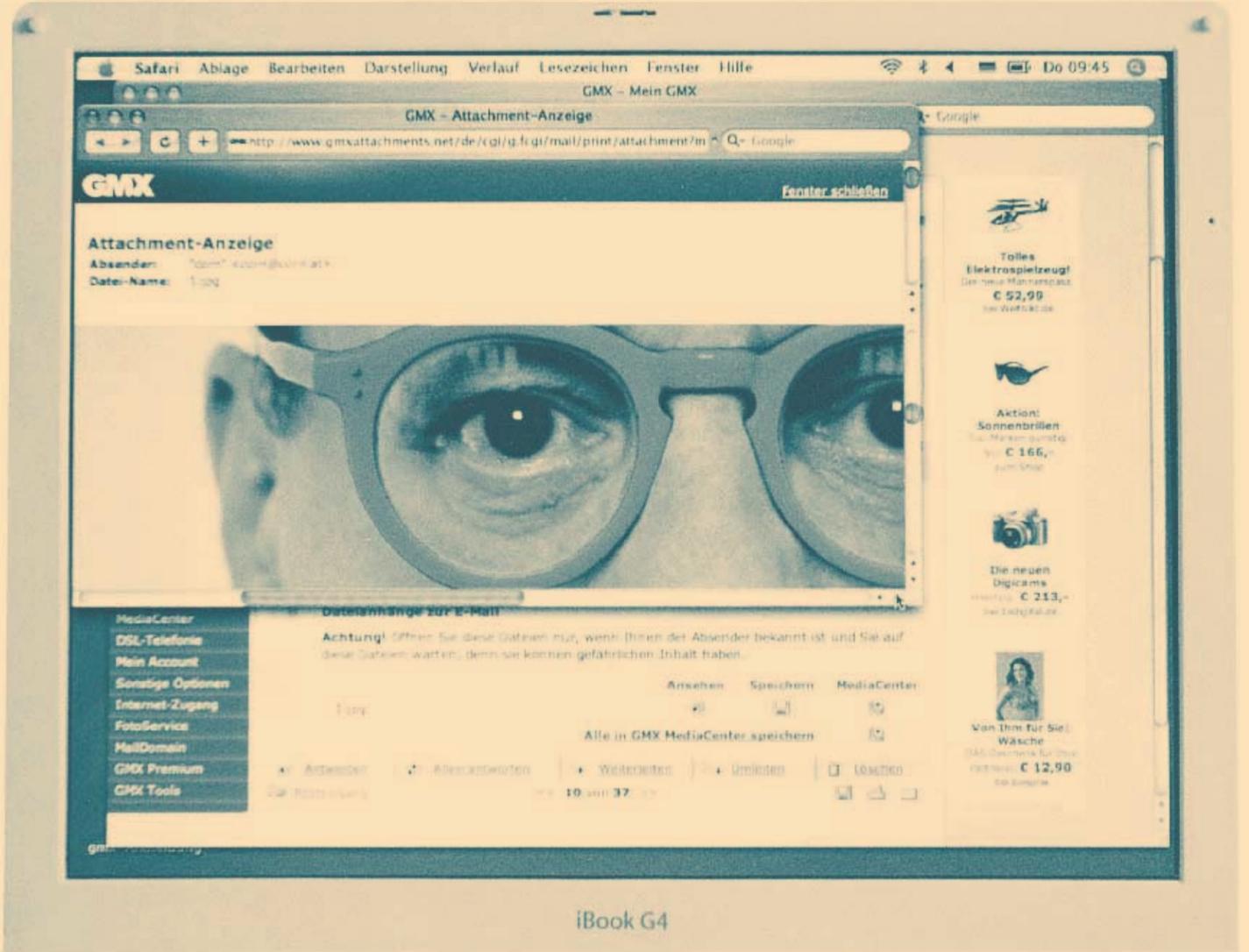
Literatur Schakal und Co: Der Schriftsteller Paulus Hochgatterer über erste Leseerlebnisse. **S. 3**

Architektur Wenn es Städten die Sprache verschlägt: Entschriftung in Brasilien und in Wien. **S. 5**

Bücher I Liebe, Macht und Ohnmacht: Die Briefwechsel von Ingeborg Bachmann mit Paul Celan und von Wolfgang mit Marion Koepfen. **S. 6**

Bücher II „Dleine Laura und di Wuntrlampe“ – Früh übt sich, wer Bücher machen will. **S. 7**

Grenzerfahrungen Über innere und äußere Grenzen: Ein kompakter fotografischer Rückblick auf die 45 Autorinnen und Autoren der literarischen ALBUM-Serie. **S. 8**



Roos im Netz: „Mittlerweile gule ich wie ein Weltmeister, spiele mit den Fotos herum, transkribiere meine Montblanc-Manuskripte ...“ Foto: P. Roos, H. Corn

Der Computer und ich

Ich schreibe Alles mit der Hand. Das Handgeschriebene übertrage ich auf der Schreibmaschine.

Warum ich doch lerne, den Computer zu bedienen. Eine Zwischenbilanz in 30 Lektionen.

Von Peter Roos

1 Ich schreibe Alles mit der Hand. Was ich in den Fingern habe, ist Verlängerung von Hirn, Herz, Haut, Hornhaut, Hoden, Hören, Nase, Mund. Mein Füllfederhalter bin ich. Er setzt den Finger fort. Er ist reine Funktion des Körpers, als Exekutive sein ausführendes Organ. Was die Physis selbst nicht mehr vermag, setzt er um. Aus der Prothese fließt der Gedanke auf das Papier, aus Äther wird Materie.

2 Ich schreibe immer und überall. Schreiben ist ein physischer Vorgang. Ein Verfahren der Hygiene. Eine Angelegenheit der Ausscheidung. Eine Intimität: Kuss, Kot, Kotitus; Hand anlegen, Hand auflegen; schmuse. Schreiben ist Nähe, wie warm oder kalt sie auch sei. Ich schreibe immer und überall. Kein Kleidungsstück, dessen Taschen nicht mit Papier und Stift bestückt sind. Überall in der Wohnung liegen Block und Bleistift, am Bett, auf dem Closett, neben der Couch, auf

Esstisch, Küchentisch, Vorzimmer, über dem Fernsehgerät. Im Auto. In der Satteltasche des Rennrads neben Schrauben, Schlüssel, Ventil, Notgroschen. Es könnte mir ja etwas einfallen.

3 Fünfundvierzig Füllfederhalter residieren auf meinem Schreibtisch. Mein erster Schulfüller, ein „Kaweko“, funktionstüchtig wie der antike „Pelikan“, den mein Großvater Paul schon benutzt hat zum Komponieren seiner Choräle. Daneben das „Meisterstück“ von „Montblanc“, mit dem Vater seine gestochen scharf geschriebenen Briefe signierte. Eine Hundertschaft gespitzter Bleistifte. Kugelschreiber, Edles unter Plaste-&Elaste-Exemplaren von Kreissparkasse und Hotelnachts-tisch. Drehbleistifte, Architekten- und Zimmermanns-Blei. Lineal, Büroklammer, Briefbeschwerer im Dutzend. Schere, scharf. Skalpell, scharf. Uhu, Tipp-Ex. Die verschiedensten Papeterien verschiedenster Länder, Druckereien, Buchbindereien, Papiermühlen – jedes Thema hat das Recht auf die ihm angemessene materielle Verwirklichung.

4 Ich schreibe Alles mit der Hand. Wenn ich Alles mit der

Hand geschrieben habe, übertrage ich das Handgeschriebene auf der Schreibmaschine. Je schwieriger Thema und Text, desto älter und schwerer die Maschine. Gedichte wollen prinzipiell von der Handschrift via „Erika“, Tante Gertrautes schwarzlackierter mechanischer Reise-Schreibmaschine Baujahr 1920 im schwarzen stoffbezogenen Holzköffchen, in die Objektivierung des Schrift-Bildes gehoben werden. Bevor jedoch die Endfassung als Reinschrift – halt! Davor kommen natürlich Lineal,

**LES
EN &
SCH
REI
BEN**

Schere, Skalpell, Tipp-Ex, Radiergummi, Uhu, Tesafilm und andere Hilfsmittel zum Einsatz, um Einschübe, Variationen, Verbesserungen auszuschnneiden, einzufügen, rauszuschmeißen, zu montieren, zu collagieren. Dann erst kann die Endfassung als Reinschrift – dann erst also kann sie, die heilige, virginale Reinschrift auf der IBM-Kugelkopf mit Korrekturband elektrisch hergestellt werden, aber nicht, bevor noch eine weitere Forderung des Handwerks erfüllt ist:

Das Poem postuliert gegebenenfalls eine zusätzliche, mechanisch leichter zu bewerkstellende Transkription mit Mutters „Olympia“, Baujahr 1950, grünmattiert, im silbermetallique glänzenden, zeitgerecht gerundeten Holzkoffer.

Heißt: Kein Motor treibt an, kein Gesumm perforiert und penetriert den unruhigen Frieden der Inspiration. Und die widerständige Mechanik ist zusätzlich eingebaute Kontrolle gegen schnellen Wortwechsel.

5 Auch für auswärtiges Schreiben bin ich eingerichtet. Geräuschlos und unauffällig hänge ich in diversen Logen diverser Kaffeehäuser meinen Gedanken nach und bringe sie zu Papier, notfalls auf erbetenen Brauerei-Bestell-Blocks des Oberkellners.

Um der Auto-Erotik des Schreibens Befriedigung zu verschaffen, hat mir Schreiner Manfred eigens im Durchmesser des Lenkrades meines VW-Variant ein Holzbrett getischlert, das ich bequem auf das Steuer auflegen kann, Papier oben festgehalten von kräftiger Chrom-Klammer, unten fixiert vom blauen Einmachgummi – derart ist mir auch bei 160 km/h kaum weltbewegendes Gedankengut verloren gegangen, und manche rasante Rezension musste nicht auf so genannten „Nothaltebuchten“ geboren werden! Dort und an Parkplätzen und Raststätten, wo seit einiger Zeit auf dringenden Wunsch meiner Liebsten und der Autobahn-Polizei diverse meiner Textgattungen das

Licht dieser schnöden Tankstellenwelt erblicken müssen.

6 Und jetzt soll ich mich auf Computer umstellen? ICH? MICH?

7 Von Anfang an habe ich DEN-COMPUTER als Bedrohung empfunden. Plötzlich gab es ihn. Ich hatte nichts bemerkt. Plötzlich standen überall diese Getüme herum und verunstalteten die Silhouetten der Schreibtische. Was früher „desk“, war zu Labor geworden.

„Um der Auto-Erotik des Schreibens Befriedigung zu verschaffen, hat mir Schreiner Manfred eigens im Durchmesser des Lenkrades meines VW-Variant ein Holzbrett getischlert.“

Ungeziefer. Amphibien. Invasionen von hässlichen, krankenhaushellbeigen, überlieblichen, staubfangenden, misstönenden, gepanzerten Untieren waren über Nacht über alle waagrechten Abstellflächen des Landes hergefallen, irgendwie kakerlakenhaft hochgeklettert oder gelsig heuschrecklich von irgendwo angefliegen, hatten sich niedergelassen und saßen nun da, da, da. Und kein einziges Unwesen ward mehr entfernt. Niemals wieder. Nimmer-mehr.

8 Warum hatte ich nichts bemerkt? Wo ich mich doch für einen der größten Wahrnehmungsgeier halte, dem angeblich nahezu Nichts entgeht? Eine Revolution nicht bemerkt. Ich? Revolution?

▷ Fortsetzung auf Seite A 2

▷ Fortsetzung von Seite A 1

Revolution, die der „Fremdwort-Duden“ auf seiner Seite 683 als „Umwälzung der bisher geübten Praxis durch neue Erkenntnisse u. Methoden“ definiert.

Es war passiert.

Was war geschehen?

Schlug zu meine Technikfeindlichkeit? Die uralten psychodramatischen Schul-Noten 4, 5 und 6 in Chemie, Mathe, Physik? Schlug zu Großvater Paul, der Kirchenmusiker, für den nach Bach die Musik aufhörte, Beethoven Bedrohung war? Oder war's Vater, der zuschlug mit seiner Idiosynkrasie gegenüber dem Telefon?

Es war die reine Angst.

Wo ich mich doch gerade erst mit Mühe und Not an „die Elektrische“, also die IBM-Kugelkopfschreibmaschine mit Korrekturband angehängt hatte, sie mittlerweile gar lustvoll zu bedienen verstand; oder den Kopfhörer (!) eines Walkman im Ohr! Wie auf einem psychischen Außenposten positioniert, konnte ich an mir beobachten, dass in mir, ohne mein Mit-Tun, die schwere stählerne Seelensafe-Schutztür mit aller Sicherheit zugänglich auf ihr Schloss zu bewegte, um mit irreversibler Bestimmtheit einzurasten.

War es so?

9 Es muss so gewesen sein.

Der Computer war die bisher größte Bedrohung meines Lebens von außen. Wie Krieg. Fassungslos, als ich realisierte, was da auf meine Lebensbahn eingeschert war. Was sich auf der Überholspur breit macht, während ich zwischen Standspur und Grasnarbe hin- und her torfe. Wie Mutter erzählte, als Großmutter sagte: „Es gibt Krieg!“

10 Es war so.

Dass ich mich gar nicht um mediale Innovationen kümmern musste. Ich hatte eine wohleingerichtete Schriftstellerei. Die Werkstatt funktionierte tadellos. Alles Arbeitsgerät, alle Instrumente in Top-Zustand. Bibliothek, vor allem die Duden- und Lexika-Sammlung auf dem neuesten Stand, Handapparate immer zur Disposition, und wenn ich in die Bibliothek musste, waren immer hilfreiche Geister zur Stelle, die dem PC-losen Pater die ‚Fische aus der Mikro‘, wie ich ‚microfiche‘ nannte, holten. Meines Handwerks sicher – die Schriftstellerei ist Luftscherei genug, da müssen wenigstens Hammer und Sichel, Füller und Blei Gewehr bei Fuß liegen.

Also.

Warum Computer? Wo ich doch die Bilder beim Fernsehen schon überflüssig fand!

11 Irgendeine irrsinnige Irritation. Großvater in seinem Orgelgehäuse, ich denke an ihn; ich erinnere die Sommerferien mit Vater im Allgäuer Pfaffenwinkel, von Kloster zu Kloster wallend, inbrünstig mir Inkunabeln zeigend, Folianten tonnenschwer, messingbeschlagen, ledergebunden, alles über Schreiben, Lesen, Bücher und Buchdruck vor und nach 1500 erklärend – unendliche Geschichten, mit denen er mich anwerben wollte für alles Papier- und Feder-Zug dieser Welt. Denn ich war der miserabelste Schüler der Welt, der die schlechtesten Diktate der Welt schrieb, der Bücher und Lesen hasste wie nichts sonst auf dem Globus.

IMPRESSUM:

Redaktion: Christoph Winder (Leitung), Mia Eidlhuber (Titel, Grenzerfahrung), Stefan Gmünder (Literatur). Mitarbeiter: Wojciech Czaja, Ute Woltron. Sekretariat: Esther Hecht. Layout: Armin Karner, Claudia Machado-Handsur, Lukas Adelinger. E-Mail: album@derStandard.at

12 Plötzlich war mir alles Pergamentöse goldwert und – vom PC bedroht.

13 Ein paar Jahre ging das gut. Natürlich wurde ich stets befragt ob meiner Abstinenz. Die Fragen wurden ab 1990 immer weniger „fragend“. Sie wurden rhetorisch, sie wurden aggressiv. Unendlich die Erläuterungen, Erklärungen, Bedrängungen, Drohungen, Übergriffe.

Es ging also nicht mehr so gut.

14 1980 passierte es das erste Mal. Gerade war ich mit meiner Kurzprosa *Von der Abschaffung des Tageslichts* beim Bachmann-Text-Contest in Klagenfurt durchgerasselt worden, als mich der Literaturchef der *Stuttgarter Zeitung*, Herr Skasa, diesen Abend lang am Wörthersee hysterisiert-fanatistisch mit seiner Computerkultur agitierte. Meine Abwehr alkoholisiert, aber sehr selbstsicher. Jedes seiner Worte bestätigte mich. Und in den Jahren danach kommt immer wieder die helle Freude auf, wenn er mir von abgestürzten Programmen wehklagte und trauerte um die ultimativen Leitartikel, die finalen Feuilletons, die in irgendwelchen Nirwanas verschwunden waren.

„Wunderbar!“, dachte ich. Passiert dir so etwas? *Abstürzen?* „Ätsch!“, dachte ich. *Texte?* Flugzeuge, ja. Aber *Texte?* *Abstürzen?* „Mir nicht, Herr Skasa! Mein Pelikan fliegt, und Kaweko, Montblanc, Olympia stürzen nicht ab, brauchen nicht einmal Strom!“

2000 wurde er dann massiv, der Druck. Als die Leiterin des Reclam-Verlag Leipzig einen ihrer hysterischen Anfälle bekam angesichts meines *Männerbriefromans*, 450 Manuskript-Seiten, Papier pur: „Wo ist die Diskette?“

Diskette? Ich wusste nicht, wovon sie sprach.

15 Ich wurde sogar als PC-Hinterwäldler in eine Talg-Schau eingeladen, in der das Münchner Fernsehen die Computer-Euphorie ihre volle Erektion ausfahren ließ. Die ersten 30 von 80 Minuten habe ich geschwiegen – was hätte ich auf diesem PC-Planeten auch mit-IT-jargonieren sollen? Bis mein Nebensitzer, der bayerische Kultus-Minister, auf mich und mein Stille-Sein aufmerksam wurde, eine Stellungnahme erbat – wo ich doch von der Redaktion eigens als der renitente „trouble-maker“ aus der urig vorsintflutlichen Spessartwaldhöhle zu Motz + Stunk eingeladen war. Mein melancholisch-resignativ-trotziges Plädoyer für die Handschrift gefiel dem Politiker; er lud mich in seine Münchner Residenz zu Tee und Törtchen ein: „Mei, Sie san ja a ganz a Spezieller!“

16 Ich war längst ausgegrenzt. Ich hatte es nur noch nicht gemerkt. Gutgemeinte Ratschläge überhört. Warnsignale verdrängt. Und auf Ratschläge war ich mittlerweile allergisch, hochallergisch. Unvorstellbar die missionarischen Predigten, Bekehrungs-attacken, Füllfederhalter-Exorzismusexerziten, die die Eiferer aller „iBooks“ vom „Word“-Himmel auf mich niederbrowsern ließen, wahre Gottesdienste mit Abendmählern und Heilslehrenhostienverabreichungen, selbstverständlich ungefragt, Rat-Schläge eben: *Wie einfach, wie zweifach *mein Vater ist 86 und sitzt den ganzen Tag vor seinem Bildschirm *wir leben im 20. *im 21. Jahrhundert *Sie gehören doch noch nicht zum alten Eisen *Rand-

ausgleich *Zeilenzählen *Das ist doch Alles psychologisch *Rechtschreibung *Stellen Sie sich nicht so an *Alles geht viel schneller. Plus 1001 weitere Beispiele.

Ich schwieg die PC-Priester nur noch aus und widmete ihnen das fette FUCK YOU! meines mentalen Stinkefingers. Fortan Seltenheits-

mitglied einer bildschirmlosen Minderheit, galt ich als der mediale Sonderling, gerade noch toleriert. Dezent war mein liebster Chefredaktor Dr. S., der die Runen meiner Manuskripte erbat oder eine Brieftaube. Lieb – Lektor K. fragte nach der Pergament-Rolle aus meiner Klosterschreibstube. Korrektor G. wollte wissen, ob die Weihnachtsgans schon geschlachtet sei – für die Erzeugung der Feder zur Erzeugung von Texten!

20 Sollte ich mich in der Rolle als Gaga-Gespött häuslich einrichten? „Was schreibt die Randgruppe Roos so zur Zeit?“, fragte Lit-Agent Mag. Anus frech.

21 Ich hatte mich gerade tierisch gefuchst über die Reisebürotrulla, die mir den Weg von Wien nach Würzburg buchte – über Zürich!

Tags zuvor der Bankschaltermacker, der mir ein paar Dollar in Euro umrechnen sollte; mit 54 Stellen hinter dem Komma kam er an, wollte aber statt 100 ganze 10.000ende Euros haben. „Sind Sie von Sinnen!“, schrie ich von Sinnen. Die Antwort unisono: „Ja, aber DERCOMPUTER!“

22 Der PC als Menetekel der Zeit.

23 Kein Dissident! Kein Konvertit! Kein Proselyt!

24 Ich habe mir eine Computer-Lehrerin gefunden. Ihre erste Frage: „Was wollen Sie lernen!“

Sie hatte mich gewonnen.

25 Zwei Jahre zuvor schon hatten mir Spezialos von „Tools at Work“ das hyperbeste, eleganteste Equipment erworben, das ich im Originalkarton verschlossen 24 Monate sanft ruhen ließ. War ich noch nicht reif? WG? Ehe ohne Trauschein? Wir mussten uns erst aneinander gewöhnen!

Ein befreundeter Seelendoktor hatte mir immer wieder von der steigenden Zahl seiner, wie er sagte, „PC-Patienten“ berichtet, von „den geschlossenen Gesellschaften der psychopathofaschistoidolibidinodipussychizofrigiden Fuzzis“, die die eigentlichen „Gagaisten“ seien – nicht ich. Danke, sagte ich, danke Herr Doktor. „Gesundes Misstrauen gegenüber den PC-Pestiziden“ sei „angesagt“. Dennoch empfehle er mir da, Einiges zu überdenken, vielleicht zwei mal die Woche 40 Minuten à 200 Euro, 52 Wochen lang. Natürlich nicht bei ihm!

17 Hatte ich gerade unter Qualen einen Fernbild-Apparat, deutsch „Fax-Gerät“ angeschafft, blöfft mich doch einer dieser gelagten PR-Lackaffen mit seinen 30 Jährchen und einem Magistertitelchen am Hintern an: „Was ist das, ein Fax!“ Assiiert von der Pressesetusi eines Kremser Museums: „Waaas!“ Pause. „Sie haaben ka-i-nen“, Pause, „Peeezeeel!“

Hatte ich ihr einen eitrigen Furunkel an einem Aids-Penis gezeigt, oder was?

18 Jedenfalls wurde bereits mit dem Finger gedeutet im vollmedialisierten Windkanal der Kulturindustrie. Auf mich. Ich war zum Amusement geworden und gerne Gegenstand von Überheblichkeit. Ein Urheberrechtsanwalt aus dem Hanseatischen apostrophierte mich als „Tinten-Kohlhaas auf verlorenem Feder-Posten!“ Und Du bist ein präpotentes Arschloch mit Deinem phallusdicken conspicuous-consumption-Montblanc in Deinem armseligen BOSS-Hühnerbrusttäschchen.

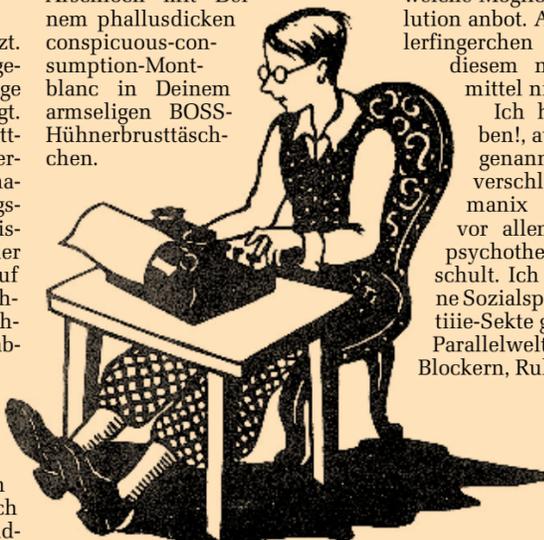


Illustration aus „Timpetill. Die Stadt ohne Eltern“ von Henry Winterfeld. Foto: Hersteller

Okay. Der Modernisierungsverweigerer war als Outcast negativ sanktioniert. Jede Revolution produziert Sieger und Verlierer. Okay. Vor allem die Intellos der Medien-Revolution produzieren Sieger und Verlierer. Die alte Elite wird entmacht, die sozialängstlichen PC-Parvenus wollen sich die freigemailten Positionen sichern. Also, dachte ich nicht un stolz: Alte Elite, toll, muss auch sein – weiß ICH wenigstens noch, was Inkunabeln sind, dass man Goldfedern erst auf die eigene Hand hin einschreiben muss, ganz zu schweigen davon, dass Füllfederhalter nach einer Füllung mit schwarzer Tinte auszuwaschen sind, nicht wahr. Wegen Eisengallus-Gehalt. Ebd.

20 Sollte ich mich in der Rolle als Gaga-Gespött häuslich einrichten? „Was schreibt die Randgruppe Roos so zur Zeit?“, fragte Lit-Agent Mag. Anus frech.

21 Ich hatte mich gerade tierisch gefuchst über die Reisebürotrulla, die mir den Weg von Wien nach Würzburg buchte – über Zürich!

Tags zuvor der Bankschaltermacker, der mir ein paar Dollar in Euro umrechnen sollte; mit 54 Stellen hinter dem Komma kam er an, wollte aber statt 100 ganze 10.000ende Euros haben. „Sind Sie von Sinnen!“, schrie ich von Sinnen. Die Antwort unisono: „Ja, aber DERCOMPUTER!“

22 Der PC als Menetekel der Zeit.

23 Kein Dissident! Kein Konvertit! Kein Proselyt!

24 Ich habe mir eine Computer-Lehrerin gefunden. Ihre erste Frage: „Was wollen Sie lernen!“

Sie hatte mich gewonnen.

25 Zwei Jahre zuvor schon hatten mir Spezialos von „Tools at Work“ das hyperbeste, eleganteste Equipment erworben, das ich im Originalkarton verschlossen 24 Monate sanft ruhen ließ. War ich noch nicht reif? WG? Ehe ohne Trauschein? Wir mussten uns erst aneinander gewöhnen!

Ein befreundeter Seelendoktor hatte mir immer wieder von der steigenden Zahl seiner, wie er sagte, „PC-Patienten“ berichtet, von „den geschlossenen Gesellschaften der psychopathofaschistoidolibidinodipussychizofrigiden Fuzzis“, die die eigentlichen „Gagaisten“ seien – nicht ich. Danke, sagte ich, danke Herr Doktor. „Gesundes Misstrauen gegenüber den PC-Pestiziden“ sei „angesagt“. Dennoch empfehle er mir da, Einiges zu überdenken, vielleicht zwei mal die Woche 40 Minuten à 200 Euro, 52 Wochen lang. Natürlich nicht bei ihm!

17 Hatte ich gerade unter Qualen einen Fernbild-Apparat, deutsch „Fax-Gerät“ angeschafft, blöfft mich doch einer dieser gelagten PR-Lackaffen mit seinen 30 Jährchen und einem Magistertitelchen am Hintern an: „Was ist das, ein Fax!“ Assiiert von der Pressesetusi eines Kremser Museums: „Waaas!“ Pause. „Sie haaben ka-i-nen“, Pause, „Peeezeeel!“

Hatte ich ihr einen eitrigen Furunkel an einem Aids-Penis gezeigt, oder was?

18 Jedenfalls wurde bereits mit dem Finger gedeutet im vollmedialisierten Windkanal der Kulturindustrie. Auf mich. Ich war zum Amusement geworden und gerne Gegenstand von Überheblichkeit. Ein Urheberrechtsanwalt aus dem Hanseatischen apostrophierte mich als „Tinten-Kohlhaas auf verlorenem Feder-Posten!“ Und Du bist ein präpotentes Arschloch mit Deinem phallusdicken conspicuous-consumption-Montblanc in Deinem armseligen BOSS-Hühnerbrusttäschchen.

Ich hatte, ja ja zugegeben!, auch bereits 2, 3, 4 so genannte IT-Didaktiker verschlissen, die Nullkommanix didakten konnten; vor allem waren sie nicht psychotherapeutisch geschult. Ich war an verschrobene Sozialspastis aus der Yeti-Eitiiie-Sekte geraten, die in ihren Parallelwelten von Brausern, Blockern, Ruhtern, Tschibbs und

Tschettruhms drifteten, spinnöse Junichtse, die die Welt als Festplatte sahen und nicht mehr als Kugel. Bald wusste ich, welcher Meikel Törner und welche Tiena Tschäksen wann wo wie warum welche Weiche zu wievielten Mal erfunden hatten, und dass sie locker den CIA-Computer zusammenhäckern könnten – schließlich hätten sie ja auch den PC des Ex geknackt!

26 Wie ich es gelernt habe, weiß ich eigentlich gar nicht!

27 Meine Magistra jedenfalls habe ich dafür geliebt. Für was? Dass sie einfach angefangen hat, als wäre Nichts. Und dafür, dass sie gesagt hat: „Der Kompjuter ist auch nur ein Mensch!“

28 Mittlerweile gugle ich wie ein Weltmeister, spiele mit den Fotos herum, transkribiere meine wunderbare präziösen und pelikanösen Montblanc-Manuskripte, und – ATTENZIONE! – schreibe genau jetzt in dieser Sekunde direktamente diese luziden Zeilen auf den Bildschirm meines laborweißen WORD iBook G4 in der Schrift meiner Wahl mit der mir angenehmen Letterngröße, der 200%en Bodoni. Toll, was!

29 Wer hätte das gedacht? Ich nicht! Auch nicht einige Hardcore-Verweigerer, die mich immer zum Präsidenten des Clubs küren wollten: Ich hätte klein beigegeben, ich hätte mich unterworfen, ich sei zur Strecke gebracht, ich sei ein elender Einknicker!

Wer hätte das gedacht? Meine Magistra auch nicht, die Lehrerin, die Laptop-Fee, Kindergärtnerin, Krankenschwester, Sozialarbeiterin in Sachen „PC-Problem Peter Roos“. Sie öffnete mich, machte neugierig, zeigte den Spaß und nahm mir die Angst vorm Gerät. Eigentlich habe ich ja nur ein neues Werkzeug dazu gewonnen und bin dabei, es in meinen Fuhrpark einzugliedern.

Nur ein neues Werkzeug? Mit der Welt, die dahinter steht, möchte ich Nichts-aber-auch-Nichts zu tun haben. Oder klickte jemand jemals „Ficken in Wien“ an – Sie wissen, was ich meine! Meine Computer-Magistra – die Angst vor dem System hat sie immens erhöht –

war auch keine Kunst!, ist auch berechtigt! Jetzt ahne, ahne ich erst, was da Alles sein kann!

Über den Wolken orte ich den elektronischen Super-GAU, während hinieden die Datenschützerleins im Ruderbötchen auf dem Senteich herumschippern, als wäre DERCOMPUTER unter Kontrolle zu bringen. Kontrolle!

30 Ich mag gar nicht darüber nachdenken angesichts meiner unschuldigen collection fountainpen, die garantiert mein schlechtes Gewissen spürt. Bei Seitensprung und Verrat ertappt! Auch klappernden „Erika“ und „Olympia“ des Nachts im Altraum bereits bissig mit ihren Tastenzähnen an ganz empfindlichen Körperteilchen herum! Wohl wissend, dass meine Liebe einzig + alleine ausschließlich ihnen gilt – bis dass der Tintentot uns scheidet!



Peter Roos Der Schriftsteller und Kultur-Korrespondent der ZEIT lebt in Wien und Marktheidenfeld am Main. Von ihm erschien u. a. „Hitler Lieben. Roman einer Krankheit“ und „Tabori zieht um“ (Reclam). Der Autor legt Wert auf eine eigene Rechtschreibung. Foto: H. Corn

Petzi, Eisenbahn, Schakal

Die Geschichte meines Lesens beginnt damit, dass sich mein Vater ein Pult baute. Über die erste Kindheitslektüre.

Von Paulus Hochgatterer

Seisenegg, jenes Dorf in der Nähe von Amstetten, in dem mein Vater aufwuchs, hatte alles vorzuweisen, was man sich von einem Dorf erwartet: zwei Wirtshäuser, ein Feuerwehrdepot, eine Greislerei, einen Teich, einen Landmaschinenmechaniker. Die Greislerei wurde übrigens vor einigen Jahren durch einen Swingerclub ersetzt, was hinsichtlich der Nahversorgung der Bevölkerung keinen realen Gewinn bedeutet.

Zwei Dinge zeichneten Seisenegg gegenüber anderen mit Wirtshäusern, Feuerwehrdepots und Landmaschinenmechanikern versorgten Dörfern aus: Erstens gab es dort eine echte Burg mit Burgfried, Verlies und Kanone im Hof. In der Burg wohnte darüber hinaus eine echte Baronin, die zwar meistens eine verwachsene Handwerkerbluse trug, zu der man

trotzdem „kaiserliche Hohheit“ sagte. Zweitens hatte die Burg Seisenegg einst Katharina Regina von Greyffenberg beherbergt, Österreichs bedeutendste Barockdichterin. Sie hatte in ihren Gemächern ein pietistisches Sonett nach dem anderen verfasst, aber ob das irgendwas damit zu tun hat, dass mein Vater las, weiß ich nicht.

Sehr wohl damit zu tun hatte die Tatsache, dass meine Großeltern 1944 einen Teil der Milch, die die beiden Kühe im Stall gaben, zurückhielten, nicht an die Molkerei lieferten, sondern selbst Butter daraus machten. Da kein eigenes Butterfass vorhanden war, wurde eine zehn Liter fassende Milchkanne gefüllt, an eine Kette gehängt und so lange rhythmisch hin und her bewegt, bis sich drin Butterklumpen absetzten. Zehn Liter Milch, eine halbe Faust Butter – das dauerte seine Zeit, und meinem Vater, dem die Arbeit zugewiesen worden war, wurde fad. Er nagelte in Augenhöhe einige kurze Bretter an die innere Scheunenwand, sodass sie ein Lesepult bildeten. Auf diese Weise hatte er einerseits beide Hände frei, um die Kanne zu bewegen, konnte andererseits bequem seine Bücher auflegen.

Er las Karl May – die sechs Karben-Nemsi-Bände, behauptet er – und Schundhefte, wie er heute sagt, Rolf Thoring und Jörn Faro. Die Hefte borgte er sich von seinen

Freunden aus, für die Bücher war er in der Stadtbibliothek Amstetten eingeschrieben. Einzig zum Umblättern musste er die Hand von der Kanne nehmen, erzählte er. Außerdem erzählte er davon, wie seine Mutter Zuckerrübenschnitzel auskochte, um zu etwas Sirup zu kommen, wie im Herbst vierundvierzig die Äpfel gut gediehen und es daher ständig Apfelstrudel gab, viele Äpfel in einem billigen Mehl-Wasser-Teig, ohne Rosinen, ohne Brösel, mit ein paar Flocken der selbstgerührten Butter drin, und wie ihm dadurch für den Rest seines Lebens eine höchst ambivalente Haltung zu Apfelstrudel eingepflanzt wurde.

Bevor Kinder Bücher lesen ...

Er erzählte von seinem Zwilingsbruder, der viel weniger las als er, vom Nachbarn, den sie nach Dachau brachten, weil er beim abendlichen Verdunkeln ein Fenster vergessen und ihn der andere Nachbar denunziert hatte. Er erzählte von der englischen Spitfire, die im Tiefflug über die Wiese herangedröhnt war und ihn und seinen Bruder beschossen hatte, als sei es ein Spaß, von den zwei Soldaten, die die SS an der Stadtein-

fahrt nach Amstetten einfach an einen Laternenpfahl gestellt und in den Kopf geschossen hatte, und keiner hatte sich getraut, sie wegzuräumen, und von jener Nacht, in der auf dem Amstettner Frachtenbahnhof

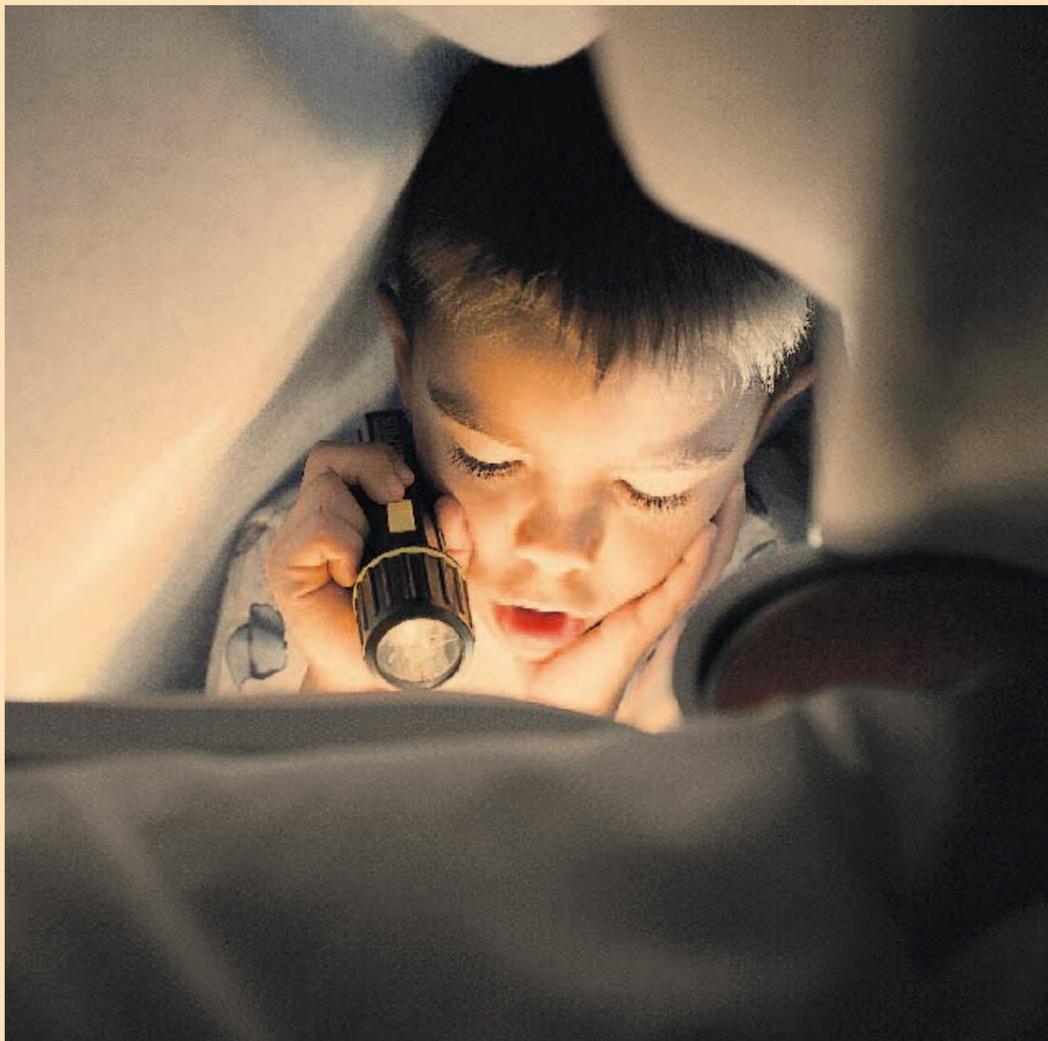
die Ölzüge brannten – wie über dem Hügel der Feuerschein zu sehen war und das Donnern zu hören, als die Waggons explodierten.

Er erzählte schließlich, wie sein eigener Vater, der bei der Eisenbahn am Gleisbau arbeitete und dort gebraucht wurde, ständig damit rechnen musste, eingezogen zu werden, und wie die Mutter ein Magengeschwür bekam und er selbst trotz allem fischen ging. Zwischendurch kehrte er immer wieder zur Szene zurück, in der er da am Bretterpult stand, die Kanne hin und her schwenkte, Butter er-

LESEN & SCHREIBEN

zeugte und von Hadschi Halef Omar las, von Rih, dem wunderbaren Pferd, und vom Schut.

Wäre das jetzt eine theoretische Abhandlung, könnte man sich Gedanken machen über die Rolle, die Bücher bei der Abwehr kindlicher Ängste spielen, über ihre Funktion als Fluchtburgen, Schutzräume oder herbeimaginierte gelobte



Wenn die Eltern nicht dabei sind, machen Kinder absonderliche Dinge: Sie hauen sich die Nase blutig, sie spielen „Vater, Mutter, Kind“ – und sie lesen!

Foto: Corbis

Länder. Man könnte nachdenken über die Lektüre als den ausgefeiltesten psychischen Defensivmechanismus überhaupt und über die Frage, ob in den Charts der Sublimierungstheorie das Butterrühren in Zeiten der Not oder das Lesen höher anzusiedeln wäre. Glücklicherweise legen wir wenig Wert auf Theorie.

Die Geschichte, die mein Vater später erzählte, die neben jener von Butter und Pult zur zweiten Lieblingsgeschichte meiner Kindheit wurde, spielt zu einem etwas früheren Zeitpunkt. Es ist möglicherweise zugleich die Geschichte der ersten und einzigen Tracht Prügel, die er von seinen Eltern erhielt, aber diesen Aspekt hat er immer nur

angedeutet. Im Sommer 1938, mein Vater war noch keine sechs Jahre alt, zog er mit seinem Bruder und seinen Freunden durch den Park unterhalb des Schlosses. Da sie jüngst erst Soldatenkolonnen gesehen hatten, schritten die Buben in Reihe, und da sie vermutlich auch HJ-Aufmärsche gesehen hatten, wussten sie, dass etwas

fehlte. Einer von ihnen nahm einen Stock vom Boden auf, und bei einem anderen fand sich ein Sacktuch, das drangeknüpft wurde. Diese Fahne wurde vorangetragen, und auf eine Weise, die nicht mehr genau zu rekonstruieren ist, kam auch ein Spruch zustande. „Heil Schuschnigg!“, brüllten die Buben, „Heil Schuschnigg!“, und paradierten so lange zwischen den Douglasien und Wy-mouthkiefern, bis die Wirtin mit rotem Kopf daherstürzte, sie anbrüllte, die er sollten auf der Stelle den Mund halten, und sie nach Hause brachte.

... lesen ihnen die Eltern vor

Natürlich könnte man jetzt über das Bedürfnis von Kindern reden, die besten aller Eltern zu haben, und über ihre unendliche Bereitschaft zur Idealisierung, wenn es um das Erreichen dieses Zieles geht. Das heißt, konkret könnte man über meine Bereitschaft reden, die „Heil Schuschnigg!“-Rufe

meines Vaters als früheste Manifestation seiner antifaschistischen Grundhaltung zu deuten, aber in Wahrheit wäre das wohl ein wenig lächerlich.

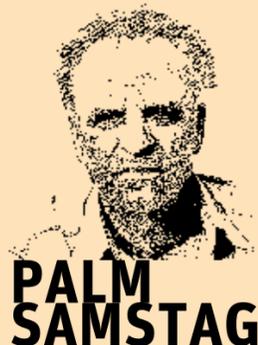
So oder so: Wenn die Eltern nicht dabei sind, machen Kinder absonderliche Dinge. Sie hauen sich die Nasen blutig, sie gehen zeitig ins Bett, sie spielen „Vater, Mutter, Kind“ und sie lesen. In all dem tun sie übrigens, was das Paradoxon des

„Wäre das eine theoretische Abhandlung, könnte man sich Gedanken machen über die Rolle, die Bücher bei der Abwehr kindlicher Ängste spielen, über ihre Funktion als Fluchtburgen.“

Gelingens von Kindheit ausmacht – sie lassen die Eltern hinter sich, indem sie sich mit ihnen identifizieren. Unter anderem findet das darin seinen Niederschlag, dass die überwiegende Zahl der besseren Kinder- und Jugendbücher durch das Fehlen von Eltern gekennzeichnet ist.

Bevor Kinder Bücher lesen, in denen die Eltern fehlen, lesen ihnen die Eltern vor. Auch mir müssen meine Eltern vorgelesen haben, es ist mir allerdings so gut wie

▷ Fortsetzung auf Seite A 4



Der schönste Tag der Woche

Von Otto und Karl, Linzia und Stifter, Fussenegger und Wurst.

Mit großer Erleichterung habe ich die Botschaft vernommen, dass Otto von Habsburg das Amt des Großmeisters des Ritterordens vom Heiligen Sebastianus an seinen Sohn Karl übergeben hat. Damit haben sechs Millionen Brauchtumsschützen in Europa einen neuen Schirmherrn. Otto von Habsburg sieht in der Ritterschaft übrigens das verwirklicht, was ihm in der europäischen Verfassung fehlt: das Bekenntnis zu Gott. Ich finde das durchaus in Ordnung, denn auch mir haben Lieder wie *Einmal um die ganze Welt* und *die Taschen voller Geld* oder *Fang das Licht* von Herrn Gott immer schon gut gefallen.

Weshalb mir im Zusammenhang mit der o. a. Meldung ausgerechnet der „Abfraßtag“ einfällt, der unter strengen Katholiken in Österreich und Bayern am heutigen 6. September gefeiert wird, weiß ich nicht. Ist auch egal.

Nicht egal ist hingegen, dass aus Anlass des 90. Jahrestags der Gründung des Landes Oberösterreich ein Asteroid nach eben diesem Bundesland benannt wurde. So steht es zumindest im *Kulturbericht Oberösterreich*. Ich möchte kein Spielverderber sein, aber in der „Alphabetischen Liste der Asteroiden“ scheinen zwar Namen wie Oberpfalz (Nr. 6293), Oberndorfer (Nr. 3275) und Obi (Nr.

6669) auf, aber kein Asteroid mit dem Namen Oberösterreich. Ebenso wenig findet sich ein Eintrag unter Upper Austria. Dafür heißt der Asteroid mit der Nr. 1469 Linzia. Ist doch auch etwas! Außerdem gibt es den Asteroiden Stifter (Nr. 7127). (Ein kleiner Einschub für Tennisfans: Nach Rafael Nadal wurde der Asteroid mit der Nr. 128.036 benannt.)

Zu Linzia und Stifter wäre noch anzumerken, dass das Land Oberösterreich den Vorlass der mittlerweile 96-jährigen Hitler-Adeptin Gertrud Fussenegger erworben hat und dieser dem Stifterhaus Linz übergeben wurde. Das hat Stifter nicht verdient!

Dass Fussenegger Weihelieder auf Hitler verfasste und den jüdischen Friedhof von Prag 1943 als „Drachensaat“ bezeichnete, scheint das offizielle Oberösterreich „vergessen“ zu haben. Dazu passt, dass Frau Fussenegger auch in der Foto-Ausstellung „Rückblende“ im Foyer der Amtsräume des LH-Stellvertreters Franz Hiesel in Linz vertreten ist. Gezeigt werden Porträtaufnahmen des Fotografen Peter Wurst. Im Foyer von Hiesel sagte also Fussenegger zu Wurst: „Bei Ihnen kann ich so sein, wie ich will.“ Was wie eine gefährliche Drohung klingt. Bevor ich es vergesse: 2009 wird Linz Kulturhauptstadt Europas.

▷ Fortsetzung von Seite A 3
nichts davon in Erinnerung, gerade zwei Zeilen aus einem Buch mit Kinderreimen, dessen Titel ich genauso vergessen habe wie den gesamten Rest: „Kommen zwei mit Stecken, wollen dich erschrecken.“ Daneben waren in etwas hölzerner Manier zwei Schnecken abgebildet, und es ist unmittelbar einzusehen, dass sie gegen selbstgezimmerter Lesepulte, brennende Ölzüge und überhaupt einen von sich erzählenden Vater keine Chance haben konnten, auch wenn es dort wie da um die Integration kindlicher Ängste gegangen sein mag.

Mit Vorlesen war also nicht viel. Mit Selberlesen sehr wohl.

Petzi-Bücher und Angina

Lesen lernen war bei mir untrennbar verknüpft mit Petzi-Büchern, und Petzi-Bücher waren verknüpft mit Angina. Einmal dicker Hals, Fieber, Bettliegen – ein Petzi-Buch, so einfach ging das, und es ging so bis an den Anfang der zweiten Volksschulklasse. Immer öfter hatte ich Angina, bis meinen Eltern die Geduld riss oder sie ernsthaft Angst um meine Gesundheit bekamen. Sie schleppten mich jedenfalls zum HNO-Facharzt, und prompt wurden mir wenig später im Krankenhaus Amstetten die Mandeln gerupft. Ich denke, ich hatte im Spital alle fünf Petzi-Bücher, die ich inzwischen besaß, dabei und baute mir aus ihren wunderbaren Sätzen, die neben den Gebeten, die in meiner Familie aufgesagt wurden, die vertrautesten Sprachgebilde meines damaligen Lebens waren, ein semantisches Nest.

Petzi und seine Freunde Pelle, Pingo und Seebär waren auch sprachlich bei mir. Zum Beispiel: „Endlich fasste Seebär Mut“ aus *Petzi und der Kobold*. Oder der Beginn von *Petzi besucht seinen Großvater*: „Das gute, alte Schiffchen Mary schaukelte gemächlich auf den Wellen. „Es ist herrlich wieder auf See zu sein. Wir waren schon viel zu lange an Land!“, sagte Petzi.“ Oder jene Szene, in der Seebär seinen Schaukelstuhl zu einem Schlitten umfunktioniert, die dann endet mit: „Und schon glitt Seebär sanft bergab“, das Ganze aus *Petzi baut einen Schlitten*. Oder als sich in *Petzi hat keine Angst* Vater Schwein offenbart: „Könnt ihr mir nicht auch beibringen, dass man sich vor Gespenstern nicht zu fürchten braucht? Ich fürchte mich nämlich sehr vor Gespenstern, vor allem vor dem, das oben auf dem Berg steht!“

Nein, Vater Schwein, vor Gespenstern muss man sich wirklich nicht fürchten! Die Sache mit der Angstintegration scheint bei mir mithilfe von Petzi und seinen Freunden recht gut funktioniert zu haben, und noch besser etwas, das man in psychoanalytischer Terminologie die libidinöse Besetzung von Sprache nennen könnte. Gemeint ist ein Vorgang lustvoll verschränkter Imagination und Bedeutungsgebung, der letztlich dazu führt, dass Sätze wie „Das gute alte Schiffchen Mary schaukelte gemächlich auf den Wellen“ oder „Und schon glitt Seebär sanft bergab“ ein Gefühl von Wohlbefinden und leichtem Schaudern hervorrufen. Die Rachtentonsillen waren weg und die Lust am Lesen war da, oder, wenn man will, ein Fieber wurde durch ein anderes abgelöst. Das ganze Leben ist Kompensation – aber das ist nichts als die ziemlich schwach untermauerte zweite Lieblingshypothese meinerseits zum Thema Lebensklärung.

Das ganze Leben ist Metaphorik, – das ist die Nummer eins. Die Metapher in ihrer paradoxen Vielschichtigkeit, in ihrer Rolle als Überträgerin von Bedeutung und als Evokateurin von Phantasmen ist – metaphorisch gesprochen,

also selbstreferenziell formuliert – die Hebamme der Narration und die Hauptspeise der Poesie. Erzählen ohne Metapher ist undenkbar, Lesen daher ebenso.

Zum Thema Metaphorik: Nach Petzi und seinen tierischen Gefährten beschäftigte ich mich eine Zeitlang mit Rittern und ihren Schwertern, was in erster Linie damit zu tun hat, dass bei uns zu Hause zwei Bände *Deutsche Heldensagen* im Regal standen. Darin waren die Geschichten so adaptiert, dass zum Beispiel Kriemhilde und Brünhild Schneeweißchen und Rosenrot ziemlich ähnelten, dass ferner, ungeachtet der Originalversionen, Siegfried und Dietrich von Bern kämpfend aufeinandertreffen konnten, eine Auseinandersetzung, die klarerweise mit einem Remis zu enden hatte, war es doch vollkommen undenkbar, einen der beiden Topheroen durch die Hand des jeweils anderen zu Tode kommen zu lassen. Siegfried starb letztlich durch die Sache mit Blatt und Drachenblut und durch die Hinterlist Hagens, ganz ordnungsgemäß, und Dietrich wurde

„Immer öfter hatte ich Angina, bis meinen Eltern die Geduld riss. Sie schleppten mich zum HNO-Arzt, und prompt wurden mir im Krankenhaus Amstetten die Mandeln gerupft.“

überhaupt apothetisch von dieser Erde entrückt, eine Variante, die einen katholischen Ministranten zwangsläufig ziemlich zu Frieden machte.

Die geheimen Favoriten meiner mittelfristigen Ritter- Obsession waren freilich zwei Herren aus der Geschichte um Kriemhilds Rosengarten in Worms – der geigenspielende Volker und der Mönch Ilsan. Das Paar repräsentierte alles, was für einen Jüngling von zehn von Bedeutung ist: Anarchie und Kultur, Rauheit und Religion, Regelkonformität und Subversivität. Es ging vordergründig wie immer um den Kampf und dahinter auch um ganz anderes. Am Ende dringt Volker jedenfalls in den Garten der Maid ein und streicht ihr die Fidel, und Ilsan wälzt sich, Zölibat hin, Zölibat her, völlig enthemmt durch die Büsche, ehe er seine Bartstoppeln zum Kuss in das Fräuleingesicht drückt, bis rote Tropfen die zarte Haut netzen. Man dringt trotz aller Dornen ein ins Gärtlein, und das bisschen Blut am Schluss gehört dazu. Auf einer vorbereiteten Ebene leuchtete mir wohl ein, was in Wahrheit Sache war, und der Bewegungsimpuls, den die heftig anschwellende frühpubertäre Triebenergie hervorruft, ist logisch und im Grunde immer die gleiche: Weg von dort, wo man immer schon war!

Vorstellung des Wegfahrens

Das Gelingen von Kindheit bedeutet vor allem, die Eltern hinter sich zu lassen – zur Erinnerung. Das zehnjährige Kind läuft üblicherweise nicht buchstäblich fort, sondern lässt die Eltern in erster Linie metaphorisch hinter sich, soll heißen, es imaginiert sie sich weg. Wenn nun Lesen die libidinöse Besetzung von Fantasie, also des eigenen Imaginationsvermögens bedeutet, schließt sich ein Kreis: Lesen verhilft dazu, sich die Eltern lustvoll weg zu imaginieren, trägt daher zum Gelingen von Kindheit wesentlich bei.

Weit vor jeglicher parentifugaler Lektüre tauchte in meiner Kindheit das Fortfahren in ganz anderer Weise auf, nämlich in Gestalt der Eisenbahn. Böse Menschen behaupten, Amstetten sei in Wahrheit nichts anderes als ein großer Bahnhof mit ein paar Häusern drumherum. Ich hätte dem in meinen ersten Lebensjahren vermutlich aus vollem Herzen zugestimmt, denn es gab damals keinen Ort der Welt, der mich mehr inter essiert hätte. Jeden Sonntag ging ich nach der Messe mit meinem Vater die Bahnhofstraße von ihrem einen Endpunkt, der Herz-Jesu-Kirche, hinunter bis zu ihrem anderen, eben dem Bahnhof.

Dort stand dann auf Bahnsteig eins der Personenzug in Richtung Linz, vorgespannt etwas, das ohne Zweifel deutlich mehr Göttlichkeit besaß als alles, dem ich da in der Stunde davor in der Kirche begegnet war, – eine schwarze Dampflokomotive.

Die Lokführer kannten mich bald und luden mich immer wieder ein, auf den Führerstand zu klettern, doch ich traute mich nicht. Ich denke, es war weniger die phallische Monumentalität des Dings, die mich zurückschrecken ließ, und auch nicht die Fülle an geheimnisvollen Geräuschen, die es von sich gab, sondern eher die Tatsache, dass es mich mit Sicherheit überfordert hätte, der Vorstellung des Wegfahrens so viel Konkretheit zu verleihen. Sowohl mein Vater als auch die Lokomotivführer waren klug und drängten mich nicht. Auf diese Weise konnte „Eisenbahn“ ungestört den ersten Teil jener metaphorischen Potenz erlangen, mit der sie bis heute in mir repräsentiert ist.

Henrystutzen und Bärenötter

Ich träume von Zügen, die ich vergeblich zu erreichen versuche, von riesigen Wägen über endlos langen Bahnsteigen, von Schaffnern mit eigenartigen Vogelgesichtern und von Kaugummiautomaten in Wartehallen, die nichts hergeben, wie viel auch immer ich einwerfe. Ich bin aufgeregt wie vor einer großen Reise, sooft ich mich zum Bahnhof begeben, überlege ewig, ob ich mich in einen offenen oder einen Abteilwaggon setzen soll, und ob es sich auszahlt, ans Buffet zu gehen, um Reiseproviant einzukaufen. Und ein Buch. Ein Buch muss ich immer dabei haben, das ist keine Frage, selbst wenn ich nur von Wien nach St. Pölten fahre.

Acht Jahre lang fuhr ich als Gymnasiast täglich mit der Eisenbahn von Blindenmarkt nach Amstetten, eine Strecke von gerade einmal neun Kilometern, die bestenfalls das Erledigen der aller kürzesten Hausübungen erlaubte, wirkliches Lesen jedoch kaum.

Das Leben besteht freilich immer aus Fragmenten und man selbst aus Partialidentitäten. Nebeneinander ist man Verschiedenes. Für mich hieß das: In der Zeit, in der ich bahnfahrender Gymnasiast war, war ich auch Bibliotheksbesucher. Das bedeutete, dass ich an manchen Tagen nach der Schule um dreiviertel zwei mit dem Zug in Blindenmarkt ankam, nach Hause ging, ein Mittagessen in mich hineinschlang, die zur Rückgabe fälligen Bücher in eine der abgrundtief hässlichen Einkaufstaschen meiner Mutter steckte und zum Bahnhof rannte, um den Halb-drei-Uhr-Zug nach Amstetten zu erwischen. Schule und Lesen waren völlig getrennte Bereiche; in die Bibliothek fuhr man extra; die Variante „Ich nehme am Morgen die Bücher mit und gehe im Anschluss an den Unterricht direkt in die Bücherei“ existierte nicht, nicht in meinem Kopf und schon gar nicht in umgesetzter Form.

Ein Schritt an den Anfang. Meine Beziehung zur Stadtbücherei Amstetten beginnt im Herbst meines ersten Gymnasialjahres mit *Winnetou II*. *Winnetou II* war der einzige Karl-May-Band, den es bei uns zu Hause gab. Keiner konnte sagen, woher das zerschlissene Exemplar stammte, und auch die Frage, warum es gerade *Winnetou II* war, fand keine Antwort. Die Geschichte fängt jedenfalls damit an, dass Mr. Henry, der geniale Büchsenmacher, Old Shatterhand, dem Ich-Erzähler, ein neues Schnellfeuer-gewehr übergibt, den Henry-Stut-

zen, und ihm auch noch sein altes, den Bärenötter, überlässt.

Symbolisch traf das den Zehneinhalbjährigen offenbar ins Herz, sowohl was die Entwicklungsbedürfnisse betrifft als auch auf der Vater-Sohn-Ebene. Natürlich kam bald auch der Apachenhäuptling ins Spiel, und das erste Kapitel endete, wie es enden musste: „Wo immer an den Lagerfeuern zwischen dem Mississippi und dem Felsengebirge von den Taten Winnetous und Old Shatterhands erzählt wurde, da erwähnte man neben der Silberbüchse Winnetous auch den Bärenötter und den Henrystutzen seines weißen Bruders.“ Damit hatte es mich erwischt, und da Bücherkaufen nicht infrage kam – natürlich des Geldes wegen, aber auch, weil klar war, dass man ein Buch eh im Kopf hat, sobald es einmal gelesen ist –, war der Weg vorgezeichnet.

Ich las in den folgenden Jahren nach und nach alle 53 Karl-May-Bände, die in der Stadtbücherei Amstetten verfügbar waren, einschließlich die Münchmeyer-Serie, also jene Heimatromane, die unter anderem *Der Peitschenmüller* oder *Der Silberbauer* heißen. Da natürlich nicht immer alles entlehnbar war, was ich wollte, las ich auch anderes, in der ersten Zeit etwa sämtliche Bücher von Astrid Lindgren, besonders gerne *Mio, mein Mio* und *Rasmus und der Landstreicher*, x-mal *Die Spatzenelf* von Karl Bruckner und später noch öfter das Nanga-Parbat-Buch von Hermann Buhl und *Kon Tiki* von Thor Heyerdahl.

Die Bibliothekarin kannte mich bald und war in der nur Bibliothekarinnen eigenen Dezens hingewiesen vom Ausmaß meiner Bibliophilie. Hatte ich einmal Verspätung bei der Rückgabe, verrechnete sie mir keine Zusatzgebühr, und wenn ich über Wochen versuchte, *Schloss Rodriganda* zu bekommen, oder *Der Mir von Dschinnistan*, hatte sie das Buch schließlich den Fängen der anderen entwendet und legte es wortlos oben auf meinen Stapel. Nichts trübte unsere Beziehung, und erst als ich nach Karl May in eine kurze, aber intensive Science-Fiction-Phase eintrat, zog sie ab und zu die Augenbraue hoch. Das irritierte mich, genau genommen, gar nicht. Lediglich nachdem ich einen besonders absurden Roman gelesen hatte, der auf der Hohlwelttheorie basierte, also auf der Annahme, das gesamte Weltall stecke in Wahrheit in einer Kugel drinnen und wir Menschen gingen auf ihrer Innenfläche spazieren, was man im Übrigen daran ablesen könne, dass Schuhsohlen in der Regel vorne und hinten am stärksten abgelauten seien, schaute ich ein wenig besorgt nach ihr und verspürte einen Anflug von schlechtem Gewissen. Die Bibliothekarin sagte jedoch nobel nichts.

Bibliotheken sind Reservate; für die Hohlwelttheorie zum Beispiel; oder für das Sich-Hinsetzen, obwohl man doch längst schon unterwegs sein sollte; für das Aufbewahren und Katalogisieren von Dingen, die Gewicht haben; für die Gewissheit, dass es manchmal genügt, vorhandene Information einfach abzustauben; oder etwa für das Skandalon, dass Papier immer schon Kriege überdauert hat. Bibliotheken sind vor allem jedoch Übergangszonen; gerade so wie die Hand der Mutter für das Kleinkind, das laufen lernt; oder wie Schule in ihrer idealtypischen Form; oder wie Urlaub oder der Fußballplatz oder der Wirtshaustisch oder in Wien das Kaffeehaus. Übergangszonen, in denen einander das Imaginierte und das Reale nicht im Weg sind, in denen das Metaphorische und das Konkrete friedlich

koexistieren; Übergangszonen schließlich zwischen dem Fremden, das man sich zu eigen macht, und dem originär Eigenen.

Der Schakal. Das war es!

Die Stadtbücherei Amstetten hatte für mich ihre Funktion als Übergangszone endgültig erfüllt, nachdem ich Frederick Forsyths Roman *Der Schakal* gelesen hatte. Ich weiß nicht mehr, was mich nach dem Buch hatte greifen lassen, ob es der von den Karl-May-Bänden vertraute Umfang war oder der blau-graue Einband oder der Klappentext, der Spannung verhielt. Ich weiß hingegen noch sehr gut, dass ich hintennach das Buch weglegte mit dem Gefühl „Das war es!“ und dass das nicht nur mit dem Politischen zu tun hatte, das in meiner Lektüre neu war, nicht nur mit der Verwunderung darüber, dass man sich primär mit dem Bösewicht identifiziert hatte; auch nicht nur mit der ersten expliziten Sexszene, der ich begegnet war und von der ich mir bis heute einen Satz gemerkt habe: „Es machte hörbar ‚Plopp‘, als das Mädchen den Kopf wenige Zentimeter hob.“ Das Gefühl umfasste sämtliche Schluchten, Wüsten und Prärien, durch die ich geritten war, die Welten, ob hoch oder nicht, durch die ich mich zeitreisend bewegt hatte, all die Kämpfe, die ich ausgefochten hatte.

In dem Buch gibt es zwar keine Eisenbahn und kein Pferd, aber ein Gewehr, das nach Henrystutzen, Bärenötter und Silberbüchse für mich als Übergangszonensymbol gut brauchbar war – eine speziell angefertigte Präzisionswaffe, die erst als Krücke dient, dann tatsächlich zweimal abgefeuert wird. Am Schluss beugt der Präsident seinen Kopf unvermittelt nach vorn und entgeht so dem Tod, und dann stirbt der Held, ziemlich blutig und ziemlich lapidar.

Als ich das Buch zurückgab, machte die Bibliothekarin den Eindruck, als sei sie sehr damit einverstanden, dass ich es gelesen hatte. Ich denke, sie hatte eine kleine Ahnung von dem Gefühl und der Klarheit, die in mir entstanden waren.

Mir war klar geworden, dass das Überleben manchmal von Zufällen abhängt und dass Schakale trotz ihres schlechten Rufes respektable Tiere sind. Mir war klar geworden, dass ich ein Gespräch mit meinem Vater zu führen hatte; ein Gespräch über die Höhe meines Taschengeldes, geknüpft an die Frage, ob es nicht Bücher gab, die man besser besaß, als ausborgte. „Mir war klar, dass ich ein Gespräch über die Höhe des Taschengeldes, geknüpft an die Frage, ob es nicht eindeutig Bücher gab, die man besser besaß, als ausborgte. Mir war schließlich klar geworden, dass jener Band *Winnetou II* mit Sicherheit seinerzeit auf dem selbstgezimmerter Lesepult meines Vaters gestanden war und irgendjemand – keiner weiß, wer – den Entlehnzetteln hinten herausgerissen hatte.“



Paulus Hochgatterer

Der in Wien lebende Schriftsteller und Kinderpsychiater studierte Medizin und Psychologie an der Universität Wien und promovierte 1985 zum Doktor der Medizin. 1993 veröffentlichte er seinen ersten Roman *Über die Chirurgie*. Zuletzt erschien von ihm im Deuticke Verlag der Roman *Die Süße des Lebens*, für den Paulus Hochgatterer mit dem deutschen Krimipreis ausgezeichnet wurde. Foto: H. Corn

BEST-SELLER

Belletristik

- (3) Donna Leon
Lasset die Kinder zu mir kommen
Diogenes, € 22,60
- (1) Henning Mankell
Der Chinese
Zsolnay, € 25,60
- (7) Charlotte Roche
Feuchtgebiete
DuMont, € 15,40
- (2) John Grisham
Berufung
Heyne, € 20,-
- (5) Ingrid Noll
Kuckuckskind
Diogenes, € 22,60
- (4) Cecelia Ahern
Ich hab dich im Gefühl
Krüger, € 17,40
- (-) André Heller
Wie ich lernte, bei mir selbst Kind zu sein
Fischer, € 17,40
- (-) John Grisham
Berufung
Heyne, € 20,60
- (-) Noah Gordon
Der Katalane
Blessing, € 20,60
- (9) Norbert Gstrein
Die Winter im Süden
Hanser, € 20,50

Sachbuch

- (1) Rhonda Byrne
The Secret – Das Geheimnis
Goldmann, € 17,50
- (4) Charles F. Haanel
The Master Key System
Goldmann, € 18,50
- (7) Martin Kihn
Asshole
Ullstein, € 17,40
- (-) Richard David Precht
Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?
Goldmann, € 15,40
- (6) Oliver Sacks
Der einarmige Pianist
Rowohlt, € 20,50
- (5) Sasha Walleczek
Die Walleczek-Methode Das Kochbuch
Ueberreuter, € 19,95
- (2) Rudolf Buchbinder
Da Capo
Styria, € 24,95
- (-) Andreas Salcher
Der talentierte Schüler und seine Feinde
Ecowin, € 19,95
- (-) Werner Gruber
Die Genussformel
Ecowin, € 21,90
- (-) Hape Kerkeling
Ich bin dann mal weg
Malik, € 20,50

Spiegel-Bestseller

- (1) Charlotte Roche
Feuchtgebiete
DuMont, € 15,40
- (2) Cecelia Ahern
Ich hab dich im Gefühl
Krüger, € 17,40
- (3) Ken Follett
Die Tore der Welt
Lübbe, € 25,70

Spiegel-Sachbuch

- (1) Richard D. Precht
Wer bin ich?
Goldmann, € 15,40
- (2) Michael Winterhoff
Warum Kinder Tyrannen sind
Gütersloher, € 18,50
- (3) Hape Kerkeling
Ich bin dann mal weg
Malik, € 20,50

WIEN: Berger: 1010, ÖBV-Buchhandlung: 1010, a-punkt: 1010, Leporello: 1090, Bücherstube Baumann: 1190, Posch: 1070; BURGENLAND: Nentwich: 7000 Eisenstadt; NIEDERÖSTERREICH: Schmidl: 3500 Krems, Winter: 3400 Klosterneuburg; OBERÖSTERREICH: Dim: 4910 Ried; SALZBURG: Motzko: 5017 Salzburg; STEIERMARK: Leykam: 8600 Bruck; KÄRNTEN: Kärntner BH.: 9020 Klagenfurt; VORARLBERG: Brunner: 6900 Bregenz

3, 2, 1,
Schule!

Thalia at
Bücher, Papier, Medien

„Es riecht nach Bier und Zank“

Bachmann und Celan, Wolfgang Koeppen und seine Frau Marion: Zwei fantastische Briefbände offenbaren die Ohnmacht der Nachkriegsliteratur.
Von Ronald Pohl

Der Anblick der blutjungen Schwabinger Salonschönheit Marion Unger muss den seinerseits keineswegs mehr taufrischen Romanzierer und Drehbuchautor Wolfgang Koeppen wie der sprichwörtliche Blitz gestreift haben. Die Anwalts-tochter, einer unheilvollen familiären Disposition wegen von früh an daran gewöhnt, bei allen passenden oder auch unpassenden Gelegenheiten den Alkoholika zuzusprechen, wird ab 1943 von ihrem „Kopernikus“ in recht eindeutiger Weise angehimmt. Sie zählt zu Beginn von Koeppens Werbungsversuchen gerade 16 Jahre – und ist damit satte 21 Jahre jünger als ihr dichtender Cavalier.

Marion Koeppen wird 1948 „Frau Koeppen“. Mit der Eheschließung beginnt eine der anrüh-

det, der ihn als den listenreichen Meister im Herauskitzeln von Vor-schüssen zeigt, als einen Gescheiterten, der wenig dichtet, aber die Öffentlichkeit mit hochgestimmten Romanplänen ganz frohgelaunt in Atem hält – Koeppen wird, mit Blick auf die ganz einseitige Briefdokumentation seines Ehelebens, als Opfer höchst schmeichelhaft präpariert.

Man glaubt sich bei Lektüre des schön kommentierten Bandes *trotz allem so, wie du bist* mitunter in einem Heinz-Erhardt-Film angekommen: Das Nesthäkchen, mutmaßlich besoffen, sitzt zwischen zwei reizenden Hunden auf dem Küchensofa, während sich der Herr Gemahl in wochenlange Schreibklausur begeben hat. Koeppen klappert in schlecht klimatisierten Hotelzimmern in Stuttgart, erzählt seinem „Kuckucksklan“ (sic!) von frivollen Aufenthalten im Württembergischen und weiß auch Malerisches aus dem Stadtbild zu berichten: „Neger gehen mit sehr hässlichen Frauen vorüber. Arme Neger.“ Man könnte meinen, Koeppen sei zu seinem Miss-

pens nachträglich zu widersprechen wüsste – Marions übermittelte Briefe sind einfach zu wenige. Wolfgang Koeppens Gemahlin starb 1984 an Leberzirrhose. Des Witters kurzer Text zum Abschiednehmen ist der knappe, unendlich fein ziselierter Vermerk einer lebenslangen Passion. Es waren seine besten Jahre und Kräfte gewesen, die er nicht auf zwei Notwendigkeiten zugleich zu konzentrieren verstand. Das macht, nachträglich gesagt, aus dem *Tod in Rom* (1954) keinen kleineren Wurf.

LEESEN & SCHREIBEN

Vom Schweigen, genauer noch: vom jeweils planvollen oder auch nur planlosen Versiegen der Kommunikationskanäle handelt auch der zweite große Briefsammlungsband, den Suhrkamp in den Bücherherbst wirft: Ingeborg Bachmanns Korrespondenz mit dem Kollegen Paul Celan präsentiert,

ßen pragmatischen Part. Sie bekennt Sehnsüchte ein, deren unwegige Verzeichnung im Widerspiel der Gedichtkorrespondenz zusehends Schaden nimmt.

Voyeure werden mit der Lektüre des Bandes *Herzzeit* auf keine wie immer gearteten Kosten kommen. „Die“ Bachmann ist das Enigma einer zu Recht „weiblichen“ Literatur, die das Leben – und die Bachmann war enorm lebenslustig! – bloß als Wechsel von Krisen zu managen versteht.

Krisen sind Verfehlungen in der Kommunikation. Sprachliche Vereinbarungen können aber nur dann poetisch haltbar gemacht werden, wenn ihre Produkte – ob Gedichte oder Briefe – mit den Malen des Scheiterns versehen sind: wenn sie ihren Sinn lediglich widerstrebend preisgeben und das „Gelingen“ von Verständigung als die Ausnahme von der Regel vor Augen führen.

Man kann daher nachlesen, wie Celan erst innehält, um an oder „in“ der Bachmann sein eigenes poetisches Widerbild zu finden: stets von Misstrauen geplagt, von den Verheerungen des Holocaust



Existenzen der Nachkriegsliteratur: Wolfgang Koeppen (ganz links) opferte die Chimäre des Fleißes an seine geliebte, weitaus jüngere Frau Marion (rechts daneben). Verrätselungskünstler leider ungleicher Lebensverhältnisse: Paul Celan liebte und korrespondierte mit Ingeborg Bachmann.

Fotos: APA / Schulda-Müller, Bildarchiv Österr. Nationalbibliothek, Wolfgang-Koeppen-Archiv (2)

rendsten Langzeitverbindungen in der Geschichte der deutschen Nachkriegsliteratur. Irritierende Balzlaute richtet der reife Dichter an seine Angetraute: „Du bist nicht die Braut für diese Zeit, aber du bist die rechte.“ Die 50er-Jahre brechen über die Bundesrepublik herein – mit ihnen ein Wohlstand, von dessen Segnungen im Hause Koeppen vorerst wenig zu verspüren ist. Der Gemahl schreibt sukzessive jene Roman-Trilogie nieder, deretwegen – durchaus auch mit Blick auf Arno Schmidt oder den „jungen“ Grass – die deutsche Prosa nach 1945 zu Recht Weltgeltung genießt. Man kennt die Bücher kaum mehr: Sie heißen *Treibhaus*, *Tauben im Gras* und *Der Tod in Rom*.

Koeppen vergöttert Marion. Traut man dem Konvolut an gewechselten Briefen, die der Suhrkamp Verlag nunmehr vor der Öffentlichkeit ausbreitet, so besitzt im Hause Koeppen ein Einziger die „Sprachmacht“. Der Dichter schreibt – darin liegt, ganz altmodisch gesprochen, seine Daseinsbestimmung. Er kann nur nicht zu Hause schreiben. Der Subtext ist wenig vorzeigbar. Er lautet: Marion säuft ständig, Marion gerät, sobald sie die Freuden der Intoxikation genießt, in ganz furchtbare Exaltationen. Sie verliert sich lesbisch. Doch dann ist Wolfgang natürlich schon längst außer Haus gewesen. Er „schreibt“ dann – oder bekundet wenigstens gegenüber Dritten wortreich –, warum er nichts Rechtes geschrieben haben kann.

Koeppen, der legendäre „Verstümmte“ des Suhrkamp Verlages, der seinen wahren Lebensroman in jenem Briefwechsel abgebildet fin-

vergnügen gewaltsam nach Missouri versetzt worden.

Er schwitzt ganz unsäglich an der Schreibmaschine Hemden voll und argwöhnt, dass die (lesbisch) Ungetreue derweil zu Hause „nach Bier und Zank riecht“. Das Ungemach eines Strindberg-Dramas ist in diesem sich über die Jahrzehnte verfestigenden Ehebild unheilvoll aufgehoben. Die Briefe zeigen die Wahrheit nur um-, nicht ungelogen. Man glaubt, den Mief beim Herauskratzen aus dem Faltenrevier der Rheumalinddecken förmlich nachspüren zu können.

Man bewundert Koeppens Findigkeit im Annehmen und Flüssigmachen von Vorauszahlungen – von Spesen, während er in den 50ern, 60ern monatlang auf journalistische Reisen geht und das Weibchen zu Hause mit Ohnmachtsbekundungen nervt. Kleid aus Los Angeles? Können er ihr leider nicht kaufen, da er ja ihre Konfektionsgröße nicht zu rekonstruieren versteht!

Koeppen hat, einer merkwürdigen Mythologie zufolge, sein Bestes geopfert, um seinem Lebensmenschen über die schlimmsten Anfechtungen hinweg das Überleben zu sichern: seine Literatur. Marions wegen hat es also den verschiedentlich angekündigten Monumentalroman *In Staub mit allen Feinden Brandenburgs* nicht mehr gegeben. Es liegt aber eben auch keine Stimme vor, die dem kauzigen Wirtschaftswundertone Koep-

mustergültig ediert und kommentiert von Bertrand Badiou, Hans Höller, Andrea Stoll und Barbara Wiedemann, ein härenes Passionspiel der existenzphilosophischen 1950er- und 1960er-Jahre.

Die junge Bachmann verband mit dem staatenlosen Celan seit 1948 ein so inniges wie in letzter Konsequenz ungleiches Liebesverhältnis; der Jude aus Czernowitz, der seine Familie von den Nazis ausgerottet wusste, widmet der begabten Kärtnerin gleich zu Anfang ihres gemeinsamen Kennenlernens ein Gedicht (*In Ägypten*) – und legt damit ein für allemal den Generalton ihrer schmerzvollen Auseinandersetzung fest: „Du sollst zu Ruth,

„Du sollst zu Ruth, zu Mirjam und Noemi sagen: / Seht, ich schlaf bei ihr!“, schreibt Paul Celan bereits 1948, aus Anlass des Kennenlernens in Wien, an die junge Ingeborg Bachmann.“

von erzählt, wie das innigste Verständnis notwendig in eine wechselseitige Verfehlung hineinmündet, tatsächlich bloß an die Fachgermanistik aushändigen? An alle diejenigen, die sich die Entschlüsselung von Celans oft so rätselhaften Versen zum gewiss ersprißlichen Hauptberuf gewählt haben?

Bachmann, der mysteriöse Star einer allmählich aus Kultur- und Gesinnungsschutz mühsam wiedererstehenden Nachkriegsliteratur, übernimmt zwischen ihnen den „zärtlichen“, den gewisserma-

psychisch unrettbar versehrt. Wie er schließlich, als bereits gefeierter Dichter mit Wohnsitz in Paris, das Aufflackern der erotischen Beziehung – Bachmann ist seit 1958/59 mit Max Frisch liiert – allmählich unter Bedenken begräbt. Wie er seiner „Ingeborg“ Leichtfertigkeiten unterstellt, wie er ihre Dichtungen über eine lange Zeit hinweg negiert – wie er im Zuge einer leidigen Plagiatsaffäre überhaupt das gesamte Zutrauen in die Welt verliert. Und andere, die doch seine Freunde sind, seine guten, gutwilligen Bekannten, aus dem Kreis der (nicht nur brieflichen) Adressierbarkeit ausschließt. Ehe er 1970 seinem Leben dann ein Ende setzt, indem er in den Fluss Seine geht.

Zwei unterschiedlichere Briefsammlungen sind gar nicht denkbar: Der eine Dichter (Koeppen) nimmt vor seiner alkoholkranken Frau Reißaus, um in dem eng bemessenen Freiraum das Erlahnen seiner Schaffenskraft zu konstatieren. Der andere Dichter (Celan) zieht sich immer eigensinniger, immer schmerzlicher vor derjenigen Partnerin zurück, die mit ihm auf gleicher Höhe (poetisch) korrespondiert. Ingeborg Bachmann wird viele Jahre später ihren Paul-Celan-Schlüsselroman *Malina* schreiben, und das Syndrom der „Krankheit“ wird zum Zeichen des Widerstands. Zu viel für den armen, großen, tapferen Paul Celan.

Ingeborg Bachmann, Paul Celan, „Herzzeit“. Briefwechsel. € 24,80 / 400 Seiten. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008

Wolfgang Koeppen, Marion Koeppen, „trotz allem so, wie du bist“. Briefe. € 32,80 / 464 Seiten. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008

LES SCHREIBEN &

Schreiben und Büchermachen in Eigenregie

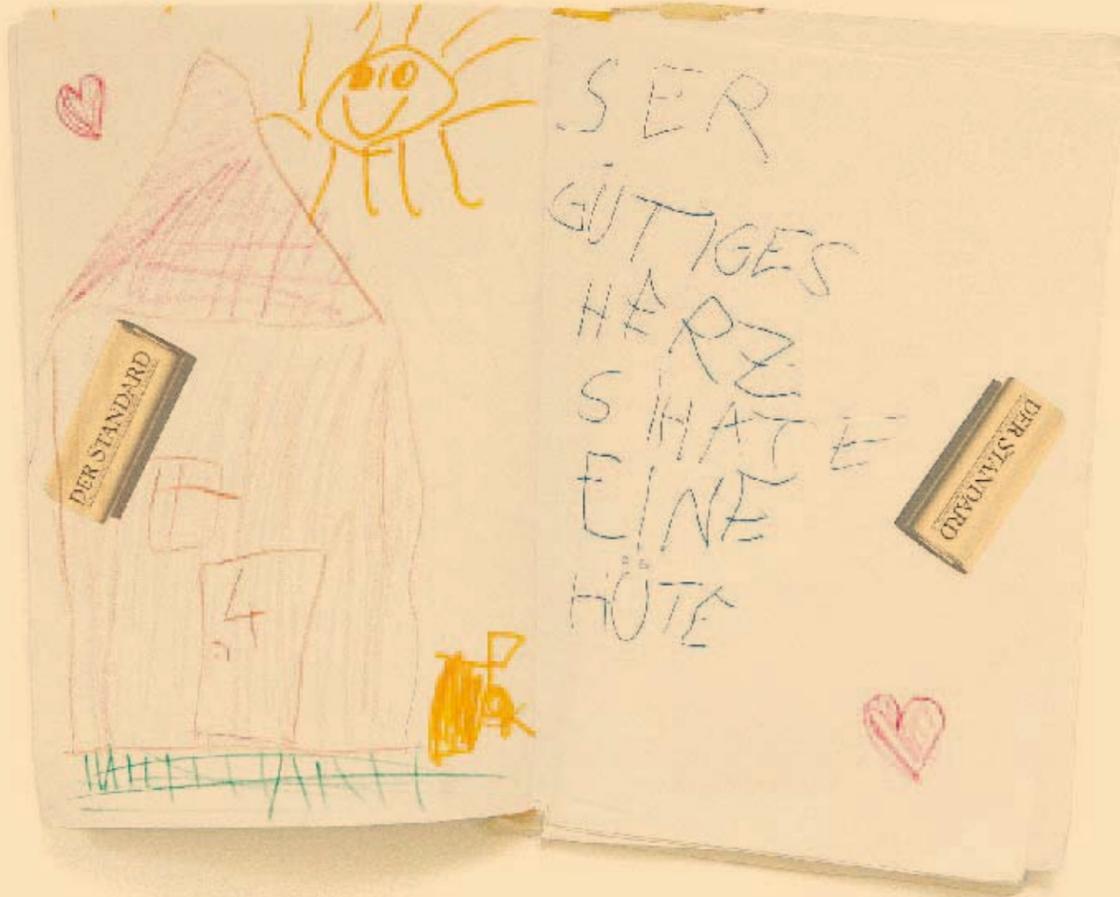
Auf die Frage, was sie gerade lesen, antworten Journalisten manchmal: „Nix. Des bisserl, wos i lies, schreib i ma söba.“

Das klingt zynisch, hat aber finanziell gesehen etwas für sich. Selbst wenn man beruflichen Zugang zur Institution des wohlfeilen Rezensionsexemplars hat: Man würde sich einiges ersparen, wenn man alle Bücher, die man liest, auch selber verfasste.

Der Bildband dieser Woche – ein unverkäufliches Unikat – zeugt von einem Bestreben, die Bibliothek im Kinderzimmer schon im frühen Lebensalter durch eigene Schöpfungen aufzuwerten. **Katharina Deisting** (13) hat als Fünfjährige ihre ersten Bücher geschrieben (auf altem STANDARD-Briefpapier und „aus Langeweile“, wie sie heute sagt). Mit dem Schreiben nicht genug: Sie hat ihre Bücher auch layoutiert, illustriert, lektoriert, gefaltet, gebunden (mit gelbem Isolierband) und verlegt. Weil sie damals noch nicht in die Schule ging, sah sie sich gezwungen, ihre Geschichte über „Die kleine Laura und die Wunderlampe“ nach Gehör zu Papier zu bringen. Durch einen bloßen Mangel an orthografischen Kenntnissen lässt sich eine ehrgeizige Büchermacherin nicht ins Bockshorn jagen.

Das Buch handelt von der kleinen Laura, welche nicht nur „ein ser gütiges Herz“ und „eine Hüte“ ihr Eigen nennt, sondern auch eine „Wundrlampe: Sie konte ales zauban was man sich wünschte.“ Das Motiv der Wunderlampe wird im Buch nicht weiter ausgeführt, dafür endet es mit einer Passage, welche elegant den Zahnverlust als eine generationenübergreifende Sorge thematisiert: „oma sagde lura eines tages mir ist der dritte zan aus gefaln. na unt lura mir sin schon ale ausgefaln.“ Ein gut geschriebenes, schön illustriertes Werk, das man jedem Leser empfehlen könnte, wenn es denn in größerer Auflage existierte. Solange es Schreiberinnen und Verlegerinnen wie Katharina gibt, muss uns um die Zukunft des Buches nicht bange sein. *Christoph Winder*

Katharina Deisting, „Dleine Laura unt di Wundrlampe“. Unverkäufliches Unikat / 32 Seiten mit vielen farbigen Illustrationen. Selbstverlag, Wien 2000



Hörbuch

Altes Ohrenkino neu aufgelegt

450 Minuten „beste Kaminfeuer-Unterhaltung“ verspricht der Umschlagtext der Hörbuch-Box *David Copperfield* – und dieses Versprechen wird eingehalten: Keine Minute Fadesse, sondern Ohrenkino at its best. **Charles Dickens'** Schlüsselroman wird hier nicht in zurechtgestutzter Kurzfassung von einer einzelnen Stimme vorgelesen, sondern als regelrechtes Ohrentheater inszeniert. Das ist ein rares Vergnügen, und es mag natürlich daran liegen, dass dieses Hörspiel höchst aufwändig in einer Zeit vom WDR produziert wurde, als das Fernsehen noch eine untergeordnete Rolle spielte. Über 40 Schauspieler waren im Jahr 1957 damit beschäftigt, dem Roman akustische Färbungen zu verleihen, und es ist trotz der gelegentlich erstaunlich falschen Aussprache des Englischen ein Genuss, zu erleben, wie diese Herrschaften ihre Stimmen zu Instrumenten machen konnten. Besonders hervorzuheben: Trudik Daniel als Tante Betsey und Richard Münch als Wilkins Micawber. Keine Szene wirkt gekünstelt, und wenn es kalt wird in London, frieren die Hörer mit. Der Einsatz erforderlicher Zwischengeräusche ist spartanisch und beschränkt sich auf ein Minimum an gelegentlichem Gläserklirren oder Meeressauschen. Auch das tut inmitten des Getöses zeitgenössischer Literatur- und Kulturevents gut. Die Erwachsenenepisoden des *David Copperfield* wurden zwar gekürzt, doch nie ging dabei der Faden verloren. Empfehlenswert für Große und Kleinere an den bevorstehenden langen Kaminfeuer-Winterabenden. *Ute Woltron*

Charles Dickens, „David Copperfield“. € 29,95 / 6 CDs, Gesamtlauzeit 450 Minuten. Schall & Wahn, Bergisch Gladbach 2008



Krimi

Viel zu viele Verdächtige

Eine Reverenz an den klassischen Kriminalroman, spielerisch weiterentwickelt, aktualisiert und recht bis-sig, das ist **Anne Holts** neuester Krimi. Das Setting ist altbewährt: In einer geschlossenen Gesellschaft geschieht ein Mord. Der oder die kluge Detektivin findet durch Befragung heraus, wer der Mörder ist. In Norwegen entgleist ein Zug wegen eines Schneesturms. Die Passagiere können trotz des Orkans evakuiert und in ein nahegelegenes Berghotel gebracht werden. Mürrische Beobachterin der wilden Szenen ist Hanne Wilhelmsen, eine Ex-Polizistin, die nach einem Schusswechsel querschnittgelähmt im Rollstuhl sitzt. Aktiv kann sie kaum handeln, also muss sich die Ich-Erzählerin auf ihre geistigen Kapazitäten beschränken, als ein Mitglied der Zwangsgemeinschaft ermordet wird. Nicht nur, dass es zu viele Verdächtige gibt, das Ganze wird noch komplizierter, weil an den Zug ein Sonderwagen angehängt gewesen war: Wer sind die anonymen Mitreisenden? Etwa Mitglieder des norwegischen Königshauses? Tatsache ist, dass ein Teil des zugeschnittenen Hotels abgesperrt und von unfreundlichen Bewaffneten abgeriegelt wird. Wilhelmsen wird immer misanthropischer, die Kühlräume in der Küche werden grau-s zweckentfremdet, und weil so schnell keine Rettung in Sicht ist, zeigen sich die Eingeschlossenen bald von ihrer schlechtesten Seite. Wilhelmsens Außenseiterposition gewinnt dem Geschehen neue Perspektiven ab und verleiht dem scheinbar abgenutzten Krimimuster neuen Glanz. *Ingeborg Sperl*

Anne Holt, „Der norwegische Gast“. Dt.: Gabriele Haefs, € 20,50 / 318 Seiten. Piper, München 2008



Kinderbuch

Über einen Wolf, der lesen lernt

Wenn ein Kind im Urlaub jeden Tag verlangt, immer das gleiche Buch vorgelesen zu bekommen, drei Wochen lang, ohne Pardon, dann kann das Buch wohl nicht so schlecht sein. *Der kultivierte Wolf* heißt die Geschichte von **Becky Bloom** und **Pascal Biet**. Gut, machmal glaubt man, dass nicht einmal Erwachsene den Begriff „kultiviert“ verstehen. Warum dann Kinder? „Klutierte Wolf“, sagt das eigene. Und freut sich auf die Geschichte über das – hier völlig harmlose – Raubtier. Der Wolf kommt hungrig in eine Stadt und will, da er kaum Geld hat, Essen auf einem Bauernhof rauben. Dort sieht er sie zum ersten Mal: eine Ente, ein Schwein und eine Kuh. Alle drei lesen. Und lassen sich auch von ihm, als er auf sie brüllend zustürmt, nicht aus der Ruhe bringen. Der Wolf stört und beginnt lesen zu lernen – zuerst holprig, am Schluss reicht es aber sogar zum „professionellen“ Geschichtenerzähler. „Jedes Mal, wenn der Wolf eine Geschichte zu Ende gelesen hatte, baten das Schwein, die Kuh und die Ente den Wolf, noch eine Geschichte vorzulesen“, schreiben die Verfasserinnen. So unterschiedlich kann die Wahrnehmung sein: Was der Vater als ein bisserl zu brav erzählt empfindet, bringt die Tochter zum Strahlen. Gebannt hört sie zu. Abweichungen vom Text (um das Vorlesen abzukürzen) werden korrigiert. Kaum fertig, weiß der Ältere, was droht: „Noch einmal“, heißt es da. Dann folgt ein „Bitte, einmal noch“, wenn der Herr Papa nicht spurt. Und auf geht's. *Peter Mayr*

Becky Bloom, Pascal Biet, „Der kultivierte Wolf“. € 10,30 / 32 Seiten. Lappan Verlag, Oldenburg 2008



Fundstücke

Im fatalen Sog des Nichtschreibens

Bücher können zerstören, ja töten. Nicht nur, wenn sie auf Zeh oder Schädel fallen. Sondern auch wenn es sich um apokryphe Kapitel handelt, genauer: um Kapitel 39 und 40 von Alessandro Manzoni's Roman *Die Brautleute*. Diese mysteriösen Texte bilden das Zentrum des zweiten Romans des jungen Italieners **Errico Buonanno**, im Hauptberuf Lektor eines literarischen Verlags. Buonanno lässt in Montevideo einen zwergenhaften Erzähler namens Hamete Benegeli – nicht zufällig der Name jenes Arabers, von dem Cervantes reklamierte, von ihm das Originalmanuskript des *Don Quixote* erhalten zu haben – das aufschreiben, was der „Akademie Pessoa“ zustieß. Dies ist eine Vereinigung literarischer Schiffbrüchiger, minderbegabter Autoren, die Schreibblockaden nicht überwinden, an Romanen scheiterten, als Verlags-zuarbeiter ihre Existenz fristen und gegen die Literatur zu Felde ziehen. Nach und nach kommen sie zu Tode – was aufs Engste zu tun hat mit dem Manzoni-Buch und der Sehnsucht nach wahrer Kreativität. Dass die literarische Postmoderne weder tot noch steril ist, das demonstriert Buonanno mit diesem gelegentlich etwas zu schnell sich drehenden Spiegelzitatenspektakel, in dem er von Cervantes über *Pinocchio* und den *Grafen von Monte Christo* bis zu Borges lustvoll die Literatur plündert. Hätte Buonanno nicht schon den Premio Calvino zugesprochen bekommen, dieser nach dem großen italienischen Autor benannte Preis wäre ihm für dieses Buch sicher. *Alexander Kluy*

Errico Buonanno, „Akademie Pessoa“. Deutsch: Julika Brandestini. € 18,50 / 192 Seiten. Fahrenheit Verlag, München 2008





Marlene Streeruwitz



Michael Stavaric



Linda Stift



Franzobel



Peter Truschner



Arno Geiger



Martin Prinz



Margit Schreiner



Paulus Hochgatterer



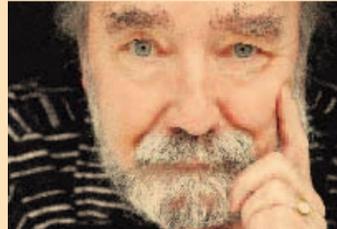
Radek Knapp



Wolfgang Hermann



David Schalko



Peter Henisch



Kathrin Röggla



Peter Rosei



Andrea Grill



Adelheid Dahimène



Bettina Baläka



Doron Rabinovici



Kathrin Resetarits

Beschreiben und lesen

45 Schriftsteller und Schriftstellerinnen haben für das ALBUM Grenzerfahrungen beschrieben, fotografiert wurden sie von Heribert Corn. Lesen Sie alle Texte auf www.derstandard.at/Literatur nach.



Sabine Gruber



Gustav Ernst



Alfred Goubran



Konstantin Kaiser



Barbara Frischmuth



Leopold Federmair



Lydia Mischkulnig



Sabine Scholl



Dine Petrik



Franz Josef Czernin



Xaver Bayer



Kurt Palm



Peter Roos



Antonio Fian



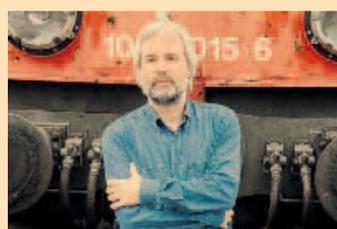
Clemens Berger



Andrea Winkler



Thomas Raab



Ludwig Laher



Günther Kaip



Reinhold Aumair



Christine Nöstlinger



Olga Flor



Brigitte Schwaiger



Hanno Millesi



Franz Schuh



Das fahrende Klassenzimmer

Zehn Monate lang waren Max und Emil Schuber mit ihren Eltern in Lateinamerika unterwegs. Der Land Rover Defender, in dem sie durch Argentinien, Chile und Bolivien fuhren, war ihnen dabei Wohn- und Klassenzimmer zugleich. Gelernt haben sie nicht nur Spanisch.

Tanja Paar

„Max im Dachzelt bei minus 18 Grad, das sind Temperaturen wie im Gefrierfach, das war schon eine Herausforderung“, erzählt Peter Schuber. Der Gymnasiallehrer sitzt mit seiner Frau Marion und den Kindern am Küchentisch ihres Hauses im burgenländischen Wulkaprodersdorf, vor der Tür ist der Land Rover geparkt, der der Familie zehn Monate lang ein Zuhause war.

27.000 Kilometer haben die vier von Oktober 2007 bis Juli 2008 zurückgelegt, von Buenos Aires bis nach Feuerland, zurück durch Patagonien bis in die chilenische Atacamawüste, von den weiten Hochebenen im bolivianischen Altiplano bis zum subtropischen Regenwald Argentiniens.

„Wir sind sehr langsam geist und haben bewusst gesagt, wir nehmen uns nicht ganz Südamerika vor, sondern nur drei Länder“, betont Marion Schuber. „Schließlich ging es ja auch darum, wie wir den Unterricht der Kinder in den Reisealltag einbauen können.“

Dass Max, zwölf Jahre alt, und Emil, zehn, überhaupt so lange unterwegs sein konnten, ohne an regulären Unterricht teilzunehmen, liegt an einer österreichischen Besonderheit. „Es gibt in Österreich keine Schulpflicht, sondern eine Unterrichtspflicht. Also

kann man ein schriftliches Ansuchen an den Landesschulrat stellen, die Kinder selbst zu unterrichten. Vor dem Aufstieg in die nächste Schulstufe müssen sie dann Feststellungsprüfungen machen“, erklärt Peter Schuber. Diese Möglichkeit steht nicht nur ihm als Mathematik- und Physiklehrer, sondern grundsätzlich jedem Mann offen, der es sich zutraut, seine Kinder selbst zu unterrichten.

Alltäglicher Lehrplan

„Einen schulähnlichen Betrieb aufzubauen ist uns nicht gelungen“, gibt er lachend zu. „Das Lernen musste sich dem Alltag unterordnen, dem Einkaufen, Kochen, Auf- und Abbauen“, erklärt Marion Schuber. Die Grafike-

LESEN & SCHREIBEN

rin und Fotografin hat Emil vor allem in Englisch, Deutsch und Geografie unterrichtet, der Vater die beiden Söhne in seinen angestammten Unterrichtsfächern. „Spanisch haben wir gemeinsam gelernt, da habe ich den Buben nichts vorausgehakt“, räumt der Professor ein.

Die Lehrpläne kann man sich heutzutage im Internet herunterladen, die Kinder waren zudem per E-Mail mit

ihren Klassenkameraden in Kontakt. „Meine Freunde haben mir dann z. B. die Fragen von Tests geschickt, die sie gerade in der Schule gemacht haben“, erzählt Max. Seine Deutschlehrerin hat zudem die Reise ihres Schülers mit einem EU-Projekt begleitet, im Zuge dessen auch die Homepage „Max auf Reisen“ eingerichtet wurde, in der Max seine Kollegen darüber auf dem Laufenden gehalten hat, welche Tests er gerade zu bestehen hat.

„Wir haben versucht, mit dem, was die Natur vorgibt, zu leben, dass der Unterricht Teil des Alltags ist“, erklärt Marion Schuber – und Max ergänzt: „Das hat nicht immer so gut funktioniert.“ In Feuerland sei es z. B. erst um Mitternacht finster geworden, in den kalten Nächten der Atacama habe man die ersten wärmenden Sonnenstrahlen sehlichst erwartet, da gibt es keinen fixen Stundenplan.

„Wir haben versucht, die Zeit nicht nur mit Fahren zu verbringen, obwohl wir große Distanzen zurückzulegen hatten“, erzählt Peter Schu-

ber. So sei die Familie oft einen Tag gefahren, dann jeweils zwei, drei Tage an einem Ort geblieben, in Patagonien standen auch mehrtägige Wanderungen auf dem Programm. „Mehr als zwei, drei Stunden strukturiertes Lernen am Tag war nicht möglich“, erzählt Peter Schuber. „Dabei haben wir drei bis vier Fächer geschafft.“ „Manchmal haben wir bei den Fahr-

ten Vokabeln geübt“, erzählt Emil – aber oft seien die Straßen so holprig gewesen, dass auch das nicht möglich war. „Dafür lebt man extrem in der Natur und kann Themen wie Fischfang, die südamerikanischen Pfahlbauten oder Holzwirtschaft direkt am Objekt erklären und lernen“, zeigt sich Marion Schuber begeistert.

Tierkunde am Objekt

Auch viele Tiere und Pflanzen haben die Kinder so kennengelernt, wie es ihnen kein Schulbuch vermitteln könnte. „Wale, Pinguine, Gürteltiere“, zählt Emil auf – und die giftige Kornfeldspinne, ergänzt Max, aber die hat die Familie Schuber zum Glück nicht persönlich getroffen.

Was die Kinder noch gelernt haben in diesen zehn Monaten? Zum Beispiel fixe Aufgaben zu übernehmen im Tagesablauf, beim Auf- und Abbau des Dachzelts helfen, die Schlafmatte, genannt „das Weiße“, ausbreiten, Schnüre spannen, die Folien, genannt „das Silberne“, zum Schlafen in den Fenstern anbringen.

Ordnung halten auf den knapp zwei Quadratmetern Fläche im Auto, die Wohnzimmer waren, Elternschlafzimmer und Küche, manchmal erweitert um ein Vorzelt gegen den Regen, den Benzincooker aus Platzgründen in der Hintertür eingebaut.

Aushalten auf engstem Raum, Geduld haben, wenn es nicht gleich etwas zu essen gibt. „Wenn niemand was kochen will und ich habe Hunger“, das hat schon genervt, sagt Max. Und Emil ergänzt: „Kein Backrohr, stell dir das einmal vor!“

„Ich habe gedacht, man kann mehr strukturiert arbeiten, aber das war nicht so.

Ich habe es auch von der Anstrengung her etwas unterschätzt“, erzählt Marion Schuber. „Wir haben alle gelernt, wie man selbst am besten lernt“, ergänzt ihr Mann. So lernt Max gern draußen auf der Wiese auf einer Matratze, Emil ist da zu sehr abgelenkt, weil es so viel zu sehen gibt.

Als Familie haben sie gelernt, dass man auf so engem Raum nichts lange zurückhalten kann, keinen Groll, kein Unbehagen. Dass man Verantwortung trägt für sich und füreinander. „Das Miteinander war das größte Geschenk“, sagt die zierliche Frau, der der größere der beiden Söhne schon bis an die Schulter reicht. „Zu Hause hat man nie die Zeit, so intensiv zusammenzuleben.“

Emil wird die erste Klasse Gymnasium in diesem

Herbst freiwillig wiederholen, obwohl er, wie sein Vater sagt, die Feststellungsprüfungen locker schaffen könnte. Ein Jahr geschenkt! Emil hat es sich so ausgesucht.

Max büffelt gerade fleißig für die Prüfungen, er will in die vierte Klasse aufsteigen und ist guter Dinge, dass er das auch schaffen wird. Was die Buben am meisten beeindruckt hat auf dieser Reise? Die Iguazú-Wasserfälle zwischen Argentinien und Brasilien, sagt Max, und die Handabdrücke der Urzeitmenschen in den Höhlen, sagt Emil – wie hießen die noch einmal? „Cuevas de los manos“, sagt seine Mutter und schreibt es auf. „Das schreibt man ohne Tilde über dem n“, sagt Max ganz freundlich und lacht.

DER STANDARD **Webtipp:**
www.max-auf-reisen.at

Fliegen Sie billig direkt nach Irland mit Aer Lingus.

Wien – Dublin

65€ schon ab
Hinflug einschliesslich Steuern und Gebühren

München – Belfast

39€ schon ab
Hinflug einschliesslich Steuern und Gebühren

München – Dublin/Cork

55€ schon ab
Hinflug einschliesslich Steuern und Gebühren

aerlingus.com

Gültig für Flüge ab 01. Oktober bis 31. Januar 2009. Preise gelten für eine Flugstrecke einschließlich Steuern und Gebühren. Unterliegt den Allgemeinen Geschäftsbedingungen und der Verfügbarkeit.